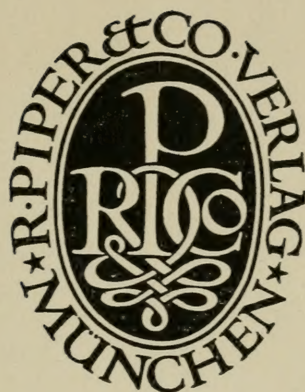


ALMANACH
DES VERLAGES R·PIPER & CO
MÜNCHEN



1904 – 1914


R·PIPER & CO·VERLAG
MÜNCHEN





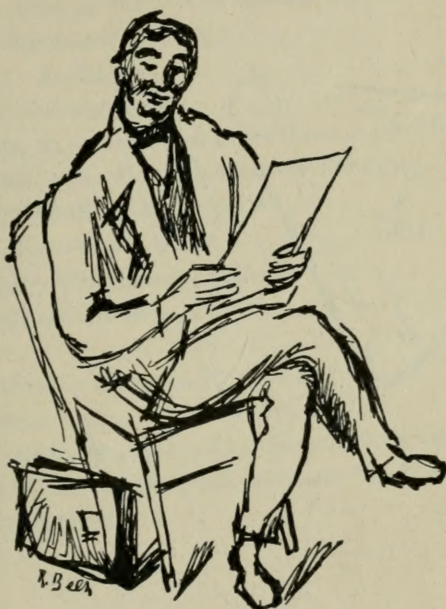
Renoir: Kinderbildnis
Aus Meier-Graefe's August Renoir

ALMANACH

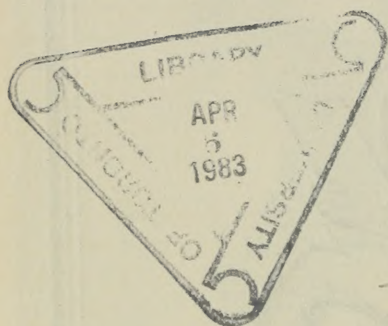
DES VERLAGES

R·PIPER & CO

MÜNCHEN



1904–1914



INHALT

BILDBEIGABEN

DAZU ZAHLREICHE TEXTILLUSTRATIONEN NACH BARLACH, BECKMANN, BEEH, DELACROIX, KUBIN, LIEBERMANN, PECHSTEIN, REINHARDT, RODIN u. A.



VORWORT

Wir wollen den Leser nicht an dieser Stelle durch eine langatmige Vorrede aufhalten. Einen zusammenfassenden Überblick über das, was wir wollen und was zum Teil schon erreicht ist, haben wir an den Schluß dieses Büchleins gestellt. Drei Namen stehen beherrschend über unserer Tätigkeit:

DOSTOJEWSKI, MARÉES, SCHOPENHAUER.

Dem größten Dichter, dem größten Künstler und dem größten Philosophen des neunzehnten Jahrhunderts haben wir zum ersten Mal Gesamt-Ausgaben gewidmet, die weit in die Zukunft hinüber wirken werden. Um die Werte zu bezeichnen, für die der Verlag weiterhin sich einsetzt, genügt es, wenn wir

noch diese hauptsächlichsten Namen hinzufügen: Daumier, Delacroix, Poussin, Manet, Renoir, Cezanne, van Gogh, Liebermann, Hodler. — Cranach, Dürer, Breughel, Rembrandt, Goya, Hogarth. — France, Mereschkowski, David, Morgenstern, Queri. — Meier-Graefe, Fiedler, Scheffler, Worringer, Hausenstein, Deri. — Mahler, Reger, Schönberg.

Von Themen nennen wir: den Buddhismus, die Mystiker, die Aphoristiker, die Mosaiken, die Gotik, den Städtebau, den Impressionismus, die Ostasiatische Kunst, die Modernen Illustratoren und die Anfänge des Expressionismus. Nur einen Teil dieser Werte konnten wir auf den folgenden Blättern einigermaßen andeuten.

Dabei haben wir uns bemüht, Dinge zu bieten, die auch dem genauen Kenner unseres Verlags noch neu sind, die also hier zum erstenmal veröffentlicht werden. Dazu gehören die autobiographischen Beiträge von Meier-Graefe, Mereschkowski und Morgenstern, der Brief von Dostojewski, die Aphorismen von Fiedler, die philosophischen Fragmente von Schopenhauer, die meisten Porträts und Zeichnungen.

Und so laden wir zum Probieren ein. Auch wenn hie und da ein Leser es beim Probieren bewenden lassen sollte, — was wir nicht hoffen — so wird er es kaum bereuen.



[illegible]
Paris 1 Octbr. 13

JULIUS MEIER-GRAEFE

MEINE ERSTE PARISER REISE

Als ich das erste Mal herkam, nun, das ist lange her. Ich könnte die Zeit nicht nach Jahren bezeichnen. Es war in einer Traumzeit. In der gab es viele wundervolle Dinge, von denen ich heute im einzelnen keine Ahnung mehr habe, aber die ich immer noch als ein himmlisches Ganze, das gar nicht teilbar war, spüre. Der feste Boden dieser wundervollen Dinge, sozusagen ihr Lokal, war Paris. Bei anderen ist es Homer oder der alte Fritz oder Amerika. Ich will gegen alle diese Lokale nichts sagen, behaupte aber natürlich, daß das meine besser ist und möchte mich, ohne auf Beweise oder dergleichen einzugehen, zunächst nur gegen die Annahme verwahren, das sei eine rein persönliche Geschmacksfrage. Ich weiß zum Beispiel, daß vielen meiner Mitschüler Breslau oder Berlin das gleiche Lokal war, von früheren Stadien nicht zu reden, in denen man Coopers Lederstrumpf dafür nahm. Abstrakt betrachtet, mag mein Paris etwas ganz ähnliches gewesen sein wie das Breslau und das Berlin und der Lederstrumpf anderer Jungen, aber schließlich kann man auch aus einem Matjeshäring das Lokal machen oder aus einer Hundehütte. Es ist aber wohl nicht zu kühn, anzunehmen, daß, auch abgesehen von der Subjektivität, zwischen diesen Lokalen Unterschiede bestehen, wenn es mir auch sehr fern liegt, jemandem die Seligkeiten seiner Hundehütte auszureden. Es kommt auf die Eignung an. Es

gibt Leute, die sich alle Jahre ein neues Lokal suchen. Von denen behaupte ich, daß sie nie eines besessen haben. Und was bleibt ihnen übrig, als zu wechseln, wenn sie auf Hundehütten oder dergleichen fallen? Das Lokal muß von vornherein groß genug, auf Wachsen berechnet sein, und doch nicht so groß wie der liebe Gott, denn dann verliert man sich. Überhaupt scheint es gut, daß man weiß, wo es wenigstens ungefähr zu finden ist. Die ganz abstrakten Lokale, die zumal für ältere Leute manche Vorteile haben, sind bei uns sehr beliebt, aber haben ihre Schattenseiten, wie die Geschichte Deutschlands wiederholt bewiesen hat.
Ich sprach Paris als strenges Oxytonon aus mit einem scharfen S am Ende, und zuweilen hing ich noch mehrere S daran, je nach den Umständen, zum Beispiel wenn ich mit meinen Freunden über die wenig erquicklichen Verhältnisse in der Obersekunda sprach. Verschiedenen Mädchen sagte ich, ich sei dort geboren. Sie können sich denken, wie das in Klodnitz wirkte. Es genügte schon sehr reichlich, aus Breslau zu sein. Paris war sogar ein wenig übertrieben.
Ich lebte lange hier, bevor ich hierherkam, als junger Held, der arm an Mitteln, aber reich an Energie und Ideen die Riesenstadt betritt. Ich kämpfte mit Paris, es brachte mich an den Rand des Abgrundes, aber ein paar Minuten vor dem Untergang besiegte ich es, und es legte sich mir zu Füßen. Ich erinnere mich nicht mehr, wie das alles im Einzelnen vor sich ging. Es war etwa so wie in den Büchern, aber schließlich las ich so viele, daß es mir eigentlich gar nicht möglich war, mich mit so vielen Schicksalen zu identifizieren. Ich möchte sogar gerade das als das Schöne hinstellen, diese Unabhängigkeit von Einzelheiten. Denkt man etwa bei seiner ersten Liebe an solche Spitzfindigkeiten? Man vereinigt sich mit dem angebeteten Wesen und fertig. Übrigens dachte ich sehr keusch an Paris. Nie, ich

schwöre es, habe ich an den Klodnitzer Unfug dabei gedacht. Nie kamen mir Pariser Frauenzimmer-Geschichten in den Sinn. Ich war ein lasterhafter Bengel und machte Eltern und Lehrern das Leben sauer. Aber das war alles nur in Klodnitz, wo man schließlich nichts anderes zu tun hatte. Wenn mir Pariser Frauen vorschwebten, so waren sie so etwas wie die Putten um Heinrich den Vierten, die Begleiter der Gloria, nichts anderes. Sie hielten den leuchtenden Metallschild. Aber in dem Metall spiegelte sich kein irdisches Wesen, sondern meine heldenhafte Zukunft. Ich war nichts als Held in Paris, ein Held ohne Einzelheiten, ohne Spitzfindigkeiten.

Es ist merkwürdig, daß man so ein Gefühl unangreifbar in sich tragen kann, ohne es mit Wahrscheinlichkeiten speisen zu müssen. Meine Eltern wohnten auf dem Lande. Klodnitz war ein Nest von 8000 halbpolnischen Menschen. Auf unserer Übersiedelung vom Rhein nach dem Osten hatten wir uns ein paar Tage in Dresden aufgehalten, und ich kannte Breslau. Darauf beschränkten sich meine Erfahrungen von der Großstadt. Und trotzdem hatte Paris durchaus nichts von Dresden oder Breslau, geschweige von Klodnitz. Ich machte mir kaum klar, daß es auch eine Stadt mit Häusern war, noch viel weniger, daß man einmal diese Häuser gebaut hatte, so wie man in Klodnitz die neue Landesbank und das Rathaus baute. Nun, es wird mir wohl nicht gelingen, Ihnen klar zu machen, wie ich mir Paris dachte, denn ich weiß es heute selbst nicht mehr. Ich habe nur auch heute noch jenes ganz herrliche dunkle Gefühl von Paris, als ich noch nie hier gewesen war. Ich weiß nicht einmal, ob heute, wo ich Paris kenne, mein Eindruck wesentlich anders ist. Er beruht heute auf Dingen, von denen ich damals keine Vorstellung hatte. Die Einzelheiten sind gekommen, tausende von tausenderlei Art, schöne, häßliche, erhabene, lächerliche. Ich habe hier allerlei durchgemacht, viel

Dummes und anderes, und zum Heldentum, Gott sei es geklagt, bin ich nicht gekommen. Sie lächeln und nicken, die Wirklichkeit, die Prosa. Ach nein, entschuldigen Sie, so ist es nicht gemeint. Sie haben durchaus keinen Enttäuschten vor sich. Von Desillusionen oder dergleichen ist keine Rede. Mein Heldentum war Unsinn, das ist richtig. Machen Sie dafür die Herren Ohnet, Daudet und die anderen, die in Klodnitz zu haben waren, verantwortlich und die Mädchen in Klodnitz und die ganze verdammte Plackerei auf der Schule und auf der Bude. Das Heldentum von Paris aber — o, wissen Sie, darüber denke ich heute noch weit phantastischer als damals, und mit Belegen, mit ganz sicheren, greifbaren Argumenten, mit all den hunderttausend Einzelheiten, von denen ich damals keine Ahnung hatte. Als Zuschauer, höhnen Sie. Und da meinen Sie nun, mich so richtig abzutun. Ja, als Zuschauer. Und sehen Sie, das finde ich das Fabelhafte, das ganz und gar Phantastische von Paris, daß man hier als Zuschauer Teil an dem Heroentum haben kann. Sehen Sie, das ist ja der einzige Unterschied zwischen Paris und Breslau und den anderen Lokalen. Es ist vielleicht nicht so etwas Ungeheueres, sich in Klodnitz zu einem Heldentum zu erheben, oder in einer Hundehütte, oder vor einem Matjeshäring. Ich glaube, es ist nicht etwas sehr Tolles in Berlin, ja nicht einmal in Paris. Schließlich gibt es allerlei Helden und man kann sich immer trösten. Aber daß das andere heldenhaft wird, das Lokal, verstehen Sie, daß die Luft, die Sie umgibt, alles, was sie berühren durch tausend Einzelheiten und trotz tausend Einzelheiten zu etwas Heldenhaftem wird, dem Sie mit allen Spitzfindigkeiten nicht nahe kommen, nun, das sollen Sie mir einmal in Klodnitz nachmachen. Heldenhaft ist natürlich nur ein Wort. Ich versteife mich nicht darauf, meinetwegen kann man es auch ganz anders nennen. Ich meine das Jenseits von den Einzelheiten, das nicht totzukriegen ist.

Meinetwegen das Historische aber mit dem Sinn, daß es nie und nimmermehr historisch wird, sondern ganz lebendig da bleibt, hier zum Vorschein kommt, dort, immer, wo man es am wenigsten ahnt, und alles, das Höchste sogar, zu etwas Relativem von dieser Stadt macht. Ich möchte ja nicht exemplifizieren, um nicht zu verkleinern, denn das Sichtbare ist nur ein ganz winziger Teil des Vorhandenen. Alle aus der Sache selbst gewonnenen Exempel würden immer nur um die Sache herumgehen, sie nicht fassen, wenigstens nicht ihre Grundeigenheit, auf die es ankommt. Paris hat keine Einzelheiten. Wenn man etwas von ihm sagen will, müßte man von etwas ganz anderem reden. Und deshalb hatte ich als Junge, als ich noch nie hier gewesen war, mit meinem Eindruck gewissermaßen ganz recht. Paris hat keine Einzelheiten. Wenn mir gelänge, diesen einzigen, winzigen Satz, der noch dazu etwas Negatives enthält, so recht klar zu machen, würde ich etwas durchaus Treffendes von Paris sagen, etwas, das Paris vor allen Städten voraus hat. Alle anderen Unterscheidungen treffen nicht den Kern. Ist es schöner als andere? Möglich, sehr möglich. Enthusiasten behaupten, es sei die einzige Stadt, die anderen Metropole seien große Dörfer. Auch das ist möglich, und es sagt schon etwas mehr, aber ist doch im Grunde nur eine konstruierte Einzelheit, eine Nebensache. Was kümmert uns, was Paris für den Städtebau bedeutet! Gerade so gut könnte man glauben Michelangelo mit seiner Beziehung zum Barock, Göthe mit seiner Beziehung zur deutschen Sprache erschöpfen zu können. Ja, ich möchte fast, Sie erraten es, Paris in die Reihe jener Begebenheiten rücken, die sich für uns nur in der Hülle großer Menschen darzustellen pflegen. Natürlich kann ich das nicht beweisen. Es wäre entsetzlich lächerlich und miserabel, entsetzlich kompliziert. Man müßte von der Hundehütte ausgehen und von Klodnitz oder Breslau. Man müßte jenen Begriff des

Lokals für wunderbare Dinge feststellen, der mir auf der Schule vorschwebte. Man müßte ganz unbeweisbare Dinge beweisen, das Schöne und Edle, das Gute, Gott und den Teufel und wer weiß, was sonst noch. Vor allem müßte man das Menschliche beweisen. Hier berühren wir den wesentlichen Punkt. Hat man das Menschliche, so hat man Paris. Das ist sicher. Ich behaupte, daß das eine ohne das andere nicht denkbar wäre, daß das Menschliche ohne Paris kein Lokal hätte, ja nicht einmal eine Haut. Die Behauptung, man könne einen Menschen nach seinem Verhältnis zu Paris beurteilen, ist eine ganz nackte, höchst einfache Tatsache.

Nun will ich aber doch erzählen, wie es wirklich das erste Mal, an das ich mich erinnere, war. Meine Eltern hatten mir eine Ferienreise an den Rhein geschenkt, weil mein Zeugnis besser als gewöhnlich gewesen war und ich unmittelbar vor dem Abiturium stand. Ich sollte den Rhein hinauffahren und dann auf dem Rückweg Freunde der Eltern in Düsseldorf besuchen. Ich muß gleich sagen, daß mir zunächst nichts Schlimmes dabei in den Sinn kam. Es war mir eigentlich ganz gleich, ob es an den Rhein ging oder anders wohin, wenn es nur recht weit von Klodnitz war. Ich liebte über alles lange Bahnfahrten. Eine kleine Nebenabsicht hatte ich dabei. Bei meinem Vater war ein junger Mann als Beamter, und zwar als Chemiker, der vom Rhein stammte und jetzt gerade in Mainz eine Übung als Offizier abmachte. Mit diesem Mann, er hieß Fritz von Deuß, verband mich eine sonderbare Freundschaft. Ich liebte ihn. Er war reichlich ein Dutzend Jahre älter als ich, ein sehr stolzer Mensch, trotz seiner kleinen Verhältnisse sehr nobel in seinem Auftreten, ein verkappter Prinz. Er gab sich nicht viel mit den anderen Leuten des Nestes ab, hatte in allem was er tat, etwas Edelmännisches, was mir über die Maßen gefiel, und er war es, der mir meine leidenschaftliche Liebe

zum Soldatenstand beigebracht hatte. Ich wollte auch Offizier werden, weil es mir sehr schön erschien, mit solchen edelmännischen Menschen immer zusammen zu sein. Übrigens hatte er schon deshalb meine ganze Liebe, weil er mich wie einen Erwachsenen behandelte, während alle anderen es geradezu darauf anlegten, mich merken zu lassen, daß ich nicht zu ihnen gehörte. Er sagte mir sogar, dessen bin ich sicher, Dinge, die kein anderer wußte, denn im allgemeinen war er sehr zugeknöpft. Ich saß manchen Abend bei ihm, trank den Wein, den er vom Rhein — seine Eltern hatten ein kleines Weingut — geschickt erhielt, und wir sprachen sehr viel zusammen. Was es eigentlich war, worüber wir sprachen, ist mir entfallen, ich weiß nur, daß es immer voll von Begeisterung war. Meinem Vater war der Verkehr mit Herrn v. Deuß nicht angenehm, da er mich um keinen Preis Soldat werden lassen wollte und Deuß als Chemiker nicht sehr hoch schätzte. Um mir die Soldaten-Idee auszureden, hatte er mich sogar einmal in den Herbstferien zu meinem Onkel Karl geschickt, der ein alter Major war. Aber ich hatte den Zweck dieses Ferienbesuchs nicht einmal gemerkt. Die Tage in Mainz waren wunderbar. Man muß sich vorstellen, daß ich den ganzen Tag mit lauter Offizieren zusammen verbrachte. Ich war der einzige, der keine Uniform trug. Es wurde sehr viel von dem herrlichen Wein getrunken, und ich befand mich immer in einem himmlischen Nebel, der übrigens meinen geistigen Kräften durchaus keinen Abbruch tat. Eines Abends beschloß man, in Zivil zu bummeln. Wir gingen in ein kleines Restaurant, das nach hinten, ganz abgeschlossen nach allen Seiten, einen hübschen Garten hatte. Die Nacht war wunderbar. Es war sozusagen die letzte Nacht einer sonderbaren Periode meines Daseins, und ich werde sie nie vergessen. Wir saßen unter freiem Himmel und sangen und tranken. Ich liebte namentlich

das Lied vom Grafen von Rüdesheim, hatte eine leidliche Stimme und wußte mit gutem Schwung zu singen. Den Grafen von Rüdesheim mußte ich in jener Nacht mehreremals wiederholen. Das Schöne war, daß ich mich, da die anderen nun auch in Zivil waren, sozusagen ganz zu ihnen gehörend betrachten konnte. Ein Leutnant trank sogar mit mir Brüderschaft. Nur Deuß wurde mit der Zeit immer stiller. Er konnte so eine Art Traurigkeit haben. Das liebte ich sehr an ihm und wußte, womit es zusammenhing. Ich freute mich, etwas Gemeinsames mit ihm zu haben, von dem die anderen nichts ahnten. Denn sicher hatte er nie mit ihnen darüber gesprochen. Ich war auch in Hildegard Lehnert verliebt, das einzige wirklich wertvolle Wesen des Klodnitzer Kränzchens, das eher in ein Jagdschloß als nach Klodnitz gehörte; und, während es mich überaus schmerzte, sie mit irgend einem Menschen auch nur sprechen zu sehen, war ich von jeder Eifersucht auf Deuß vollkommen frei. Das kam alles dazu. Wir blickten uns manchmal an und tranken auf sie, ohne etwas zu sagen. Jeder von uns wußte, was gemeint war. Die Nacht verging unter diesen herrlichen Empfindungen, und morgens gegen sieben machte einer den Vorschlag, nach Rüdesheim zu fahren und zum Niederwalddenkmal hinaufzugehen. Die Idee gefiel allen, ich wäre nur gern noch viel weiter gefahren. Wir gingen an den Bahnhof, ich Arm in Arm mit Deuß und dem Leutnant, meinem Dutzbruder. Es war so eine rechte Rheinstimmung, man fühlte sich fähig, zehn Tage so weiter zu schwärmen, ohne ins Bett zu gehen. Jeder hatte glückliche oder wenigstens erhebende Gedanken, edelmännische Gedanken, und Deuß nahm Billets erster Klasse. Als wir auf den Perron gingen, fiel zufällig mein Blick auf eine Tafel mit der Inschrift: Extrazug nach Paris 11 Uhr 30. Ich sehe die Tafel noch ganz genau vor mir. Die Worte waren in Druckschrift mit Kreide geschrieben, weiß auf



Manet: Frauenbildnis
Aus Meier-Graefe's Manet

schwarz. Darunter stand der Preis in der III. Klasse, es war ganz lächerlich billig, ich glaube, so etwas wie 20 Mark. Wie ein Blitz ging es mir durch den Kopf, so heftig, daß ich unwillkürlich dem Leutnant, der mir zur Rechten ging, in den Arm kniff. Als er mich ansah, machte ich einen Witz und lachte blödsinnig. Es war mir sofort klar, die Sache mußte vor den anderen verborgen werden. Ich hätte etwas darum gegeben, jetzt in einem leeren Zimmer fünf Minuten herumlaufen zu können, um zu überlegen, aber wir mußten uns beeilen, in den Zug nach Rüdesheim zu kommen. Ich stolperte, als ich einstieg. Es war sonst meine Leidenschaft, erster Klasse zu fahren. Es gab eigentlich nichts Schöneres, ganz abgesehen davon, ob man von Klodnitz nach Rudnitz oder von Mainz nach Rüdesheim fuhr. Eine Vorliebe hatte ich für die durchgehenden Züge mit interessanten Reisenden. Diesmal fehlte mir für alles das das rechte Gefühl. Ich saß in einer Ecke, die Hand in der Hose, die Finger im Portemonnaie, und suchte abzutasten, wie viel Geld noch darin war. Auch die anderen wurden auf der Fahrt immer stiller, und Deuß, der neben mir saß, schlief ein. Sie sahen alle übernächtig und verdrießlich aus. Dann und wann versuchte einer mit ein paar Brocken die schöne Nachtstimmung fortzusetzen. Mir war das geradezu eine Pein. Nichts von alledem vertrug sich mit dem drängenden Gefühl in mir. Ich hatte unerträglich heiß, hätte am liebsten das Dach des Coupés, meine Kleider und womöglich meine Hirnschale abgenommen. Auf das gegenüber laufende Rheinufer starrte ich wie auf Buchstaben und wußte nicht, ob ich die Fahrt beschleunigen oder verlangsamen sollte. Selbst Deuß wurde mir unangenehm. Er schnarchte laut und hatte einen dummen Zug um den Mund. Mit trockener Zunge versuchte ich dem Leutnant, mit dem ich mich duzte — ich versprach mich aber jedesmal — klar zu machen, wie dumm

eigentlich der ganze Ausflug sei. Er gab mir vollkommen recht, sein zweites Wort war immer: daran kann nicht gezweifelt werden. Gleich darauf schlief er ein. Ich war schließlich nur noch ganz allein munter. Oh und wie munter. Es hämmerte, tobte in mir. Ich nahm richtig meine Börse heraus und zählte ganz offen meine Barschaft. Ein paar Groschen fielen mir herunter und ich mußte sie zwischen den Stiefeln und unter den Sitzen zusammensuchen. Nach der Ankunft in Rüdesheim wurde ausführlich gefrühstückt. Sie aßen alle mit wahrem Heißhunger und wurden mir geradezu widerlich. Ich bezwang mich aber und kam vorsichtig mit dem Vorschlag, doch lieber das alberne Denkmal zu lassen und gleich zurückzufahren. Erst antwortete niemand, dann gab es Opposition. Derselbe Leutnant, der mir vorhin, bevor er eingeschlafen war, zugestimmt hatte, sprach jetzt dagegen und zwar in so einer echten Leutnant-Manier. Es könne nicht daran gezweifelt werden usw. Es kam beinahe zu scharfen Worten. Die Entscheidung brachte Deuß, der sich unwohl fühlte und so traurig aussah, daß ich meinen Vater begriff, der immer in sehr wegwerfender Weise über ihn sprach. Ich saß aber wie auf Kohlen. Denn von dem Entschluß, zurückfahren, zu der Ausführung schien ein unübersehbarer Weg, und Deuß war so apathisch, daß jeden Augenblick ein Umschlag erwartet werden konnte. Schließlich bestellte man sogar noch Champagner. Es war natürlich der Leutnant, mit dem ich mich übrigens nicht mehr duzte. Ich tat einfach so, als hätte ich es vergessen und wenn er zu mir sprach, stellte ich mich apathisch und starrte nur so vor mich hin. So brachte ich es richtig dazu, daß wir um neun Uhr wieder im Zuge saßen. Ich wohnte bei Deuß. Es war noch genau eine Stunde Zeit. Als wir in seiner Wohnung angekommen waren, setzte ich ihm alles auseinander und log das Blaue vom Himmel. Er saß auf dem Sofa unter zwei gekreuzten Säbeln und verstand kaum,

was ich wollte, hatte aber nichts einzuwenden. Das Richtige sei, murmelte er, überhaupt aus der Welt zu gehen. Man könne doch nur das Gewollte erreichen und wahrscheinlich würde Fräulein Lehnert mit einem anderen viel glücklicher werden. Er lachte plötzlich ganz laut, und ich nickte dazu. Ich kam mir wie ein gemeiner Verbrecher vor. Wenn er auf der Stelle gestorben wäre, hätte ich mich auch nicht abhalten lassen. Er hat vielleicht etwas gemerkt, denn er sah mich einmal mit einem sonderbaren verächtlichen Lächeln an. Ich hatte noch so viel Haltung, ihm zu danken und adieu zu sagen. Noch heute sehe ich sein edelmännisches, trauriges Gesicht mit dem hübschen, ziemlich langen Schnurbart. Vorbei, vorbei! Um 11 Uhr 30 saß ich in dem Zug nach Paris.

Es war der richtige Extrazug, überfüllt zum Brechen mit grauslichen Menschen. Ich ließ sie natürlich reden und erfuhr, daß der Zug am anderen Morgen um 4 Uhr in Paris ankomme und daß in Paris eine Weltausstellung sei. Nun um so besser. Die Quartierfrage bildete den Gegenstand von hundert Gesprächen, die Beköstigung desgleichen. An etwas anderes konnten solche Völker nicht denken, machten dazu rohe Witze, wo man sich abends die Zeit vertreiben könnte. Ein Kommis oder dergleichen sagte immer, da sei etwas fällig, und tat so, als ob er schon hundertmal dagewesen sei. Ich saß da und rührte mich nicht. Manchmal glaubte ich, noch neben Deuß und den anderen zu sitzen, und verwechselte den Kommis mit dem Leutnant, mit dem ich mich geduzt hatte. Mein Mund war wie ein zugeklebter Brief. Einem Gauner, der allen Grund hat, möglichst unbemerkt zu bleiben, muß es so zu Mute sein. Ich dachte weder an Paris noch an irgend sonst was, höchstens an den Schlips, den ich bei Deuß vergessen hatte. Ach, wie wenig heroisch war mir. Etwas ekelhaft Serviles war der einzige Bestandteil meines Wesens. Natürlich verachtete ich die Mit-

reisenden und redete kein Wort mit ihnen. Ich habe ihnen kaum unrecht getan, denn es war sicher eine recht üble Gesellschaft. Aber ich beteiligte mich doch sozusagen passiv, mit einem freundlichen Lächeln, sobald mich einer ansah. Ich war widerlich servil gegen den Kommis, der am meisten sprach, ein roter Bart mit einer gemeinen breiten Nase zum draufschlagen. Ich war servil gegen den Zug, der mit mir machte, was er wollte, und mich zuweilen in die lächerlichsten Stellungen brachte, servil gegen das ganze Dasein. Ich hielt zum Beispiel die ganze Zeit meine Hände in dem ziemlich engen Überzieher, was natürlich meine bleierne Bewegungslosigkeit noch vergrößerte. Meine Finger polkten immer an einem Kirschkern herum, der noch von Klodnitz her in der Tasche war. Das ging so Stunden um Stunden. Schließlich mag ich auch geschlafen haben. In der Nacht hielten wir irgendwo eine ganze Weile. Alle stiegen aus, ich mit. Der Kommis redete französisch und ließ sich Kaffee reichen. Auch ich nahm so einen großen weißen Kump ohne Henkel und nickte, als man mich etwas fragte und darauf bekam ich auch Kaffee in den Kump. Es kam mir vor, als wären wir Sträflinge, die transportiert wurden. Von jener Station an wurde die Fahrt angenehmer und die Zeit flog nur so. Der Kommis zog mich in ein Gespräch, und ich redete wie ein Wasserfall. Es war ein sehr gewifter Mensch, der in allem Bescheid wußte. Es ist mir heute noch ein beschämendes Gefühl, daß ich mich den Rest der Nacht auf das angeregteste mit ihm unterhalten habe. Dabei versuchte ich vergeblich, eine eigene Meinung zu äußern. Er gewann im Handumdrehen die Gewalt über mich, und ich mußte ihm in allen Punkten recht geben, obwohl es mir in der Seele zuwider war. Ich habe eigentlich nie wieder in meinem Leben bei einer Unterhaltung meine Dummheit und Unerfahrenheit so schmerzlich gefühlt. Als wir uns dem Ziele näherten, brach ich ziemlich brutal ab



Eugen Delacroix: Reiter
Zeichnung. Aus Meier-Graefe's Delacroix

und wurde ganz schweigsam. Es kam mir langsam zu Bewußtsein, wohin die Reise ging. Die anderen redeten umso toller. Es war unerträglich. Sie hatten noch irgend eine Bagatelle vor, als der Zug langsam und majestätisch in die Bahnhofshalle einfuhr.

Der Einzug in Paris. Ich machte mir alles klar. Es war mir durchaus nicht verborgen, was dieser Moment für mein ganzes Leben bedeuten würde, aber ich wurde trotzdem nicht das Gefühl der Niedergeschlagenheit los. Immerhin war ich froh, kein Gepäck zu haben und mit meiner Tasche in der Hand gleich weiter zu können, während die anderen wie ein Zug gestrandeter Auswanderer zwischen ihren lumpigen Sachen standen und sich nicht zu helfen wußten. Ich folgte dem Menschenstrom nach dem Ausgang, gelangte auf die Straße und entdeckte gleich an der Ecke ein für mich passendes kleines Hotel. Man sprach deutsch. Für fünf Francs erhielt ich ein mäßiges Zimmer, aber es war ein Zimmer für mich allein. Es war eine wahre Wonne, allein zu sein. Ein paar Minuten genoß ich dieses Gefühl und alles Kommende mit pochendem Herzen. Dann wusch ich mich. Es mochte kurz vor fünf Uhr sein, der Tag war noch grau, aber versprach gutes Wetter. Ich rannte vom Waschtisch wohl hundertmal an das Fenster. Drüben war ein kleines Restaurant für Kutscher und dergleichen mit allen möglichen Aufschriften auf den Fenstern. Schon diese Aufschriften hatten etwas ganz Besonderes. Ich machte mich so schnell wie möglich fertig, ging die vier Treppen, die etwas dunkel waren, vorsichtig hinunter und trat bedächtigen Schritts ins Freie. Ich nahm auf Zufall hin die erste Straße, die zweite und dritte und kam auf die Boulevards.

Die Boulevards! Sie können sich denken, welche Rolle die Boulevards in meinen Träumen gespielt haben. Nie wäre ich auf den Gedanken gekommen, in ihnen etwas zu sehen, das

zum Beispiel von ferne oder von nahe der Bahnhofstraße in Klodnitz oder der Schweidnitzerstraße in Breslau entsprach. Viel eher hätte ich sie mit der Milchstraße verglichen. Es wäre mir nie eingefallen, mit ihnen den gewöhnlichen Begriff der Straße, auf der man geht wie man in Klodnitz oder Breslau geht, zu verbinden. Sie werden das alles schrecklich übertrieben finden. Und doch passierte hier das Unglaubliche, daß das Übertriebenste von der Wirklichkeit noch unendlich übertrieben wurde, sodaß mir alles, was ich früher darüber gedacht hatte, von lächerlicher Kleinheit erschien. Mag der nicht gewöhnliche Zustand, in dem ich mich befand, — schließlich hatte ich zwei Nächte nicht geschlafen — daran schuld sein; er hat vielleicht in der Tat einen gewissen Anteil, den ich mich hüten werde, feststellen zu wollen (denn mir scheint die Unterscheidung zwischen Objektiv und Subjektiv nie schwerer als bei solchen Eindrücken). Noch heute meine ich, jeder Mensch hätte an meiner Stelle ähnlich, wenigstens in ähnlicher Richtung empfinden müssen. Es war eine geradezu mysteriöse Erfüllung. Sie hatte wirklich etwas Milchstraßenhaftes, kam aus einer ganz unvorhergesehenen Richtung, aus einer anderen dunklen, plötzlich schattenhaft auftauchenden neuen, ungeheuerlich neuen Welt, hatte das Unpersönliche einer nackten Tatsache und gleichzeitig, das war das Seltsame, das mir erst viel später zum Bewußtsein gekommen ist, das damals nur pochende Ahnung war: das höchst Persönliche einer Verwirklichung meiner Träume. Die Boulevards waren leer. Ich war allein.

Es wird mir nicht gelingen, etwas von Paris zu sagen, wenn es mir nicht gelingt, wenigstens diesen ersten Eindruck wiederzugeben. Sie werden denken, ich wolle mit Paradoxen spielen oder Literatur machen. So klingt es. Sie erwarten wer weiß was, und dann kommt eine leere Straße heraus. Aber

Sie wissen vielleicht nicht, wie Paris morgens um fünf Uhr aussieht. Und Sie wissen sicher nicht, wie es an jenem Morgen aussah. Niemand weiß das, denn ich war allein. Das ist das wesentliche. Ich habe seitdem allerlei Reisen gemacht, war in Marokko und am Nordkap, habe mich einmal auf der Jagd in den Karpathen verlaufen und habe drei Stunden lang mit einem finnischen Kutscher, der den Starrkrampf bekam, auf einer russischen Steppe im Schnee gesteckt. Ich bin ein einziges Mal in meinem Leben allein gewesen, damals an jenem Morgen in Paris auf den Boulevards, und ich glaube, es wird mir nie wieder passieren.

Ich erwartete auch wer weiß was, vielleicht noch viel mehr als Sie. Was wissen Sie von meinen Erwartungen! Was wußte ich selber davon! In dumpfen Stunden, wenn der Junge gedrückt und gezwickt wurde — das verstand man in Klodnitz, alles drückte und zwickte in dem verdammten Nest; in jenen lieblichen Montagstunden, es gab eigentlich immer nur Montage in der ganzen unübersehbaren Zeit; wenn er beschämt wurde und sich schämte — das war so ungefähr die einzige Betätigung in Klodnitz außer Ochsen und Sauerkrautessen und hinter den Dienstmädchen her sein; wenn die Armut, die gewisse bodenlose, gegenstandlose Armut ihn zerkrampfte und er sich, halb verrückt vor Heimweh, nach irgend etwas fragte, ob es denn nie anders werden würde, ob wirklich die Welt nur aus Lehrern und Schülern bestände, ob man nie anders lachen, anders reden, anders leben würde als hier, ob einem wirklich dieses oder ein anderes Einerlei für alle Zeiten bestimmt sei — denn man konnte sich eigentlich in unserer Pension und auf unserer Schule das Leben nicht anders vorstellen; in solchen Stunden, zwischen herrlichen Selbstmordgedanken und blödsinnigstem Stumpfsinn, passierte es mir manchmal, daß ich plötzlich, so deutlich, daß ich taumelte, ein



Aufnahme nach dem Leben

flimmerndes Etwas vor mir sah, eine Art Stadt mit fabelhaften Straßen, Plätzen und Palästen. Da gab es Häuser wie Gebirge, in unabsehbaren, kaum gebogenen Reihen; Monumente zu Ehren großer Leute aus Silber und Gold mit erzgegossenen Namen; Gärten, groß wie Provinzen, mit gleich gewachsenen, tausendjährigen Bäumen und zahllosen bunten Beeten, wo Herren, alle in Zylinder, und Frauen, alle in Seide, gelassen promenierten und sich zuweilen mit unnachahmlicher Grandezza grüßten. Da kannte sich jeder, obwohl es Millionen waren, und doch war jeder eine Welt für sich. Da sprühten Erlebnisse kühnster Art wie Lichter; ganz leicht nur wie ein Atem gingen sie über einem hin. Waren sie freudiger Art — das weiß ich nicht einmal, sie waren viel mehr als Freude, viel leichter, viel erhabener. Ich weiß, daß etwas Dunkles dahinter war, etwas ganz Geheimnisvolles und vielleicht Furchtbares, das allen Lichtern, aller Pracht erst das Besondere gab. Etwas von dieser Art erwartete ich. Und glauben Sie mir, wenn ich wirklich sofort diese Pracht und das Phantastische meiner früheren Vorstellungen an jenem Morgen irgendwie realisiert gefunden hätte, wenn mir wirklich gar ein Drama erhebender Art beschert worden wäre, wenn ich das unerhörteste wirkliche Erlebnis erlebt hätte: nie, davon bin ich fest überzeugt, wäre der Eindruck größer, dauernder, ja, ich wage es, erhabener gewesen, erhabener mit dem dunklen Geheimnisvollen dahinter, als diese Leere von Paris, in der ich, der hergelaufene Junge mit seinen Primanergeschichten, der einzige Mensch war. Das rein Äußerliche habe ich mir später klar gemacht bei anderen Gelegenheiten, wo ich Erwartung und Erfüllung vergleichen konnte. Wären z.B. unzählige Menschen auf der Straße gewesen, so hätte man sich doch noch vielleicht etwas mehr vorstellen können. Schließlich kann man sich, das ist nun einmal so, immer noch viel mehr vorstellen

als man wirklich zu sehen vermag. Diese Leere aber war nicht auszudenken. Sie entzog sich den Erfahrungen des jungen Menschen, war vor ihm, außerhalb aller seiner Vorstellungen da, sie dünkte ihm übermenschlich. Natürlich versuchte er sofort, sie zu bevölkern. Es war ja Platz genug, und vielleicht hatte er sich nur nach einem Platz, den er bevölkern könne, gesehnt. Aber es blieb ein rein äußerliches, fast ein mechanisches Begehren, das an die Sache nicht heran konnte, vielleicht nicht einmal heran wollte, gebannt von dem gewissen Dunkel dahinter, von der Ahnung, daß diese Leere nichts Wirkliches, ein abstrakter Begriff, eine Täuschung sein könne, daß sie in Wirklichkeit das Zeichen für eine unerhörte Fülle war.
Denn hinter diesen ungeheuren, bewegungslosen Häuserreihen mußte es von Menschen wimmeln, wenn sie nicht eben mit einem Schlage alle gestorben waren. Irgendwo meldete sich die dumme Frage: wenn dem so wäre? Diese vielen merkwürdigen Riesenbuchstaben über und zwischen den Fenstern, auf den Dächern und hart über der Erde, sogar auf der Erde, aus Gold, aus Weiß, aus Schwarz, zu Zeichen zusammengesetzt, mußten für zahllose Vorübergehende, Vorüberfahrende, Vorüberfliegende Sinn und Bedeutung haben. Wenn nicht etwa soeben die Zeichen, Sinn und Bedeutung verloren hatten. Es war ein eigentümlicher Modergeruch in der Luft, scharf, säuerlich und ein wenig süß. Ich hatte dergleichen noch nie gerochen und wußte gleich, ich würde es nie vergessen. Später, als ich von dem Geruch erzählte, behauptete ich immer, es sei eine Mischung von Absynth und Zigaretten gewesen, was auf die Zuhörer immer einen besonderen Eindruck zu machen pflegte. Damals aber an jenem Morgen dachte ich durchaus nicht an Absynth und Zigaretten. Ich brachte vielmehr den Geruch mit jenen toten Riesenbuchstaben an den Fassaden in Verbindung. Mit einer gewissen Aufmerksamkeit suchte ich nach Spuren

des Menschlichen. In den Holzpflastern fanden sich tiefe Rinnen. Es fiel mir ein, was uns Dr. Heuermann, unser Lateinlehrer, von den Straßen in Pompeji erzählt hatte. Das Pflaster zeige tiefe Rinnen, und die rührten von den Wagen der Pompejaner her. So etwas gab es auch auf dem Klodnitzer Pflaster. Und nichts hatte mich an den ganzen ledernen Erzählungen Heuermanns mehr interessiert als diese Rinnen. In der Mitte des Boulevards fanden sich in regelmäßigen Abständen runde steinerne Erhöhungen, auf denen sich große Kandelaber erhoben. Die Steine waren an den Seiten abgewetzt. Das kam wieder von den tausend und abertausend Wagen her, die an diese Steine im Strome anprallten. Es ging sich angenehm auf dem weichen, ein wenig feuchten Holz, zumal sich die Straße senkte. Der Fuß glitt nur so darüber hin. Ich hörte nicht meinen eigenen Schritt.

Aus irgend einem Grunde blieb ich immer in der Mitte des Boulevards und sah nicht viel auf die Trottoirs, bemerkte aber jede Gestalt, die vorbei kam. Sonderbarer Weise trugen diese Gestalten in nichts dazu bei, mein Gefühl der Fremdheit zu überwinden. Es waren nur sehr wenige, und sie schienen sich absichtlich hart an die Häuser zu halten. Nie ging einer da, wo ich ging. Sie kamen nicht aus den Häusern heraus, sondern glitten vorbei. Doch hatten sie alle irgend eine dunkle Beziehung zu den Riesenbuchstaben, keiner die geringste zu mir. Sie trugen nur noch dazu bei, die Leere zu steigern. Ich hielt immer denselben gelassenen Schritt, obwohl zuweilen alles in mir in ein rasendes Tempo geriet. Einmal kam einer der Kerle ganz direkt auf mich zu. Er sah schauerlich aus, ein Lustmörder oder dergleichen. Er hätte mich hier umbringen können, ohne daß einer der Menschen auf den Trottoirs auch nur hergesehen hätte. Er ging an mir vorüber auf die andere Seite und verschwand in eine Nebenstraße,

ohne mich anzusehen. Ich stolperte gleich darauf auf eine jener steinernen Erhöhungen und mußte mich einen Augenblick an dem Kandelaber halten. Dabei merkte ich, daß schon viel mehr Menschen auf der Straße waren. Es waren wohl überhaupt nicht so sehr die Menschen, die mir Angst machten. Übrigens tat ich so, als ob mir jede Angst gänzlich fern läge, hatte ein ziemlich fesches Gesicht und trat fest auf. Wieder hielt ich dasselbe ruhige Tempo. Ich glaube, ich tat es in der Einbildung, bei einer schnelleren Gangart irgendwie zu verschwinden. Ich hatte das Gefühl, von jener Leere, die merkwürdigerweise anhielt, auch als die Straße lebhafter wurde, einfach weggewischt werden zu können. So kam ich auf die Italiens, wo der Weg nicht mehr bergab ging, dann auf einen Platz mit einem Gebäude, das wie ein Gesicht am Ende einer Straße saß. Das war die Oper. Ich versprach mir, abends hineinzugehen, wenn ich dann noch existieren sollte, und nahm nun die Straße, die auf die Oper mündete. Hier war ich vor allen Geschichten sicher. Drüben las ich in riesigen Bustaben Grand Hotel. Dort hätte man eigentlich wohnen müssen. Die Buchstaben hatten durchaus nichts Unheimliches mehr, sondern waren einladend und vornehm. Von so einem Riesenhotel hatte man bei uns nicht die leiseste Vorstellung. Es hatte einige tausend Zimmer und ich weiß nicht, wie viel Bediente. Um sich nicht in den Treppen zu verirren, die alle gleich aussahen, mußte man stets einen Plan bei sich haben. Ich hörte mich schon in diesen Worten davon erzählen. Fritz und Karl und die anderen Idioten waren dabei, und ich brachte ihnen wie gewöhnlich Begriffe bei. Selbst der kleine Mühling hörte mir diesmal mit Interesse zu und hatte sein hochnäsiges Lächeln abgestellt. Ich ging unwillkürlich etwas schneller. „Paris“, sagte ich ihnen, „ist überhaupt keine Stadt in dem gewöhnlichen Sinne; sondern ein Begriff, mit dem sich jeder

gebildete Mensch ganz einfach auseinanderzusetzen hat. Es ist selbstverständlich größer als alle anderen Städte, aber das hat gar keine Bedeutung. Man liebt es oder man haßt es. Der Grad des Hasses und der Liebe bestimmt den Grad des Menschen. Es gibt Menschen, die sich hier sofort wohl fühlen. Zu denen gehöre ich. Es war mir, als ob ich schon zehn Jahre, eigentlich immer hier gewesen wäre, nun Ihr wißt ja, wie ich früher darüber sprach. Dies hat sich alles in ganz merkwürdiger Weise bestätigt." Ich rannte gegen einen Mann, der mir etwas nachrief. Ich lächelte, sagte Pardon, Monsieur! Das Trottoir war ganz schmal, ich war in einer engen Gasse. „Nun auch diese engen Gassen haben ihre Reize. Man fühlt sie wie Nebenflüsse zu den Hauptströmen. Übrigens will ich Euch keinen Deutschen Aufsatz erzählen. Das Wichtige ist, hier hat jede Straße, jeder Mensch ein Gesicht, während man bei uns nur mit Larven zu tun hat. Ich habe an jenem herrlichen Morgen zum ersten Mal etwas von mir selbst erfahren." Die Gedanken flogen nur so. Sie schienen von meinen unaufhaltsamen Schritten herzukommen und hielten nur an, wenn meine Beine genötigt waren, vor irgend einem Hindernis zu stoppen. Und das geschah immer häufiger, da ich in ein Gewirr von Gassen jenseits der Magasins du Louvre geraten war und jeden Augenblick über den Damm mußte. Aber es war geradezu eine Wollust, diese Hindernisse wie eine Nebensache zu nehmen und dabei ganz sachlich weiter zu reden. Ich stieß an sehr viele Menschen an und wackelte zuweilen wie der Pendel einer Uhr, die man auf den Kopf stellt. Die Geschmeidigkeit, mit der die Menschen einander auswichen, war direkt symbolisch, und an nichts erkannte man leichter den Provinzler als an der Schwerfälligkeit seines Ganges. „O ja, man wurde hier im Anfang gestoßen. Man erhielt alle möglichen Püffe. Und es gab Leute, die Paris dafür Vorwürfe machten und es

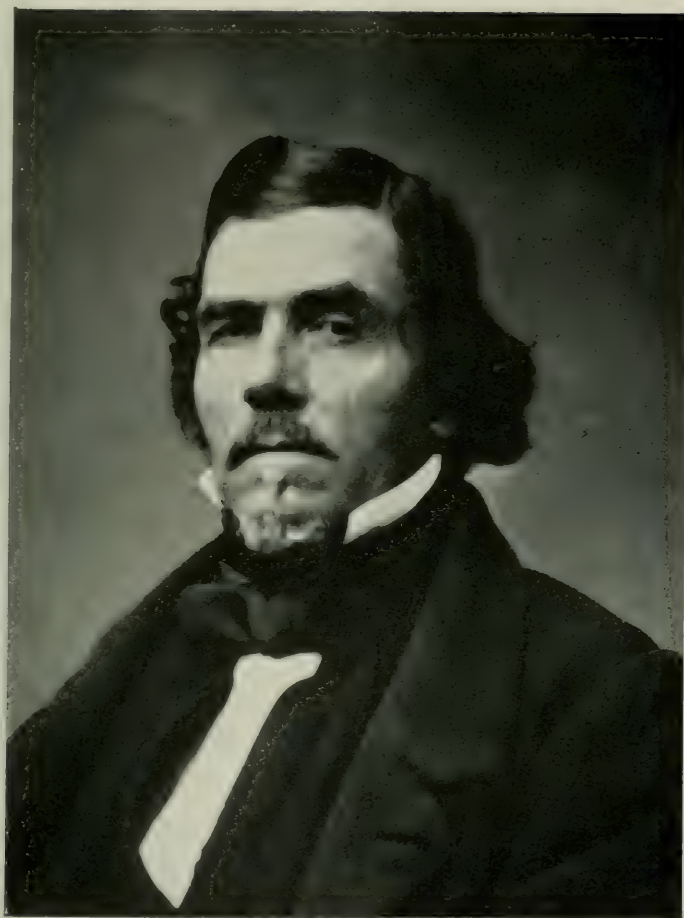
haßten, anstatt das Ausweichen zu lernen. Ihr würdet es vielleicht alle hassen, es wäre nichts für Euch. Es gehört schon eine verdammte Kaltschnauzigkeit dazu, um darüber wegzukommen. Will durchaus nicht leugnen, daß es mir im Anfang höchst ungemütlich vorkam. Denn schließlich kann man sich noch sehr zu einem freien Menschen erziehen, man sieht denn doch Dinge in Paris, Dinge . . ." Die Scham stieg in mir auf. Ich war doch ein gemeines Subjekt. Da lief ich in Paris herum und blieb in Klodnitz, immer in Klodnitz. Vielleicht bildete ich mir überhaupt nur ein, in Paris zu sein, hatte einen angenehmen Traum wie neulich, als ich geträumt hatte, das Abitur bestanden zu haben, das ich natürlich nie bestehen würde. „Paris! Du, Mensch, mach es Dir klar! nimm Dich zusammen! hebe das Haupt, blicke würdig! nie wieder nach Klodnitz zurück! Schwöre es Dir: lieber in einer Gasse von Paris verrecken! Tritt auf Klodnitz! Pereat Klodnitz!" Genau dasselbe Pereat hatten Deuß und ich in Mainz gebracht, und die anderen, diese Idioten, die keine Ahnung von Klodnitz hatten, waren begeistert eingefallen. Mit solchen dummen, romantischen Redensarten wurde nichts getan. Deuß hatte auch keine Ahnung.

Ich war auf einmal wieder auf demselben Boulevard, auf dem ich vor einigen Stunden gewesen war — wenigstens sah er genau so aus — und mußte warten, bis ich hinüber konnte. Die Droschken waren nicht das Gefährliche. Aber die Omnibusse mit den Rädern, die über die Schulter reichten, konnten einem schon Respekt einflößen. Doch gab es Menschen, die sich mit der größten Gelassenheit zwischen den Rädern hindurchschlängelten. Sie hatten zuweilen nicht drei Schritte freien Platz vor sich und gelangten ohne Unfall hinüber. Einer las sogar die Zeitung dabei. Es kam darauf an, Geistesgegenwart zu behalten und vor allem nicht zu laufen, sondern wenn ein Hindernis kam, ruhig, selbst im stärksten Gedränge stehen



Toulouse-Lautrec: Die Verbeugung
Aus Esswein und Heymel, Toulouse-Lautrec

zu bleiben. Ich versuchte es auch. Das erste Mal war es kein Spaß. Ich fing eben doch an zu laufen, verlor den Kopf und wurde von einem Droschkenpferd gestreift, das mir mit einer gewissen geschäftsmäßigen Sachlichkeit den Hut vom Kopfe schlug. Ich versuchte es aber bald wieder, schlängelte mich in Diagonalen vom Trottoir zu den erhöhten Inseln in der Mitte der Straße, wo ich immer einen Moment still hielt, und von da dann wieder in einer Diagonale auf die andere Seite. Wie beim Tanzen und Schlittschuhlaufen kam es nur darauf an, sich dem System der Bewegung anzupassen. Es gelang mir immer besser, und ich nahm es für ein untrügliches Zeichen meiner Zugehörigkeit zu Paris. Es kitzelte förmlich die Gedanken. Dinge erhabener Art wurden erledigt. Ich sprach von dem Rhythmus der Weltstadt, von dem prickelnden Gefühl des Untertauchens in das tolle Gewühl und dem stolzen Bewußtsein, immer wieder an die Oberfläche zu gelangen und, wenn es mir gefiel, über den Wellen zu bleiben. Meine Gedanken wurden kühner, je sicherer sich meine Beine fühlten. Kein Zufall hatte mich in diesem Moment nach Paris getrieben. Tore sahen Willkür in einer Entscheidung von Instinkten, die sich geradezu dramatisch wie etwas Unumgängliches vollzogen hatte. Eine dunkle Weisung der gewaltigen Stadt hatte mich mitten im Leichtsinn, im Spiel mit Dingen, die meiner unwürdig waren, getroffen, und ich war sofort der Weisung gefolgt mit dem stolzen Gefühl des Erkorenen. Jawohl, des Erkorenen. Nun lag das Vergangene hinter mir, alles, aber auch alles Vergangene. Was mein Vater mit seinen unangenehmen Spötteleien nicht erreicht hatte, was meinem dicken Onkel Karl, dem Major, mißlungen war, das ergab sich jetzt von selbst ohne jeden merkbaren Anlaß logischer Art. Der Soldatentraum war vorbei. Selbst wenn man mir garantiert hätte, binnen zehn Jahre Major zu werden, hätte



Eugen Delacroix
Aufnahme von Pierre Petit 1852

ich auf den glänzenden Tand verzichtet. Höheres schwebte mir vor. Die Vergangenheit, dieses entsetzlich kompromittierende Dasein in Klodnitz, verschwand in nebelhafte Fernen. Ich wollte, durfte nicht mehr daran denken. Andere Ansprüche galt es jetzt. So mich durchwinden durch die Welt wollte ich, durch alles Schöne und Häßliche und schließlich darüber sein. Das würde ich wohl nie den armen Leuten in der Klasse klar machen können. Der alberne Mühling würde wie gewöhnlich grinsen und die anderen mich verständnislos anglotzen. Was wußten die von dem Pariser Rhythmus! — Schon wieder war ich in Klodnitz. Ich nahm mir vor, nach meiner Rückkehr überhaupt mit niemandem über Paris und meine weiteren Pläne zu reden. Alles was man darüber sagte, konnte nur banal sein. Ich wollte mir hier neue Freunde suchen, Menschen, zu denen man in ein würdiges Verhältnis, frei von Eitelkeit und Sentimentalität, auf die Sachlichkeit gemeinsamer reeller Interessen gegründet, gelangen konnte. Es mußte deren hier geben. Wie hätte Paris sonst werden können! Nur mit denen wollte ich in Zukunft leben. Von den Klodnitzern dagegen wollte ich mich mit einer kalten Geste ein für alle Mal frei machen. Unwillkürlich malte ich mir aus, wie dieser Entschluß in der Klasse aufgenommen werden würde. Ich mußte fast lachen, wenn ich an das treuherzige Gesicht des dicken Prenger dachte, der mich ohnehin nie verstand. O ja, die Treuherzigkeit, das war auch so ein Kapitel.

Jedesmal aber, wenn ich den Entschluß gefaßt hatte, jede Verbindung mit Klodnitz endgültig abzubrechen, erwischte ich mich auf einer anderen Seite wieder im gewohnten Geleise. Weiß der Kuckuck, was mich zurückzog; vielleicht eine Art Schuldbewußtsein, das ich irgendwo im Innern spürte und das meine hochstrebenden Gedanken mit Jämmerlichkeit färbte. Eine wahre Wut auf meine Albernheit kam über mich. Ich mar-

schierte schon vier, fünf Stunden, hatte Hunger, und die Füße schmerzten mich, aber ich dachte nicht daran aufzuhören. Ich marschierte wie ein Soldat gegen den Erbfeind, und während ich nach einem Mittel sann, mir hier neue Freunde zu suchen, die mich aus meiner Klodnitzer Atmosphäre herauszureißen vermochten, hatte ich ein grimmiges Gesicht, so finster, daß mich mancher Vorübergehende verwundert ansah, worauf ich dann jedesmal ein gewinnendes Lächeln versuchte. Ich konnte mich nicht der Einsicht verschließen, daß ich schließlich nur mit den Beinen in Paris herumlief, und empfand mit erdrückender Pein das Mechanische meiner sogenannten Befreiung.
In den Champs Elysées wurde mir wohler. Das Grün, die Blumen, die Kinder stimmten freundlich. Hier gab es vielleicht einen Ausweg. Zwischen all den Häusern, die seit tausend Jahren hier standen, zwischen all den Menschen kam immer wieder die Natur hervor. Das war der Ausweg. Alle diese Millionen und Millionen, diese ruhmreiche Geschichte, diese Kaiser, Könige und die Republikaner hatten das nicht auszurotten vermocht. Es kamen Kinder zur Welt, es gab Blumen, Bäume und die Sonne. Ich fühlte die Sonne wohlig auf meinen matten Gliedern. Von einer Bank sah ich auf das Grün und die Beete. Nun zogen die Menschen an mir vorüber. Wie viel besser war das, ruhig sitzen und zugucken! In einem ewigen Strom fuhren die Wagen zum Triumphbogen hinauf. Wenn man immer weiter in dieser Richtung ging, mußte man schließlich ins Freie gelangen. Aber erst kam noch die Weltausstellung. Irgendwo hier in der Nähe mußte sie sein. Dabei war sie selbstverständlich ungeheuer groß, umfaßte bekanntlich ganze Stadtteile. Viele Omnibusse fuhren hin; auf den Schildern stand Exposition Universelle. Viele, aber durchaus nicht alle gingen in die Ausstellung. Sie war schließlich doch nur ein winziger Teil von Paris. Vielleicht wäre es richtiger gewesen,

diese Reise durch Paris, die mich einen halben Tag und wer weiß was alles gekostet hatte, auf einem Omnibus zu machen. Überhaupt, wie viel Möglichkeiten mußte das Getriebe dieser Stadt dem Einzelnen geben. Es war sicher alles viel einfacher als man es sich dachte. So ein Einzelner fand gar keine Schwierigkeiten. Man nahm sich ein Billet und fuhr mit. Man mußte nur die Stellen wissen, wo man einsteigen konnte. Wie gesagt, der Rhythmus! Daran konnte nicht gezweifelt werden, wie dieser lächerliche Leutnant sagte. Ich hätte was darum gegeben, wenn ich ihn jetzt in Uniform vor mir hätte sehen können. Auch so ein exotisches Tier wie die Mamelucken und die Indier und die Neger in ihren Kostümen, die im bunten Durcheinander die Avenue hinaufzogen. Er gehörte auch in die Weltausstellung. Nie wieder würde ich dergleichen duzen.
Ich legte den Kopf auf die Lehne der Bank. Schließlich war ich auch so etwas Exotisches, denn ich würde gleich hier am hellichten Tage einschlafen. Am liebsten hätte ich mein Bett aus der Pension hier gehabt. Es war ein ausgezeichnetes Bett, der Neid aller Kameraden, und hatte früher zu Haus im Fremdenzimmer gestanden. Als ich das Scharlach gehabt hatte, hatte es meine Mutter nach Klodnitz geschickt. Ich zog die Decke bis an den Hals und schämte mich furchtbar, konnte aber doch nicht dem gewohnten Wohlsein widerstehen. Überdies, es sah doch niemand her, dafür war man in Paris. Ich hätte noch ganz andere Dinge machen können, die Leute wären ebenso achtlos vorübergegangen. Ich verfolgte zwischen den Augenlidern das Treiben auf der Avenue. Es kamen immer mehr. Seit einer Viertelstunde waren vielleicht Hunderttausend vorübergezogen, und das Schöne war, daß alles ohne Lärm vor sich ging. Das furchtbare Getöse, das mich vorhin fast närrisch gemacht hatte, war einem zarten melodischen Rhythmus gewichen. Man hätte an ein Theater glauben

können, an ein Spiel mit niedlichen bunten Figuren. Ich begann wirklich ganz im geheimen an der Existenz der reizenden Gebilde zu zweifeln. Und richtig, da kamen auch schon die wohlbekannten dicken Brillengläser unseres Mathematikschinders und gaben mir auf, „deese Gleieichung mäglichst schnäll zu läsen“. Ich sah mich wie gewöhnlich nach Karl Frenzen um, der mir immer aushalf. Aber es wäre leichter gewesen, auf dieser von Menschen flirrenden Avenue einen australischen Menschenfresser zu finden als Karl Frenzen. Gleichzeitig merkte ich, daß mir die Decke vom Rücken gerutscht war und ich mit dem halben Körper ganz bloß lag. Vor mir aber standen die dicken Brillengläser und ersuchten mich, nur keine „Ausflächte“ zu suchen. Auf der Tafel stand eine endlose Gleichung mit einem ganzen Alphabet von Unbekannten. Der Direktor war auch da, der im Grunde vortreffliche Papa Grünewald, dem die Tränen in den Augen standen, als er sich gezwungen gesehen hatte, mir wegen Gründung unserer geheimen Verbindung Anglosaxonia das Consilium abeundi zu erteilen. Er hatte seinen Frack und einen weißen Schlips an. Er war das Abitur in seiner ganzen Pracht. Schließlich kam es so, wie ich immer vorausgesehen hatte. Ich war nicht einmal in der Lage, den pythagoräischen Lehrsatz einwandfrei zu beweisen. In der Chemie ging es nicht besser, da ich die dreißig für den Ärmel bestimmten Schmuzettel natürlich nicht bei mir hatte; und in der Religion blieb ich die Antwort auf das blödsinnige Was ist das? des zweiten Glaubensartikels schuldig. So rasselte ich geräuschlos und sicher. Einige ganz in der Nähe stehenden Pariser in weißen Strohhüten bemerkten den Fall. Und obwohl sie sicher über alle Examina im Prinzip ähnlich wie ich dachten, konnten sie sich im Vorübergehen doch nicht eines leisen Achselzuckens erwehren. Ich versuchte eine Haltung anzunehmen, aber meine Mutter, die natürlich wie gewöhn-

lich ganz und gar gebrochen war, warf die Situation vollends. Ich wollte den Kopf unter die Decke stecken, fiel dabei von der Bank herunter und gerade vor die Füße eines sehr eleganten alten Herrn, in dessen Lackstiefeln sich mein verwüstetes Antlitz spiegelte. Er sagte „Pardon, Monsieur!“ Er hatte so einen feinen Klang in der Stimme. Ich schlich mich auf eine ferne Bank hinter ein Gebüsch. Da hockte ich nieder und zählte meine Groschen wegen der Rückfahrt.

Abends bin ich dann noch richtig in die Oper gegangen. Man gab die Hugenotten, und ich saß auf der Galerie. Ich habe aber nichts davon im Gedächtnis behalten.



Eduard Manet: Bildnis Courbet's
Aus Meier-Graefes Entwicklungsgeschichte



Venus mit dem blinden Cupido über eine Wiese schreitend,

Vulkan findet Venus mit Mars schlafend und zeigt sie den Göttern,

aus Boccaccio, Buch von den berühmten Frauen. Ulm. Joh. Zainer, 1473. Aus Worringer, die Altdeutsche Buchillustration.

WILHELM WORRINGER

FORMPROBLEME DER GOTIK

Das heiße Bemühen des Historikers, aus dem Material der überlieferten Tatsachen Geist und Seele vergangener Zeiten zu rekonstruieren, bleibt im letzten Grunde ein Versuch mit

---

Wilhelm Worringer: Formprobleme der Gotik. Mit fünfundzwanzig Tafeln. Dritte Auflage. — Abstraktion und Einfühlung. Dritte Auflage. — Die Altdeutsche Buchillustration. Mit 105 Abbildungen. — Lukas Cranach. Mit 63 Abbildungen.

untauglichen Mitteln. Denn der Träger der historischen Erkenntnis bleibt unser Ich in seiner zeitlichen Bedingtheit und Beschränktheit, ob wir es auch noch so sehr auf eine scheinbare Objektivität zurückzuschrauben versuchen. Uns von unseren eignen zeitlichen Voraussetzungen in dem Maße frei zu machen und uns die inneren Voraussetzungen der Vergangenheitsepochen in dem Maße zu eigen zu machen, daß wir wirklich mit ihrem Geiste denken und mit ihrer Seele empfinden, das wird uns nie gelingen. Wir bleiben vielmehr mit unserem historischen Auffassungs- und Erkenntnisvermögen eng eingeschlossen in den Grenzen unserer durch zeitliche Umstände bestimmten inneren Struktur. Und je einsichtsvoller, je feinfühliger ein Geschichtsforscher ist, um so stärker leidet er in immer sich erneuernden Anfällen lähmender Resignation an der Erkenntnis, daß es das *πρῶτον ψεῦδος* aller Historie ist, daß wir die vergangenen Dinge nicht von ihren, sondern von unseren Voraussetzungen aus auffassen und werten.
Den Vertretern des naiven historischen Realismus sind diese Zweifel fremd. Sie machen skrupellos die relativen Voraussetzungen ihrer jeweiligen Menschlichkeit zu absoluten Voraussetzungen aller Zeiten und leiten so gleichsam aus der Beschränktheit ihres historischen Erkenntnisapparates heraus das Recht auf konsequente Geschichtsfälschung ab. „Jene naiven Historiker nennen „Objektivität" das Messen vergangener Meinungen und Taten an den Allerweltsmeinungen des Augenblicks: hier finden sie den Kanon aller Wahrheiten; ihre Arbeit ist, die Vergangenheit der zeitgemäßen Trivialität anzupassen. Dagegen nennen sie jede Geschichtsschreibung „subjektiv", die jene Popularmeinungen nicht als kanonisch nimmt." (Nietzsche.) Sobald der Historiker über die bloße Eruierung und Fixierung der historischen Fakten hinaus zu einer Interpretierung dieser Fakten strebt, kommt er mit bloßer Empirie und Induktion

nicht mehr aus. Hier muß er sich seinen divinatorischen Fähigkeiten überlassen. Sein Arbeitsprozeß ist hier der, aus dem vorliegenden toten historischen Material auf die immateriellen Voraussetzungen zu schließen, denen es seine Entstehung verdankt. Das ist ein Schluß ins Unbekannte, Unerkennbare hinein, für den es keine andere Sicherheit gibt als die intuitive. Wer aber wird sich auf dieses unkontrollierbare Gebiet wagen, wer wird den Mut haben, das Recht auf Hypothesen, auf Spekulation zu proklamieren. Jeder, der an der Dürftigkeit des historischen Realismus gelitten; jeder, der die Bitterkeit des Entweder-Oder empfunden hat: sich bei einer Sicherheit zu beruhigen, die sich als die Sicherheit der Objektivität geriert und die in Wirklichkeit nur durch einseitige subjektive Vergewaltigung objektiver Tatbestände zu erreichen ist, oder unter Aufgabe dieser vorgeblichen Sicherheit sich verachteter Spekulationen schuldig zu machen, die ihm wenigstens das gute Gewissen geben, sich aus den Geleisen der angeborenen relativen Vorstellungen nach Menschenmöglichkeit entfernt und das Maß seiner zeitlichen Beschränktheit bis auf einen untilgbaren Rest herabgeschraubt zu haben. Er wird unter dem Zwange dieses Entweder-Oder die bewußte Unsicherheit der intuitiv geleiteten Spekulation dem unsicheren Bewußtsein der angeblich objektiven Methode vorziehen.

Hypothesen sind natürlich nicht gleichbedeutend mit willkürlichen Phantastereien. Vielmehr sind hier mit Hypothesen nur jene großzügigen Experimente des Erkenntnistriebes gemeint, der in das Dunkel von Fakten, die von unseren Voraussetzungen aus nicht mehr zu verstehen sind, nur so vorzudringen vermag, daß er vorsichtig ein Liniennetz der Möglichkeiten konstruiert, dessen gröbste Orientierungspunkte durch die direkten Gegenpole unserer Voraussetzungen geschaffen werden. Da er weiß, daß alle Erkenntnis nur mittelbar ist — an



das zeitlich bedingte Ich gebunden —, so gibt es für ihn keine andere Möglichkeit, seine historische Erkenntnisfähigkeit auszuweiten, als daß er sein Ich ausweitet. Eine solche Erweiterung der Erkenntnisfläche ist nun faktisch nicht möglich, sondern nur durch eine ideelle Hilfskonstruktion, die rein antithetisch angelegt wird. In den unendlichen Raum der Geschichte hinein bauen wir von dem festen Standpunkt unseres positiven Ichs aus eine erweiterte Erkenntnisfläche durch ideelle Verdoppelung unseres Ichs um seinen Gegensatz. Denn alle Möglichkeiten der historischen Erfassung liegen immer nur auf dieser Kugelfläche, die sich zwischen unserem positiven, zeitlich beschränkten Ich und seinem uns nur durch ideelle Konstruktion zugänglichen Gegenpol, dem direkten Kontrast zu unserem Ich, ausspannt. Die Inanspruchnahme einer derartigen ideellen Hilfskonstruktion als heuristischen Prinzips ist die nächstliegende Überwindungsmöglichkeit des historischen Realismus und seiner anspruchsvollen Kurzsichtigkeit. Mögen die Resultate auch nur hypothetischen Charakter tragen.

Mit diesen Hypothesen kommen wir der absoluten Objektivität der Historie, deren Erkenntnis uns vorenthalten ist, näher als der kurzsichtige Realismus. Wir umkreisen jene absolute Objektivität damit in den größten Kurven, die unserem Ich möglich sind, und gewinnen die größte Blickweite, die uns zugänglich ist. Nur solche Hypothesen können uns die Genugtuung geben, daß sich die Zeiten nicht mehr allein in dem kleinen Spiegel unseres positiven zeitlich beschränkten Ichs spiegeln, sondern in dem größeren Spiegel, der um das ganze Jenseits unseres positiven Ichs konstruktionell erweitert ist. Die Verzerrung der historischen Spiegelung wird durch solche Hypothesen jedenfalls um ein Beträchtliches reduziert, wenn es sich auch nur um eine bloße Wahrscheinlichkeitsrechnung handelt.

Diese Hypothesen bedeuten, um es zu wiederholen, keine Versündigung an der absoluten geschichtlichen Objektivität, d. h. an der geschichtlichen Wirklichkeit, denn deren Erkenntnis ist uns ja verschlossen und die Frage nach ihr ist mit demselben Rechte eine Grille zu nennen, mit dem Kant die Frage nach der Existenz und Beschaffenheit des „Ding an sich" als eine bloße Grille kennzeichnete. Die historische Wahrheit, die wir suchen, ist etwas ganz anderes als die historische Wirklichkeit. „Die Geschichte kann keine Kopie der Ereignisse, „wie sie wirklich waren", sein, sondern nur eine Umgestaltung der gelebten Wirklichkeit, abhängig von den konstruktiven Zwecken des Erkennens und von den apriorischen Kategorien, die diese Erkenntnisart nicht weniger als die naturwissenschaftliche ihrer Form, d. h. ihrem Wesen nach zu einem Produkte unserer synthetischen Energien macht." (Simmel.)
Die Problematik der sogenannten objektiven Geschichtsbetrachtung kommt uns dort am empfindlichsten zum Bewußtsein, wo es sich um historische Erscheinungskomplexe handelt, die vornehmlich von psychischen Kräften geformt worden sind. Mit anderen Worten: die Geschichte der Religiosität und der Kunst leiden am stärksten unter der Unzulänglichkeit unseres historischen Erkenntnisvermögens. Diesen Erscheinungen gegenüber wird die Ohnmacht des reinen Realismus am offenkundigsten. Denn hier unterbinden wir uns alle Erkenntnismöglichkeiten, wenn wir die Erscheinungen nur von unseren Voraussetzungen aus zu verstehen und zu werten versuchen. Hier müssen wir vielmehr bei jedem Faktum das Vorhandensein psychischer Voraussetzungen in Rechnung stellen, die nicht die unsrigen sind und denen wir ohne jede Sicherheit der Bestätigung nur auf dem Wege vorsichtiger Vermutung nahekommen können. Die angeblich objektive Geschichtsmethode identifiziert die Voraussetzungen vergangener Fakten mit



Holzschnitt aus dem Buch der Weisheit der alten Meister. Ulm. 1483.
Aus Worringer, die Altdeutsche Buchillustration.

ihren eignen Voraussetzungen: es sind ihr also bekannte und gegebene Größen — der intuitiven Geschichtsforschung dagegen sind sie das eigentliche Objekt der Forschung und ihre approximative Erkenntnis das einzige Ziel, das die Arbeit des Forschens lohnt.

Während der historische Realismus uns an Kenntnis vergangener religiöser und künstlerischer Phänomene nur eine allerdings sehr tiefgehende Kenntnis ihrer äußeren Erscheinungsformen gegeben hat, strebt die andere weniger selbstgenügsame Methode nach einer lebendigen Interpretation dieser Phänomene, und nur zu diesem Zwecke spannt sie all ihre synthetischen Energien an.

Es soll hier der Versuch gewagt werden, ein Verständnis der Gotik auf Grund ihrer eignen — uns allerdings nur durch hypothetisch gefärbte Konstruktionen zugänglichen — Voraussetzungen zu erreichen. Nach dem Untergrund innerer menschheitsgeschichtlicher Beziehungen soll geforscht werden, der uns die formbildenden Energien der Gotik in der Notwendigkeit ihres Ausdrucks begreiflich macht. Denn jedes künstlerische Phänomen ist uns so lange verschlossen, als wir nicht die Notwendigkeit und Gesetzmäßigkeit seiner Bildung erfaßt haben. Wir müssen also den aus menschheitsgeschichtlichen Notwendigkeiten erwachsenen Formwillen der Gotik fixieren, jenen gotischen Formwillen, der sich am kleinsten gotischen Gewandzipfel ebenso stark und unzweideutig dokumentiert wie an der großen gotischen Kathedrale.

Man darf sich darüber nicht täuschen, daß die formalen Werte der Gotik bisher ohne psychologische Deutung geblieben sind. Ja, es wurde nicht einmal der entschlossene Versuch einer p o s i t i v e n Würdigung gemacht. Alle Anläufe dazu — z. B. von Taine und seinen Jüngern ausgehend — blieben in seelischen Zergliederungen des gotischen Menschen und einer Charak-

terisierung der allgemeinen kulturgeschichtlichen Stimmung stecken, ohne daß der Versuch gemacht wurde, den gesetzmäßigen Zusammenhang zwischen diesen Momenten und der äußeren Erscheinungsform der Gotik klarzulegen. Und damit beginnt doch erst die eigentliche Stilpsychologie, daß die formalen Werte als präziser Ausdruck der inneren Werte also verständlich gemacht werden, daß jeder Dualismus von Form und Inhalt verschwindet.

Die Welt der klassischen und der in ihr verankerten neueren Kunst hat längst eine solche Kodifizierung der Gesetzlichkeit ihrer Bildungen gefunden: denn was wir wissenschaftliche Ästhetik nennen, ist im Grunde nichts anderes als eine solche stilpsychologische Interpretation des klassischen Stilphänomens. Als Voraussetzung dieses klassischen Kunstphänomens wird nämlich jener Schönheitsbegriff angesehen, um dessen Fixierung und Definition sich die Ästhetik trotz der Verschiedenheit ihrer Betrachtungsweisen einzig und allein bemüht. Dadurch aber, daß die Ästhetik ihre Resultate auf den Gesamtkomplex der Kunst ausdehnt und auch solche Kunsttatsachen verständlich gemacht zu haben glaubt, denen ganz andere Voraussetzungen innewohnen als jener Schönheitsbegriff, wird ihr Nutzen zum Schaden, wird ihre Herrschaft zur unerträglichen Usurpation. Entschiedene Trennung von Ästhetik und objektiver Kunsttheorie ist deshalb die vitalste Lebensforderung ernster kunstwissenschaftlicher Forschung. Es war Konrad Fiedlers eigentliche Lebensaufgabe, diese Forderung zu begründen und zu vertreten, aber die Gewöhnung an die seit Aristoteles durch die Jahrhunderte fortwuchernde unberechtigte Identifikation von Kunstlehre und Ästhetik war stärker als Fiedlers klare Argumentation. Er sprach ins Leere. Den Machtanspruch der Ästhetik auf Deutung nichtklassischer Kunstkomplexe gilt es also zurückzuweisen. Denn all unsere

historische Kunstforschung und Kunstwertung wird von dieser Einseitigkeit der Ästhetik gefärbt. Wo wir künstlerischen Tatsachen gegenüber mit unserer Ästhetik und unserer ihr parallel gehenden Vorstellung von der Kunst als eines Drängens zur Darstellung des Lebendig-Schönen und Natürlichen nicht auskommen, da werten wir nur negativ, sei es, daß wir alles Fremdartige und Unnatürliche als das Resultat eines noch nicht zulänglichen Könnens aburteilen oder daß wir uns — wo die erste Interpretationsmöglichkeit ausgeschlossen ist — mit der fragwürdigen Bezeichnung „Stilisierung" helfen, die mit ihrer positiven Wortfärbung den Tatbestand der negativen Wertung so angenehm verschleiert.
Daß die Ästhetik diesen Machtanspruch auf Allgemeingültigkeit gewinnen konnte, das ist die Folge eines tief eingewurzelten Irrtums über das Wesen der Kunst überhaupt. Dieser Irrtum drückt sich in der durch viele Jahrhunderte sanktionierten Annahme aus, daß die Geschichte der Kunst eine Geschichte des künstlerischen Könnens darstelle und daß das selbstverständliche, gleichbleibende Ziel dieses Könnens die künstlerische Reproduktion und Wiedergabe der natürlichen Vorbilder sei. Die wachsende Lebenswahrheit und Natürlichkeit des Dargestellten wurde auf diese Weise ohne weiteres als künstlerischer Fortschritt gewertet. Die Frage nach dem künstlerischen Wollen wurde nie aufgeworfen, da dieses Wollen ja festgelegt und undiskutierbar schien. Nur das Können wurde zum Problem der Wertung, nie das Wollen. Man glaubte also wirklich, die Menschheit habe Jahrtausende nötig gehabt, um richtig, d. h. naturwahr zeichnen zu können, glaubte wirklich, daß die künstlerische Produktion ihre jeweilige Gestaltung nur durch ein Plus oder Minus von Können erhalte. An der so naheliegenden und durch zahlreiche kunsthistorische Situationen dem Forscher geradezu aufgezwun-

genen Erkenntnis ging man vorüber, daß dieses Können nur ein sekundäres Moment sei, das seine eigentliche Bestimmung und Regulierung durch den höheren und allein maßgebenden Faktor des Wollens erhalte.
Die neuere Kunstforschung aber kann sich, wie gesagt, dieser Erkenntnis nicht mehr entziehen. Ihr muß als Axiom gelten, daß man alles konnte, was man wollte und daß man nur das nicht konnte, was nicht in der Richtung des Wollens lag. Das Wollen, das vorher undiskutierbar war, wird ihr also zum eigentlichen Forschungsproblem und das Können scheidet als Wertkriterium gänzlich aus. Denn die feinen Unterschiede zwischen Wollen und Können, die in der Kunstproduktion vergangener Zeiten wirklich vorliegen, können wir als verschwindend kleine Werte nicht in Rechnung ziehen, zumal sie von der großen Distanz unseres Standpunktes aus in ihrer Kleinheit nicht mehr zu erkennen und zu kontrollieren sind. Was wir aber bei rückblickender Kunstbetrachtung immer als Unterschied von Wollen und Können auffassen, das ist in Wirklichkeit nur der Unterschied, der zwischen unserem Wollen und dem Wollen der vergangenen Epoche besteht, ein Unterschied, den wir durch die Annahme der Unveränderlichkeit des Wollens übersehen mußten, dessen Abschätzung und Fixierung nun aber zum eigentlichen Forschungsgegenstand der stilanalytischen Kunstgeschichte wird.
Mit solcher Anschauung wird natürlich eine Umwertung aller Werte auf kunstwissenschaftlichem Gebiete inauguriert, der sich unabsehbare Möglichkeiten öffnen. Ich sage ausdrücklich „auf kunstwissenschaftlichem Gebiete", denn der naiven Kunstbetrachtung soll und darf man nicht zumuten, auf solchen Umwegen gewaltsamer Reflektion ihr impulsives und unverantwortliches Gefühl für künstlerische Dinge aufs Spiel zu setzen. Die Kunstwissenschaft aber wird durch diese Eman-

zipation von der naiven Anschauung und durch diese veränderte Stellungnahme gegenüber den Kunsttatsachen geradezu erst möglich, insofern ihre bisher willkürliche und subjektiv beschränkte Wertung der kunstgeschichtlichen Tatsachen nun erst zu einer annähernd objektiven werden kann.
Bisher war also das klassische Kunstideal als entscheidendes Wertkriterium in den Mittelpunkt der Betrachtung gerückt und der Gesamtkomplex der vorliegenden Kunsttatsachen diesem Gesichtspunkt untergeordnet worden. Es ist klar, warum die klassische Kunst zu dieser Vorrangstellung — die sie, um es zu wiederholen, für die naive Kunstbetrachtung immer behalten soll und muß — kam. Denn bei der Annahme eines unveränderlichen, auf die naturwahre Reproduktion der natürlichen Vorbilder gerichteten Wollens mußten die verschiedenen klassischen Kunstepochen als absolute Höhepunkte erscheinen, weil in ihnen jeder Unterschied zwischen diesem Wollen und dem Können überwunden schien. In Wirklichkeit herrscht hier aber ebensowenig eine für uns sichtbare Differenz zwischen Wollen und Können wie in den nichtklassischen Kunstepochen, und einen besonderen Wert erhalten die klassischen Epochen für uns nur dadurch, daß die Grundstruktur unseres künstlerischen Wollens mit ihrem künstlerischen Wollen übereinstimmt. Denn nicht nur mit unserer geistigen Entwicklung, sondern auch mit unserer künstlerischen Entwicklung sind wir Nachkommen jener klassischen Menschheit und ihrer Bildungsideale. Wir werden später sehen bei der näheren Charakterisierung des klassischen Menschen, die wir vornehmen werden, um Maßstäbe für den gotischen Menschen zu gewinnen, in welchen entscheidenden Grundlinien sich die seelisch-geistige Konstitution des klassischen Menschen mit dem differenzierteren Entwicklungsprodukt des modernen Menschen noch deckt.



Hodler: Der Lebensmüde
Aus den Hodler-Zeichnungen. Verkleinert



Urs Graf, Abendmahl und Fußwaschung
Aus Worringer, die Altdeutsche Buchillustration

Jedenfalls ist es klar, daß mit dieser Vorrangstellung der klassischen Kunstepochen auch die von ihnen abstrahierte Ästhetik zu einer Vorrangstellung kam. Da die ganze Kunst nur als ein Hindrängen zu klassischen Höhepunkten hin betrachtet wurde, lag es nahe, die Ästhetik, die in Wahrheit nur eine stilpsychologische Interpretation der Werke dieser klassischen Epochen ist, auf den ganzen Kunstverlauf auszudehnen. Was auf die Fragestellungen dieser Ästhetik nicht antworten konnte, das wurde als unvollkommen, also negativ gewertet. Da man die klassischen Epochen als absolute Höhepunkte wertete, mußte auch die Ästhetik diese absolute Bedeutung erhalten und das Resultat war die Versubjektivierung der kunsthistorischen Betrachtungsmethode nach dem modernen einseitigen klassisch-europäischen Schema. Am meisten litt unter dieser Einseitigkeit das Verständnis der nichteuropäischen Kunstkomplexe. Auch sie maß man gewohnheitsmäßig nach dem europäischen Schema, das die Forderung naturwahrer Darstellung in den Vordergrund stellt. Die positive Würdigung dieser außereuropäischen Kunstkomplexe blieb das Vorrecht einiger wenigen, die sich von dem allgemeinen europäischen Kunstvorurteil zu emanzipieren verstanden. Anderseits hat gerade dieses durch den wachsenden Weltverkehr bedingte stärkere Eindringen außereuropäischer Kunst in das europäische Gesichtsfeld dazu mitgewirkt, die Forderung eines objektiveren Maßstabes für den Kunstverlauf durchzusetzen und eine Mannigfaltigkeit des Wollens da zu sehen, wo man bisher nur eine Mannigfaltigkeit des Könnens sah.

Diese erweiterte Erkenntnis hatte natürlich auch ihre Rückwirkung auf die Wertung des engeren europäischen Kunstverlaufs und forderte in erster Linie auf zu einer Rehabilitation jener nichtklassischen Epochen Europas, die bisher nur eine relative resp. negative Wertung von der Klassik aus er-

fahren hatten. Am stärksten verlangte nach solcher Rehabilitation, d. h. nach solcher positiven Ausdeutung ihrer Formgebung die Gotik, denn der ganze europäische Kunstverlauf der nachantiken Zeit läßt sich geradezu reduzieren auf eine konzentrierte Auseinandersetzung zwischen Gotik und Klassik. Was not täte, wäre also, da die bisherige Ästhetik nur der Klassik gerecht zu werden vermag, eine Ästhetik der Gotik, wenn man an dieser paradoxen und unzulässigen Zusammensetzung keinen Anstoß nehmen will. Unzulässig ist diese Zusammensetzung, weil sich bei dem Ausdruck Ästhetik gleich wieder die Vorstellung des Schönen einschleicht und die Gotik mit Schönheit nichts zu tun hat. Und es wäre nur ein Zwangsgebot unserer Wortarmut, hinter der sich in diesem Falle allerdings auch eine sehr empfindliche Erkenntnisarmut verbirgt, wenn wir von einer Schönheit der Gotik sprechen wollten. Diese angebliche Schönheit der Gotik ist ein modernes Mißverständnis. Ihre wirkliche Größe hat mit der uns geläufigen Kunstvorstellung, die notwendigerweise in dem Begriff „schön" gipfeln muß, so wenig zu tun, daß eine Übernahme dieses Wortes für gotische Werte nur Verwirrung stiften kann. Also schütteln wir von der Gotik auch jede Verquickung mit dem Ausdruck Ästhetik ab. Erstreben wir nur eine stilpsychologische Interpretation des gotischen Kunstphänomens, die uns den gesetzmäßigen Zusammenhang zwischen dem Empfinden der Gotik und der äußeren Erscheinungsform ihrer Kunst verständlich macht, so haben wir das für die Gotik erreicht, was die Ästhetik für die Klassik erreicht hat.



Tierfriese einer korinthischen Kanne in München.
Aus Buschor, Griechische Vasenmalerei.

KONRAD FIEDLER

APHORISMEN ÜBER KUNST

Aus dem unveröffentlichten Nachlaß.

1. Die Wahrheit im gewöhnlichen Sinne gibt keinen Maßstab für die künstlerische Wahrheit.

2. Das Urteil des Laien über Wahrheit eines Kunstwerkes bezieht sich gar nicht auf die Vollkommenheit der Kunstform, sondern auf Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung seiner eigenen rohen Vorstellungsform mit der gleichfalls rohen Vorstellungsform, die ihm durch das Kunstwerk hervorgerufen wird. Die ganze Welt der künstlerischen Formvorstellung (die aber nicht durch das Kunstwerk abgebildet wird, sondern nur im Kunstwerk existiert), und somit die Welt künstlerischer Wahrheit bleibt ihm fremd.

Conrad Fiedler: Schriften über Kunst. Herausgegeben von Hermann Konnerth. Zwei Bände. Der zweite Band, der bisher völlig Unveröffentlichtes enthält, erscheint Frühjahr 1914.

3. Der Künstler, der die Wahrheit der Natur zu erfassen bestrebt ist, kann dies nur im Ausdruck und dieser wird für ihn die gesuchte Wahrheit der Natur enthalten; aber der Nichtkünstler, der gar nicht mit diesem Anspruch der Natur gegenübertritt, wird sich niemals überreden lassen, daß das Kunstwerk eine höher und weiter entwickelte Wahrheit derselben Natur darstellt, die er doch selbst schon in viel unmittelbarerer und unverfälschterer Wahrheit zu besitzen meint. Daher kommt es, daß die Betrachter im Kunstwerk immer etwas ganz anderes suchen, als dasjenige, was doch seinen wesentlichen Inhalt ausmacht.

4. Die anschaulichen Vorstellungen der Menschen sind nicht stichhaltiger als ihre Begriffe; es herrscht in Bezug auf sie dieselbe Macht des Herkommens, dieselbe bequeme Konvention, dieselbe Trägheit, die sich zufrieden gibt, wenn das Überlieferte, Angelernte nur hinreicht zum Gebrauch des täglichen Lebens. Der Künstler tut in betreff ihrer nichts anderes als der Denker, der sich in Opposition gegen die Meinung seiner Zeitgenossen findet und ihnen eine neue Wahrheit verkündet.

5. Man gibt wohl zu, daß die Tätigkeit des bildenden Künstlers vornehmlich auf dem Auge beruht; aber weil man die Tragweite nicht kennt, die in diesem Organ liegt, so sucht man die treibenden Elemente zu einer Tätigkeit, die sich allein aus dem Auge entwickeln läßt, in ganz anderen weit hergeholten Dingen.

6. Daß die Sinne ihrer Aufgabe genügt haben, wenn sie dem begrifflichen Denken Stoff liefern und dadurch Erkenntnis möglich machen, ist noch immer unbestrittene Annahme. Man sieht in den Sinnen das Mittel, die Dinge kennen zu lernen; ihre Aufgabe ist angeblich eine endliche, die des denkenden Verstandes eine unendliche. Diese Annahme muß zerstört

werden, bevor es möglich ist, zu einer gesunden Ansicht über das Wesen der künstlerischen Tätigkeit zu gelangen. Dies kann nur dadurch geschehen, daß nachgewiesen wird, daß das intuitive Bewußtsein (Ausdruck Kants in der Anthropologie) fast allenthalben unentwickelt bleibt auf Kosten des diskursiven Bewußtseins, daß es einer selbständigen unendlichen Entwicklung fähig ist, daß es auf einer beschränkten Einsicht beruht, wenn man meint, die Sinne hätten genug getan, wenn sie zur Kenntnis der Dinge verhülfen.

7. Man nimmt gewöhnlich an, daß ohne die Kunst (so gut wie ohne die Religion und andere geistige und ethische Mächte) das Leben eine Einbuße erleiden würde; das ist aber nebensächlich; das Wesentliche ist, daß das Weltbild ohne die Kunst unvollständig sein würde.

8. Das Studium der Kunstwerke der Vergangenheit würde nur dann einen Sinn haben, wenn es darauf gerichtet wäre, die Errungenschaften des menschlichen Geistes auf dem Gebiete des künstlerischen Verständnisses der Welt in ihrem ganzen Umfange kennen zu lernen. Nur dann würde man von einem eigentlichen geistigen Nutzen dieses Studiums reden können; so wie es betrieben wird, fördert es nur mehr oder minder nutzlose Kenntnisse zutage.

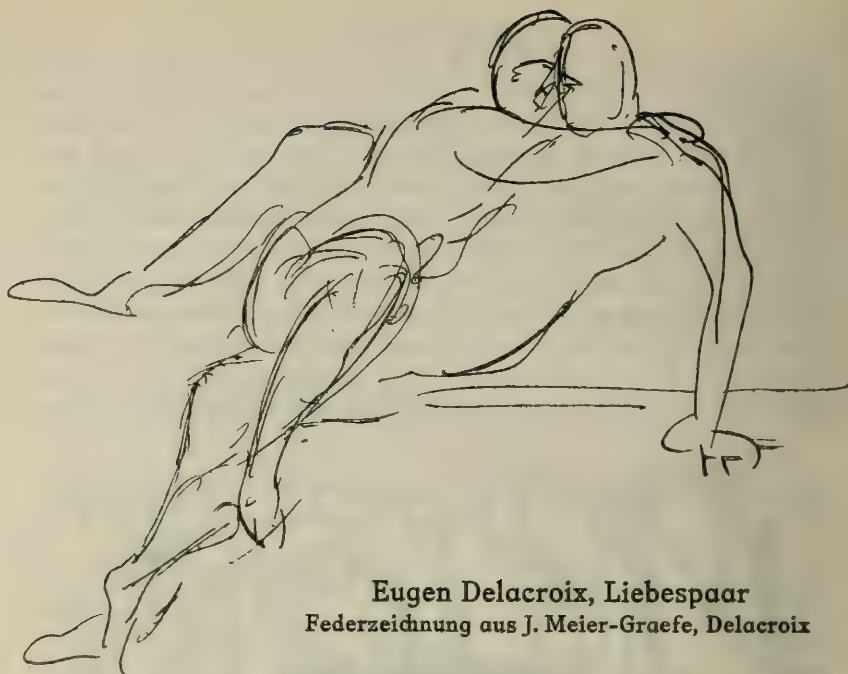
9. Eine künstlerische Individualität zu verstehen ist weit schwerer als die eines Denkers und Forschers, denn dieser spricht die Sprache, die jeder spricht, jener aber unterscheidet sich gerade dadurch vom andern, daß er eine andere Sprache spricht.

10. Geschichte und Biographie liefert das deutliche Beispiel des Mißerfolges einer wissenschaftlichen Erfassung des Lebens, hier kommt der menschliche Geist sehr bald an die Grenzen

der Möglichkeit und wird sich unwillkürlich, wo das eine Organ versagt, genötigt sehen, sich eines andern Organs zu bedienen, um sich des Lebens zu bemächtigen; hier tritt die Kunst ein. Es muß aber erst zum Bewußtsein gebracht werden, daß die wissenschaftliche Erkenntnis ihre natürlichen Grenzen hat, dann erst wird die künstlerische Tätigkeit als das erscheinen, was sie ist, als eines von den Mitteln, die den Menschen gegeben sind, um sich die Welt anzueignen. Dann auch wird das, was jetzt als das Wesentliche in den Leistungen der Kunst betrachtet wird, das Dasein von Kunstwerken, als einem Schmuck der Welt, als nebensächlich in den Hintergrund treten.



Weinlesende Satyrn. Aus Buschor, Griechische Vasenmalerei



Eugen Delacroix, Liebespaar
Federzeichnung aus J. Meier-Graefe, Delacroix

HANS VON MARÉES

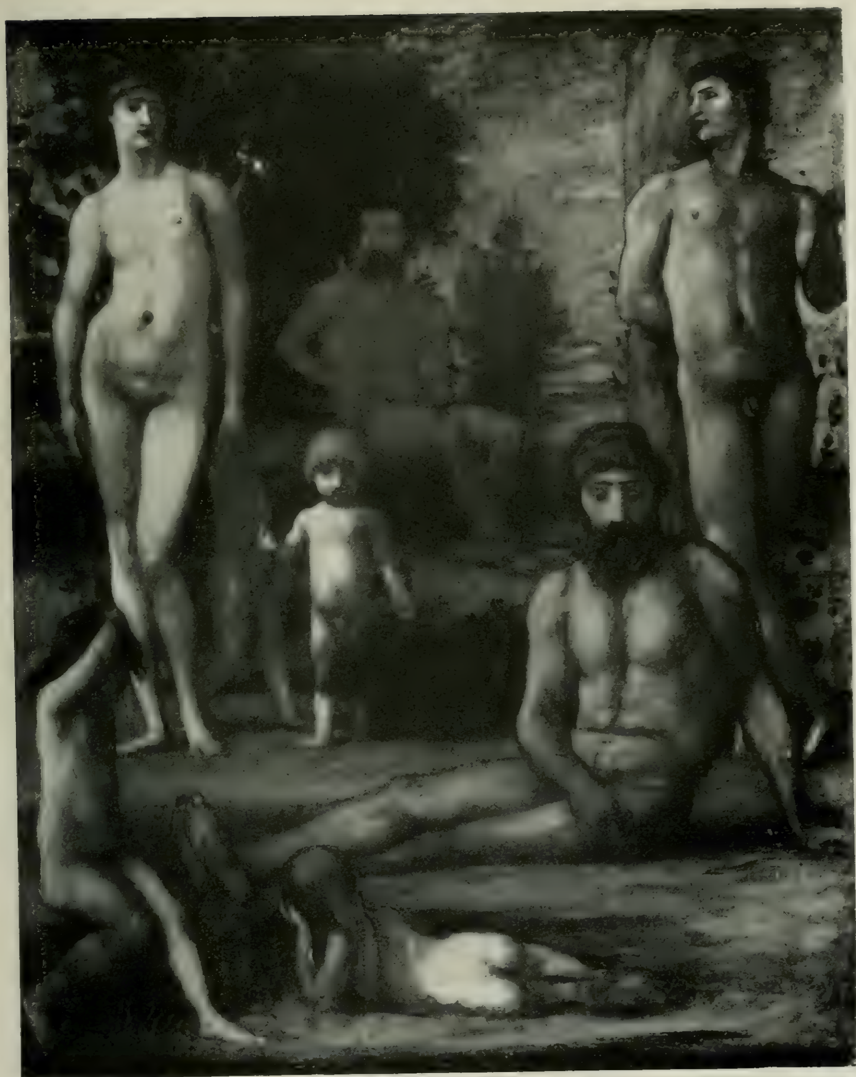
BRIEFE AN KONRAD FIEDLER

Rom, 12. Juni 1880.

Lieber Fiedler!

Unmöglich wird es mir noch länger, zu zögern mit dem was folgt. Einmal muß es doch gesagt sein.
Das, was ich so viele Jahre angestrebt habe, habe ich nun

Hans von Marées von Julius Meier-Graefe. Große Ausgabe in drei Bänden. Erster Band: Biographie. Zweiter Band: Katalog mit über fünfhundert Abbildungen. Dritter Band: Briefe und Dokumente. Der Leser verfolge in dem Briefband den Verlauf und die Beilegung des hier angedeuteten Konfliktes und lese auch Meier-Graefe's Analyse desselben im ersten Band.



Marées: Das goldene Zeitalter
Aus Meier-Graefe's Hans von Marées

moraliter erreicht. Dieser Theil meiner Lebensaufgabe ist abgeschlossen.
Die letzte Tafel, die ich zum Gedächtniß dieses Abschlußes Ihnen geweiht habe, ist in wenigen Tagen vollendet. Es fehlt fast nur der Firniß und Rahmen. (Aber ziemt es sich überhaupt, daß das Kind im Prachtgewand einhergehe, während der Vater darbt?)
Das Bild ist noch einmal goldenes Zeitalter [1], drei Männer, ein Weib und vier Putten, ziemlich lebensgroß. Ich hoffe, daß Sie Vergnügen daran haben werden. Doch viel wichtiger ist, daß ich von mir behaupten darf, mich nun vollständig in der Gewalt zu haben, oder richtiger, der Sache ganz unterthan zu sein. Leichtigkeit, Kühnheit, Andacht stehen mir im gegebenen Falle zur Verfügung. Meinen von Hause aus elenden Kadaver habe ich so dressirt, daß er zu ungeheuren Leistungen fähig ist, daß weder Kälte noch Hitze ihn anfechten.
Kurz, ich bin überzeugt, daß sich der Geist eines Apelles auf mich niedergesenkt hat. Aber es ist durchaus nothwendig, daß ich nun nicht länger in der Lage bleibe, nebenbei die Philosophie eines Diogenes anzustreben. Ich glaube, ich darf, ohne zu erröthen, die Namen großer Menschen aussprechen, denn, wenn ich auch in den Leistungen hinter ihnen zurück bleibe, so doch in den Gesinnungen und dem guten Willen sicher nicht.
Doch um praktisch zu reden, so weiß ich ziemlich haarscharf was Noth thut. Das, was ich eben nicht habe.
Mein Plan ist der, in Deutschland mir die zunächst nothwendige Summe in Form eines Anlehens zu verschaffen, so daß ich mich einmal ein Jahr lang mit aller Breite und Fülle bewegen kann. Ich weiß, daß ich dieselbe zum Ruhm und zur Ehre meines Vaterlandes verwenden werde. Zu diesem Zwecke

[1] Hier abgebildet.

werde ich Alles, was mir meine Persönlichkeit gestattet, einsetzen. Erreiche ich das, so werden Sie sehen, daß es nicht unmöglich ist, daß auch Ihre großen Opfer sich belohnen werden.
Erreiche ich es nicht, so bin ich auch gewappnet. Ich kann auch heute mit Stolz diesen Schauplatz verlassen. Denn wer sich täglich beim Erwachen auf die Brust schlagen muß und zu sich sagen: ertrage; wenn diesen täglich mehr Menschen umgeben, die Trost, Rath und Hülfe jeder Art von ihm erwarten und auch erhalten, der kannn sich eines stolzen Gefühles nicht entheben.
Das einzige, was ich bedauern müßte, wäre, daß ich Ihnen meine Dankbarkeit nicht in der Weise ausdrücken könnte, wie ich wohl möchte. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie ganz ich Ihr großes Verdienst um meine Existenz erkenne; aber das kann ich Ihnen sagen, daß ich es im Voraus gewußt habe, daß Sie schließlich bei mir und mit mir ausharren würden.
Zum Schlusse noch, es ist mir wohl bewußt, wie seltsam dergleichen Sendschreiben im alltäglichen Leben sich ausnehmen, aber ich kann es nicht ändern.
Nehmen Sie mir's nicht übel und grüßen Ihre Frau auf's Herzlichste von

Ihrem treuen

Hans v. Marées.

Crostewitz, den 16. Juni 1880.

Lieber Marées!

Es ist schwer, auf Ihren Brief zu antworten, namentlich für mich, der ich schon immer der Ansicht gewesen bin, daß sich Ihnen eine Gelegenheit bieten müsse, das, was Sie sich in mühevoller Laufbahn errungen haben, auf die höchste Probe zu stellen, und der ich doch immer wieder an der Möglichkeit

einer solchen Gelegenheit habe verzweifeln müssen. Ich verstehe Ihre gehobene Stimmung im Bewußtsein eines vollendeten Werkes und im Gefühl einer errungenen Kraft. Ich verstehe das gebieterische Bedürfniß, den Bann zu sprengen, in dem allerlei Hemmungen die Production gefesselt hatten; aber ich würde mir sehr unaufrichtig vorkommen, wenn ich mit Ihnen an die Möglichkeit glaubte, daß dieß auf einmal geschehen könne. Es ist nicht nur die innere Befreiung, die nur das Resultat eines langen Prozesses sein kann; auch die äußere Befreiung ist nur langsam, nur allmählig möglich. Wie ich meinen Antheil an Ihrer Existenz immer verstanden habe, wissen Sie; ich habe niemals unternehmen können, den Ansprüchen einer produktiven Natur an das Leben für mich allein Genüge thun zu wollen; was ich thun konnte, war nur, die Zeit der inneren und äußeren Kämpfe zu erleichtern; daß mir der Gedanke ganz fern liegt, darauf Ansprüche irgend welcher Art zu gründen, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Wie Ihre Pläne für die nächste Zukunft sind, kann ich nicht beurtheilen, da Sie dieselben nur andeuten. Wie dieselben aber auch sein mögen, so lassen Sie vom Gelingen oder Mißlingen nicht Alles abhängen. Haben Sie den Kampf gegen sich selbst glücklich durchgefochten, so verlangen Sie auch im Kampfe gegen die Welt nicht einen unbedingten, raschen Sieg. Genug für heute. Ihr Brief hat mich aufgeregt; er gibt mir viel zu denken, da er manches enthält, wozu mir der Schlüssel fehlt. Ihr treuer C. F.

Rom, den 21. Juni 1880.

Lieber Fiedler!

Da, wie Sie sich denken können, betr. Angelegenheit mich Tag und Nacht beschäftigt, so antworte ich Ihnen umgehend. Wenn es mir in einem Brief nicht gelingt, Alles klar zu legen, so wird

dieß vielleicht in mehreren möglich sein; auf alle Fälle würde für eine eventuelle Zusammenkunft das Terrain einigermaßen gelichtet sein.
Wenn man an einer von außen sich bietenden Gelegenheit verzweifeln muß, so ist es gewiß nicht unrichtig, und jeden Falls Zeitersparniß, wenn man zunächst überhaupt auf eine solche verzichtet. Den Staat also bei Seite.
Selbst unserem Herrgott sagt man nach, daß um den Menschen zu schaffen, er sich eines Erdenkloses bediente. Daß ein Privatmann Letzteren beschaffe, ist nicht möglich, unter keinen Umständen zu verlangen. Sollte es aber thatsächlich unmöglich sein, daß sich mehrere Gleichgesinnte fänden, die sich zu einem gemeinschaftlichen, nicht übergroßen Opfer, um nicht zu sagen Risico, entschließen könnten? Fast mit Sicherheit, da ich Sie immer als den Ersten betrachten muß, könnte ich sagen, daß der Zweite gefunden wäre; dann handelte es sich um den Dritten. Bei einer unausgesetzten Übung und Thätigkeit habe ich nicht nur meinen inneren Menschen in Betracht genommen, sondern auch die mechanischen Hülfsmittel u. s. w. einer genauen Erwägung unterzogen. Ferner habe ich oft und vielmals überdacht, in welcher Weise man einem weiteren Kreise einen Begriff und Anschauung von dem, was man thut und anstrebt, verschaffen könne. Ich gestehe, es handelt sich abermals um ein Experiment. Von der höchsten und reinsten Leistung müßte man abstehen und zufrieden sein, wenn man den Weg zu einer solchen erkennen würde.
Also praktisch: diese drei Männer müßten sich zu einem jährlichen Beitrag von ungefähr 1500 Thalern entschließen; ich müßte also auf ein Jahr lang über den Credit der Gesammtsumme disponiren können. Ich würde der gewissenhafte Verwalter dieses Kapitales sein. Vier andere Hände, die nichts eifriger wünschen und wollen, würden zu meiner Disposition

stehen, so daß dem Einfluß momentaner immerhin möglicher Hinderungen einigermaßen vorgebeugt wäre. Das Resultat dieses Jahres, und ohne ein solches würde es nicht sein, würde der Oeffentlichkeit und dem Markte überantwortet werden. Ueber das Weitere und die Folgen läßt sich freilich jetzt noch nichts sagen.

Zu einem solchen Unternehmen — der Plan ist schon alt — habe ich mich Jahrelang vorbereitet, nicht nur mich, auch andere. Angenommen, daß die Möglichkeit vorläge, angenommen, daß die Sache nicht ganz hoffnungslos wäre, so wäre die Frage aufzuwerfen, ob ich überhaupt ein solches Vertrauen verdiene. Daß ich mir selbst Außerordentliches zutraue, dazu liegen manche Gründe vor, die ich Ihnen gegenüber kaum zu erwähnen brauche. Wer zur That schreiten will, darf auch das Wort Zweifel in seinen Gedanken nicht aufkommen lassen.

Liegt der Antrieb in einem persönlichen Vortheil? Nein, sondern vielmehr in dem Gefühl, schließlich nichts versäumt zu haben, um die eigenen Anlagen, Gesinnungen, Ueberzeugungen und Erfahrungen in einem allgemeinen Sinne zu verwenden. Ich habe mir immer eingebildet und bin überzeugt davon, daß unsere Bestrebungen und Bemühungen darin Hand in Hand gehen. Darum kann und werde ich auch nichts ohne Sie unternehmen.

Was nun meine gehobene Stimmung anbelangt, so ist dieselbe keine zufällige, keine momentane; den größeren Theil meines Lebens befinde ich mich in einer solchen; und wenn ich dieselbe ab und zu verlauten lasse, mich quasi blosstelle, so bereue ich es doch nicht. Dadurch lege ich mir einen moralischen Zwang auf, in meinen Anstrengungen nicht nachzulassen, mir selbst gegenüber ein strenger Richter zu bleiben. Das ausgesprochene Wort muß auf die Handlungsweise eines Mannes bestimmend wirken.

Allerdings sintemalen ich nichts anderes besitze, setze ich mein Leben ein; ich habe das stets gethan; nur dadurch habe ich manchen Streich des Schicksals parirt; nur dadurch kann ich mich schließlich zum kühnsten Wagen emporschwingen. Nach dem was ich durchgemacht, darf ich nicht dulden, daß dasselbe versumpfe. Darüber mögen die Ansichten verschieden sein, doch versichere ich, daß ich bei der meinigen beharren werde. Wenn ich nun, zum Schlusse für heute, bedenke, wie oft ich Sie in Ihrem Behagen beeinträchtigte, so denke ich doch, daß Sie Das eigentlich nicht kränken darf; ich suche mich dadurch zu revanchiren, daß ich die Nachsicht, die Sie an mir üben, anderen angedeihen lasse. Davon haben Sie freilich nichts. — Mit den herzlichsten Grüßen an Sie und Frau

Ihr tr.

Hans v. Marées.

Rom, den 3. Juli 1880.

Lieber Fiedler!

Es mag wohl sein, daß ich etwas hart gegen Sie vorgegangen bin. Um einiges Licht in das Dunkel zu werfen, dazu mag vielleicht Folgendes dienen.

Ich muß etwas ausholen.

Als ich Florenz verließ, als Mensch tief gekränkt, als Künstler schwer beleidigt, ging vieles in mir vor. Nach langem Kampf war das Bild, welches Sie besitzen[1], das Resultat meiner Selbstüberwindung. Als ich damals, meiner Kraft gewahr werdend, in der Freude meines Herzens, in dem Bewußtsein eines doppelten Sieges, Ihnen dieses Bild zum Hochzeitsangebinde bestimmte, und Sie dann nicht nach dem nahen Rom kamen, mögen Sie sich denken, wie mir zu Muthe war. Das ist der wahrhaftige

---

[1] Die „Lebensalter". Abgebildet im Katalogband des Marées-Werkes Nr. 280.

Grund, warum ich es nie vollenden konnte. Daß dasselbe Bild über die Schwelle von San Francesco wandern sollte, hat mir sehr seltsame Gedanken erregt. Daß ein Künstler das Werk eines andern Lebenden zu seinem Vergnügen benutzt, ohne nur ein Wort gegen denselben verlauten zu lassen, steht wohl einzig da[1].

Ein Wort von Ihnen jedoch machte mich froher Hoffnung voll: Sie schrieben mir, daß aus betr. Bilde man die Hoffnung schöpfen dürfe, daß auch heut zu Tage das Beste geleistet werden könne. Denn, dachte ich mir, wenn ein Mann, der die weittragende Bedeutung der bildenden Kunst anerkennt und dieselbe lehrt, diese Ueberzeugung ausspricht, so wird sein Interesse über das Persönliche hinaus sich zum Sachlichen erheben. In der That erwartete ich, daß irgend etwas zu der Verbesserung meiner Lage geschehen würde.

Und ich bin nicht müßig gewesen in der Zeit. Wenige Minuten der letzten Jahre sind verloren gegangen, und trotz den Umständen meine Kräfte in stetem Wachsen begriffen.

Als Sie, zum Unglück meines Hesperidenlandes, dieses Mal wieder nicht nach Rom kamen, verlor ich fast alle Hoffnung. Abermals raffte ich mich zusammen und überzeugte mich, daß meine Kraft nicht von anderen Menschen abhängt. Um das Resultat zu retten, habe ich es Ihnen zugedacht. Nebenbei ist mein Bestreben, meinen höchsten Ruhm in der Erkenntlichkeit zu suchen, nicht aus Marotte, sondern aus innerlichstem Bedürfniß. Weil ich Sie aber für meinen Freund halte, so möchte ich wohl, daß Sie mich auch als den Ihrigen behandeln. Trotzdem ich arm bin, kann ich doch besorgt für Sie sein, das dürfen Sie mir nicht übel nehmen. Sie haben sich durch Ihre ausge-

[1] Hildebrand hatte, ohne zu vermuten, daß dies Marées fatal sein könnte, die „Lebensalter“ versuchsweise kopiert.

sprochenen Gesinnungen einen so rühmlichen Namen bei den Besten erworben, daß Sie denselben als Muster dienen. Bedenken Sie das wohl.

Die Antwort auf Ihren letzten Brief habe ich in einer Erlegung des Drachen niedergelegt: ein Miniaturbild, aber ich glaube, kein schlechtes [1]. Kurz: Eines steht fest, Menschen können mich nicht mehr aus meinem Standpunkt herausdrängen. Klar und unerschrocken sehe ich der Zukunft entgegen. Wenn ich auch selber darüber zu Grunde gehe, ohne einige wohlthätige Spuren wird meine Existenz nicht bleiben.

In Ihren Unglauben an die Menschen kann ich durchaus nicht einstimmen; der Versuch ist noch nicht gemacht worden; ich sage Ihnen ein ganz anderes Resultat voraus. Freilich muß ich nun betteln gehen, um zu einem solchen Versuch zu gelangen; das, hoffte ich, würden Sie mir ersparen. Aus wahrhafter Liebe zu meiner Kunst unterwerfe ich mich dieser Erniedrigung, voll Vertrauen darauf, auch aus dieser Prüfung siegreich hervorzugehen.

Feige, das glauben Sie mir, werde ich mich nicht aus dem Kampf zurückziehen. Und weil die Zeit drängt, denn die meinige wird sehr bald abgelaufen sein, will ich noch schnell an's Werk gehen. Lachen muß ich doch, wenn ich denke, welche tragische Rolle man mir im Leben zugedacht hat, der ich dabei von Lebenslust, innerer Kraft und Heiterkeit übersprudle. Ich wünschte Ihnen, der Sie es doch haben könnten, daß Sie einmal von der Freudigkeit und dem Kehrmichnichtdran, die eine feste Ueberzeugung gewähren, so ganz erfüllt würden. Ich glaube, Sie irren, wenn Sie mir jegliche Welt- und Menschenkenntniß absprechen; sicher kenne ich mich bis zu einem gewißen Grade selbst, und Selbstkenntnis ist die Grundlage aller anderen Kenntnisse.

[1] Der kleine St. Georg. Abgebildet im Marées-Werk als Nr. 506.



Poussin: Nymphen und Satyrn. Aus Friedlaender's Poussin

Sollte mir im Zornesmuth auch ein Wort entschlüpfen, das beleidigt, so sollen Sie es doch nicht zu genau nehmen. Thun Sie jedoch, was Sie wollen; ich werde thun was ich kann und sicher nicht aufhören, Ihr erkenntlicher Freund zu bleiben. Leben Sie wohl und grüßen Ihre Frau von

Ihrem treuen Hans v. Marées.

Lieber Marées!

Nachdem ich jahrelang mit einer Selbstüberwindung, die mir oft nicht leicht geworden ist, jeden Ausdruck der Empfindlichkeit Ihnen gegenüber zurückgedrängt habe, um ein Verhältnis nicht zu zerstören, von dem ich mir von vornherein gesagt habe, daß es mir wichtige Verpflichtungen auferlegen würde: haben Sie den Bann gebrochen und ich kann mir nicht verhehlen, daß durch Ihren letzten Brief unser persönliches Verhältnis unrettbar zerstört ist. Wenn Sie mich sonst fühlen ließen, daß das, was ich tat und meinen Kräften nach tun konnte, nicht im Verhältnis zu den Ansprüchen stand, die Sie machen zu können glaubten, so konnte ich das ignorieren und meinem verletzten Stolze, um des Wertes der Person und der Sache willen, Schweigen auferlegen. Schweigen kann ich nun zwar auch und werde es auch, aber ignorieren kann ich es nun nicht mehr. Was ich dabei empfinde geht mich allein an. Auch kann ich es meinem Stolz nicht abgewinnen, Ihnen auf die Anklage, daß ich unrecht an Ihnen gehandelt hätte und handelte, zu antworten. Der Verpflichtung, die ich übernommen habe, werde ich nach wie vor nachkommen. Wozu sollte nun aber die Fortsetzung eines persönlichen Verkehrs führen, nachdem Sie die Bande des Zartgefühls, in denen er sich halten mußte, um überhaupt bestehen zu können, zerrissen haben. Ich sehe nur zwei Möglichkeiten vor mir: entweder ich gehe auf die

Fragen ein, die Sie so leidenschaftlich anregen und wo ist das Ende einer solchen Diskussion? oder wir versuchen, auf dem alten Fuße weiter zu verkehren, und wie ist das möglich, nachdem die tiefe Differenz aufgedeckt ist, die uns trennt. Oft schon habe ich mit Besorgnis den Moment kommen sehen, wo Dinge zwischen uns zur Erörterung kämen, die besser immer verschwiegen geblieben wären; immer hat es sich abwenden lassen; nun haben Sie ihn gewaltsam herbeigeführt und wir müssen die Konsequenzen tragen.

Ihr K. F.



Eugen Delacroix: Zeichnung
Aus Meier-Graefe's Delacroix. Verkleinert

DMITRI MERESCHKOWSKI

MEIN LEBEN

Mein verstorbener Vater erzählte mir, daß mein Urgroßvater, Fjodor Meréschki, als Major im Kosakenheer zu Gluchow in Kleinrussland gelebt hätte. Mein Großvater, Iwan Fjodorowitsch war um die Wende des XVIII. Jahrhunderts während der Regierung Kaiser Paul I. nach Petersburg gekommen und als Adliger ins Ismailow'sche Garderegiment aufgenommen worden. Um jene Zeit vertauschte er wohl auch seinen kleinrussischen Namen Meréschki mit dem hochrussischen Mereschkowskij. Mein Großvater wurde später aus Petersburg nach Moskau versetzt und nahm am Kriege von 1812 teil.
Mein Vater, Ssergej Iwanowitsch, wurde geboren zu Moskau im Jahre 1821 als Sohn des eben erwähnten Iwan Fjodorowitsch und dessen zweiter Frau, einer geborenen Kurbskij. Seine Erziehung genoß er im Pensionat einer Frau Liebermann. 1839 trat er in den Staatsdienst. Er diente zuerst als Gehilfe eines Abteilungsvorstands beim Orenburger Gouverneur Talysin, dann in gleicher Stellung beim Oberhofmarschall Graf Schuwalow und zuletzt als Abteilungsvorstand in der Hofkanzlei. Diese Stellung bekleidete er unter dem Minister Graf

---

Mereschkowski: Julian Apostata. — Leonardo. — Alexander der Erste. — Der Anmarsch des Pöbels. — Der Zar und die Revolution. — Im Jahre 1914 erscheint ein Band „Ewige Gefährten", der Essais über Marc Aurel, Cervantes, Calderon, Montaigne, Flaubert, Ibsen, Dostojewski und Goethe enthält.

Adlerberg während der ganzen Regierungszeit Alexander II. 1853 heiratete er Warwara Wassiljewna Tschesnokowa, eine Tochter des Kanzleidirektors im Petersburger Ober-Polizeimeisteramt.

Ich erblickte das Licht der Welt am 2. (14.) August 1865 zu Petersburg, auf der Jelagin-Insel, in einem der dem Schlosse gehörenden Dienstgebäude, wo meine Eltern den Sommer verlebten. Ich liebe noch heute das melancholische Gehölz und die Teiche des sumpfigen Jelanginschen Parkes, wo wir Kinder unter dem Einfluß der Lektüre von Main-Read und Cooper „Indianer" spielten. Die Fichte, in deren Ästen ich mir einen Brettersitz eingerichtet hatte, auf dem ich, wie ein Vogel in luftiger Höhe schwebend, las, träumte und mich, ferne von allen Menschen, als freier „Wilder" fühlte, steht noch heute da. Ich erinnere mich noch, wie wir die finstern Keller des Schlosses erforschten, wo beim Scheine einer Kerze die von der feuchten Decke herabhängenden Tropfsteingebilde funkelten, oder die flache grüne Kuppel des Schlosses erstiegen, von wo aus wir das Meer sehen konnten; wie wir Boot fuhren und auf dem sandigen Ufer der Krestowskij-Insel Feuer machten und Kartoffel buken, wobei wir uns wieder als „Wilde" fühlten.

Im Winter wohnten wir in dem sehr alten, noch in den Tagen Peter's des Großen erbauten Bauer'schen Hause an der Ecke der Newa und der Fontanka, bei der Pratscheschnyj-Brücke, dem Sommergarten gegenüber; von der einen Seite hatten wir das Sommerpalais Peter's des Ersten, von der andern seine „Hütte" und die älteste Petersburger Kirche — die hölzerne Dreifaltigkeitskathedrale. In der riesengroßen zweistöckigen Dienstwohnung meines Vaters gab es eine Unmenge Wohn- und Paraderäume. Die Fenster gingen nach dem Norden; die Zimmer waren groß und düster, die Ausstattung langweilig und pompös. Mein Vater konnte es nicht leiden, wenn

die Kinder Lärm machten und ihn in seiner Arbeit störten; an der Türe seines Arbeitszimmers schlichen wir immer auf den Fußspitzen vorbei.

Heute glaube ich, daß mein Vater viele gute Eigenschaften besaß. Doch der immer mürrische, durch den schweren Beamtendienst der alten Zeit erbitterte Mann hatte es nie verstanden, ein richtiges Familienleben zu führen. Wir waren unser neun Kinder: sechs Söhne und drei Töchter. Als Kinder lebten wir in ziemlicher Eintracht, später ging aber ein jeder seiner Wege, denn es fehlten uns die geistigen Bande, die doch immer vom Vater ausgehen.

Ich war der jüngste Sohn, und die Mutter liebte mich mehr als ihre andern Söhne. Wenn in mir überhaupt etwas Gutes ist, so habe ich es ihr zu verdanken.

Mit 7 oder 8 Jahren wäre ich beinahe an Diphtheritis gestorben; mein Leben verdanke ich nur der aufopfernden Pflege meiner Mutter.

Der Vater unternahm oft lange Dienstreisen ins Ausland und nach Livadia in der Krim, wo sich damals die kranke Kaiserin aufhielt, und ließ die Kinder unter der Obhut der alten Haushälterin, einer Deutschen aus Reval, Amalie Christianowna zurück. Sie war eine gutmütige, doch beschränkte und verschüchterte Person. Ich empfand für sie weniger Liebe, als kindliches Mitleid. Ich hatte auch noch eine alte Kinderfrau, die mir russische Volksmärchen und Heiligenlegenden erzählte. Ich erinnere mich noch an die dunkle Ecke mit dem Heiligenbild, vor dem ein Lämpchen brannte, und an das nie wiederkehrende Glück des kindlichen Gebets. In die Kirche ging ich eigentlich ungern: die Geistlichen in den prunkhaften Meßgewändern flößten mir Angst ein.

Manchmal nahm mich der Vater auf Mutters Wunsch nach der Krim mit, wo wir ein kleines Gut in der Nähe des Wasserfalls

Utschan-Ssu besaßen. Dort lernte ich zuerst die Schönheit des Südens kennen. Ich erinnere mich noch an das herrliche Schloß in Oreanda, das heute in Trümmern liegt. Die weißen Marmorsäulen am blauen Meer sind mir ein unvergängliches Symbol des alten Griechenlands.

Ich genoß meine Erziehung im III. Gymnasium. Es war am Ende der siebziger und Anfang der achtziger Jahre, in der traurigen Zeit des strengsten Klassizismus: keine Spur von Erziehung, nichts als Ochserei und Drill. Unser Direktor, ein halbverrückter alter Deutscher, hieß Lemonius und paßte gut zu seinem Namen. Die Lehrer waren sämtlich unbedeutende Streber. Keinen von ihnen habe ich in gutem Andenken behalten, außer dem alten Lateiner Keßler, dem Verfasser der bekannten Grammatik; er erwies uns zwar wenig Gutes, doch sah er uns wenigstens mit gutmütigen Augen an.

Mit den Schulkollegen verkehrte ich selten, denn ich war schüchtern und menschenscheu. Etwas intimer stand ich nur mit Eugen Ssolowiow, dem späteren Publizisten und Kritiker (er ist nicht mehr unter den Lebenden); uns verband übrigens nicht die Ähnlichkeit, sondern die Entgegengesetztheit unserer Ansichten: er war ein Skeptiker und ich schon etwas mystisch angehaucht.

Mit 13 Jahren begann ich zu dichten. Mein erstes Gedicht begann so:

Die Wolken flohen, und der Himmel
Erstrahlte heiter, hell und blau . . .

Es war eine Nachahmung der Puschkinschen „Fontäne von Bachtschissaraj". Um jene Zeit entstand auch meine erste kritische Abhandlung — ein Klassenaufsatz über die Igor-Sage, für den ich von meinem Lehrer im Russischen, Mochnatschow, einen Einser bekam. Ich war auf diesen Erfolg so stolz, wie

ich es während meiner ganzen folgenden schriftstellerischen Tätigkeit nie wieder war.
Am 1. März 1881 ging ich in unserm Eßzimmer auf und ab und verfaßte ein Gedicht auf ein Thema aus dem Koran. Das Dienstmädchen kam von der Straße herbeigelaufen und erzählte von einer furchtbaren Explosion, die sie eben gehört hatte. Der Vater kam später zum Mittagessen direkt aus dem Schlosse heim, entsetzlich aufgeregt, verweint und blaß und erzählte vom Attentat gegen den Kaiser.
„Das sind also die Früchte des Nihilismus!" sagte er. „Was wollen sie denn eigentlich noch, diese Unmenschen? Einen solchen Engel haben sie nicht verschont . . ."
Mein ältester Bruder, Konstantin, Student der Naturwissenschaften (später bekannter Biologe), ein leidenschaftlicher Nihilist, versuchte die „Unmenschen" zu verteidigen. Der Vater geriet in Wut, stampfte mit den Füßen, verfluchte den Sohn und jagte ihn aus dem Hause. Die Mutter flehte um Verzeihung für den Sohn, doch der Vater wollte auf nichts hören.
Dieses Zerwürfnis währte mehrere Jahre. Die Mutter erkrankte aus Gram. Um jene Zeit bekam sie auch das qualvolle Leberleiden, an dem sie später starb. Sie lebt in meiner Erinnerung als Märtyrerin und Fürbitterin für ihre Kinder, besonders aber für die beiden Lieblingssöhne – mich und den ältesten Bruder.
In den höheren Gymnasialklassen schwärmte ich für Molière und gründete mit meinen Kollegen einen „Molière-Verein". Wir verfolgten keinerlei politischen Zwecke, was die politische Polizei jedoch nicht hinderte, uns eines schönen Tages vorzuladen. Eine Untersuchung wurde eingeleitet, und man wollte uns durchaus nicht glauben, daß wir, 16- und 17-jährige Jungen etwas anderes beabsichtigten, als „die bestehende Ordnung zu stürzen". Ich hatte es nur der Stellung meines Vaters zu

verdanken, daß man mich nicht verhaftete und auswies. Die Mutter hatte es übrigens verstanden, die ganze Geschichte vor dem Vater zu verheimlichen.

Ich fuhr fort, Verse zu schreiben. Mein Vater war darauf sehr stolz, ließ sie vervielfältigen und zeigte sie allen seinen Bekannten. Im Jahre 1879, wenn ich nicht irre, als ich 14 Jahre alt war, brachte er mich einmal nach Alupka zu der 70jährigen Gräfin Elisabeth Woronzow. Ich wußte damals gar nicht, daß ich das Glück hatte, eine Hand zu küssen, die vor einem halben Jahrhundert Puschkin geküßt hatte.

Mein Vater lernte im Jahre 1880 im Hause der Gräfin Tolstoj, der Witwe des Dichters, Dostojewskij kennen und brachte mich darauf einmal zu ihm. Ich erinnere mich noch an die kleine Wohnung in der Kolokolnaja-Straße, an das enge Vorzimmer, das mit Exemplaren der „Brüder Karamasow" angefüllt war und an das ebenso enge Arbeitszimmer, wo Fjodor Michailowitsch gerade über Korrekturen saß. Errötend, erbleichend und stotternd las ich ihm meine elenden Verse vor. Er hörte mir schweigend und geärgert zu. Wir hatten ihn wohl in seiner Arbeit gestört.

„Schlecht, sehr schlecht! Unter jeder Kritik!" sagte er schließlich. „Um gut zu schreiben, muß man erst viel durchmachen, viel leiden!"

„Dann soll er lieber nicht schreiben, ich will nicht, daß er leidet", entgegnete mein Vater.

Ich kann mich noch an den durchdringenden Blick der durchsichtigen blaß-blauen Augen Dostojewskij's und an seinen Händedruck beim Abschied erinnern. Ich habe ihn nie wieder gesehen und erfuhr bald nach dieser Begegnung von seinem Tode.

Um die gleiche Zeit lernte ich auch den Fähnrich in der Kriegsschule und späteren bekannten Dichter Ssemjon Nadson, kennen. Ich liebte ihn wie einen Bruder. Er hatte damals schon



Dm. Merejkowsky

Aufnahme von Alexander Eliasberg

die Schwindsucht und sprach immer vom Tode. Wir stritten viel über religiöse Fragen; er verneinte und ich bejahte.
Nadson machte mich mit dem Dichter Pleschtschejew, dem Redaktionssekretär der „Vaterländischen Annalen“ bekannt. Ich erinnere mich noch an die in einen Plaid gehüllten hageren und eckigen Schultern, den heiseren hohlen Husten und die brüllende Stimme des im Redaktionszimmer hausenden Ssaltykow-Schtschedrin.
In die Öffentlichkeit trat ich zuerst, wenn ich nicht irre, im Jahre 1882, mit einem Gedicht, das in der von Scheller-Michailow geleiteten „Illustrierten Rundschau“ erschien. Meine folgenden Arbeiten erschienen in den „Vaterländischen Annalen“.
Nachdem ich das Gymnasium 1884 absolviert hatte, kam ich auf die historisch-philologische Fakultät der Petersburger Universität. Der Universität verdanke ich kaum mehr als dem Gymnasium. Ich bin also eigentlich ohne Schule, ebenso wie ohne Vaterhaus aufgewachsen.
In der Studentenzeit schwärmte ich für den Positivismus — Spencer, Comte, Mill, Darwin. Da ich aber von Kind auf religiös war, ahnte ich dunkel die Unzulänglichkeit der positivistischen Philosophie; ich suchte und fand keine Lösung und verzehrte mich in Pein und Zweifeln.
Im studentischen Historischen Verein disputierte ich mit dem überzeugten Positivisten Wodowosow und suchte zu beweisen, daß eine Weltanschauung, die dem Leben einen Sinn verleihen soll, sich unmöglich auf dem „Unerforschlichen“ Spencers begründen lasse.
Pleschtschejew führte mich bei Frau Dawydow, der Gattin des bekannten Musikers und Direktors des Petersburger Konservatoriums ein. In diesem Hause lernte ich Gontscharow, der um jene Zeit schon ein blinder Greis war, und die Dichter Maikow und Polonskij kennen; später auch die Mitarbeiter

des von Frau Jewreïnowa begründeten „Nordischen Boten“: Korolenko, Garschin, Michailowskij und Uspenskij. Ich arbeitete auch selbst an dieser Zeitschrift mit und veröffentlichte in ihr das furchtbar lange und plumpe dramatische Gedicht „Silvio“ und einen sympathisierenden Aufsatz über Tschechow, der um jene Zeit erst eben aufgetreten war und noch von niemand anerkannt wurde.

Michailowskij übte auf mich einen großen Einfluß aus, nicht nur durch seine Werke, die ich förmlich verschlang, sondern auch durch seine ganze edle Persönlichkeit. Er bestellte bei mir einen Aufsatz „Über den Bauer in der französischen Literatur“; als die Arbeit fertig war, lehnte er sie ab: sie war zu schwach und entsprach auch nicht der Richtung der Zeitschrift. Michailowskij und Uspenskij waren meine ersten richtigen Lehrer. Ich besuchte einmal Gljeb Uspenskij in Tschudowo und sprach mit ihm eine ganze Nacht lang über Fragen, die mich am meisten beschäftigten: über den religiösen Sinn des Lebens. Er behauptete, daß man diesen Sinn in der Lebensanschauung des niederen Volkes zu suchen habe. Er gab mir die Adressen einiger Kenner des Volkslebens — Dorfschullehrer und Statistiker, und riet mir, diese Leute aufzusuchen. Im Sommer des gleichen Jahres bereiste ich das Wolga- und Kamagebiet, das Gouvernement Ufa und Orenburg, zog zu Fuß durch die Dörfer, unterhielt mich mit den Bauern und machte mir Notizen über meine Eindrücke. Im Gouvernement Twer besuchte ich den Bauern Wassilij Ssjutajew, den Gründer einer religiösen Sekte, die manche Ähnlichkeit mit der Lehre Tolstoj’s hat. Leo Tolstoj hatte Ssjutajew erst kurz vor mir besucht, und der Bauer erzählte mir viel über den Dichter.

Die um jene Zeit erschienene „Beichte“ Tolstoj’s machte auf mich einen gewaltigen Eindruck. In mir stieg eine dunkle Ahnung auf, daß der positivistische Nationalismus doch nicht die

endgültige Wahrheit sei. Trotzdem hatte ich die Absicht, nach Beendigung der Universität „ins Volk“ zu gehen und Dorfschullehrer zu werden. Nikolaj Minskij machte sich über mich lustig und wettete sogar mit mir, daß ich meine Absicht nie ausführen werde. Natürlich hat er die Wette gewonnen.

In meinem „Nationalismus“ steckte viel kindlicher Leichtsinn, doch war er durchaus aufrichtig, und ich bin glücklich, daß es in meinem Leben eine solche Periode gegeben hat und daß sie nicht ohne Spuren vorübergegangen ist.

Ungefähr in derselben Zeit begann ich unter dem Einflusse Dostojewskij's und einiger fremder Dichter wie Baudelaire und Edgar Poe für die Moderne, doch weniger für die Dekadenten als für die Symbolisten zu schwärmen; (ich hielt schon damals beide Begriffe auseinander). Einem im Anfang der 90er Jahre erschienenen Gedichtband gab ich den Titel „Symbole“; ich glaube, daß ich der erste war, der dieses Wort in die russische Literatur einführte. „Was für Symbole? Was heißt Symbole?“ fragte man mich auf Schritt und Tritt.

Nachdem ich die Universität absolviert hatte, ging ich im Sommer nach dem Kaukasus. In Borschom lernte ich ganz zufällig Zinaïda Nikolajewna Hippius kennen und machte ihr sehr bald darauf einen Heiratsantrag. Im darauf folgenden Winter heiratete ich sie in Tiflis und kehrte mit ihr nach Petersburg zurück.

Im Folgenden will ich mich kürzer fassen, denn ich schreibe keine Memoiren, sondern nur eine autobiographische Skizze. Ich habe weder die Absicht noch die Möglichkeit, den Gang meiner inneren Entwicklung zu schildern, die, wie ich glaube, auch heute noch nicht abgeschlossen ist.

Im Frühjahr nach meiner Verheiratung starb meine Mutter. Der Tod der Mutter, eine schwere Erkrankung meiner Frau und noch manche andere Erschütterungen in meinem persön-

lichen Leben waren der Grund der religiösen Wandlung, die ich durchmachte. Man wirft mir oft vor, daß meine religiösen Ideen schematisch und aus Büchern geschöpft seien. Diese Ansicht ist falsch und beruht vielleicht auf Mängeln meiner literarischen Begabung.

Ich kann es mit gutem Gewissen sagen: alle von mir ausgesprochenen religiösen Ideen kommen weder aus Büchern, noch aus fremden Einflüssen, sondern nur aus meinen eigenen Erlebnissen, denn ich habe alles selbst erlebt.

In meiner ersten Sammlung kritischer Aufsätze „Von den Ursachen des Verfalls und von den neuen Strömungen in der russischen Literatur" versuchte ich die Lehren des Symbolismus weniger ästhetisch als religiös zu begründen.

In den folgenden Jahren unternahm ich größere Reisen. Ich lebte längere Zeit in Rom, Florenz und Taormina, kam auch nach Athen und Konstantinopel. In diese Periode fällt meine zweite Sammlung von Essays „Die ewigen Gefährten". Auch habe ich eine Reihe griechischer Tragödien übersetzt.

Im Jahre 1893 begann ich die Trilogie „Christus und der Antichrist", an der ich beinahe 12 Jahre arbeitete. Den „Julianus Apostata" konnte ich lange nirgends unterbringen: keine Redaktion wollte ihn nehmen. Endlich brachte ich ihn mit großer Mühe im „Nordischen Boten" unter; sie nahmen den Roman eigentlich nur aus Mitleid. Überhaupt wurde ich in der russischen Literatur recht unfreundlich aufgenommen, und habe auch heute noch manche Feindseligkeiten zu erdulden. Ich könnte ein 25jähriges Jubiläum grausamer Verfolgungen seitens der russischen Kritik feiern.

Zwischen dem „Leonardo" und dem „Peter und Alexej" schrieb ich mein Werk über Tolstoj und Dostojewskij. Auch diese Arbeit konnte ich lange Zeit nirgends unterbringen. Ich war schon am Verzweifeln, als man sie schließlich doch in die

„Kunstwelt", das Asyl für alle „Verfolgte und Verstoßene", aufnahm.

Um Vorstudien zu „Peter und Alexej" zu machen, unternahm ich eine Reise zu den Sektierern und Altgläubigen jenseits der Wolga, nach Kerschez, Ssemjonow und zum Hellen See, wo sich die sagenhafte „Unsichtbare Stadt" Kitesch befindet. Ich verbrachte im Walde am Seeufer die Johannisnacht im Gespräche mit den Pilgern und Glaubenslehrern, die hier zu dieser Nacht aus ganz Rußland zusammen strömen. Später erfuhr ich, daß manche von ihnen mich in gutem Andenken behalten haben.

Ende der 90er Jahre gründeten wir den Religiös-philosophischen Verein. Die erste Anregung ging übrigens von Zinaïda Hippius aus. Sie war auch die Begründerin der Zeitschrift „Der neue Weg".

Als der Verein von Pobjedonoszew aufgehoben wurde, besuchte ich den kürzlich verstorbenen Metropoliten Antonius, um seine Hilfe für unser Unternehmen anzurufen. Er schlug mir die Bitte ab, weil er nichts gegen die weltliche Gewalt unternehmen könne.

Bei einem meiner Besuche im Kloster des Metropoliten rutschte ich auf der finstern Treppe aus und stürzte durch ein Glasdach in einen Lichtschacht. Ich zog mir dabei einige Verletzungen zu, hätte mir aber leicht das Genick brechen können. Dieser Sturz hatte für mich einen symbolischen Sinn: ich begriff, daß meine Annäherungsversuche an die orthodoxe Kirche nichts Gutes versprachen.

Im Sommer 1904 reiste ich mit meiner Frau nach Jasnaja Poljana. Tolstoj nahm uns sehr freundlich auf. Wir blieben über Nacht bei ihm und unterhielten uns viel über religiöse Fragen. Beim Abschied blickte er mich mit seinen gutmütigen, etwas unheimlichen, kleinen Bärenaugen, den

Augen des Waldmenschen Onkel Jeroschka durchdringend an und sagte:
„Ich habe gehört, daß Sie mich nicht lieben. Es freut mich, daß dem doch nicht so ist . . ."
Ich hatte schon damals das Gefühl, daß ich in meinem Buche nicht ganz gerecht gegen ihn war und daß trotz der tiefgehenden Verschiedenheit unserer Ansichten Tolstoj mir doch lieber ist als Dostojewskij.
Alles, was ich in den Revolutionsjahren 1905—1906 durchgedacht und, in erster Linie, durchgemacht habe, war für den Gang meiner inneren Entwicklung von entscheidender Bedeutung. Ich begriff — und wiederum nicht abstrakt, sondern mit Leib und Seele, daß in Rußland die Orthodoxie und die bestehende Ordnung unzertrennlich miteinander verbunden sind und daß man erst dann zu einer neuen Auffassung des Christentums gelangen kann, wenn man beides — Autokratie und Orthodoxie — zugleich verwirft.
Nach dem Moskauer Aufstand zog ich mit meiner Frau nach Paris. Hier veröffentlichten wir im Verein mit Dmitrij Filossofow in französischer Sprache das Buch „Zar und Revolution". Mein in Paris 1908 entstandenes Drama „Paul I." wurde sofort nach Erscheinen konfisziert. Erst vier Jahre später wurde gegen mich die Anklage der „frechen Mißachtung der Zarengewalt" erhoben. Meine Freisprechung habe ich nur einem glücklichen Zufall zu verdanken.
Im gleichen Jahre wurde mir bei meiner Rückkehr nach Rußland auf der Grenzstation Wirballen das Manuskript meines Romans „Alexander I." abgenommen.
In Paris habe ich mehrere russische Revolutionäre näher kennen gelernt. Ich war und bin noch der Ansicht, daß sie die besten von allen Russen sind, die ich je in meinem Leben gesehen habe. Unsere gegenseitige Annäherung geschah nicht

nur auf politischer sondern auch auf religiöser Grundlage. In meinem Verkehr mit ihnen sah ich klar vor Augen, betastete gleichsam mit den Händen den Zusammenhang der russischen Revolution mit der Religion und erlebte das, was ich später so oft wiederholte: die Möglichkeit eines neuen religiösen Gesellschaftswesens, den tiefen Zusammenhang der politischen Befreiung Rußlands mit seinen religiösen Schicksalen.

Deutsch von A. E.



Ernst Barlach: Der Fliehende. Zeichnung
Vignette aus Meier-Graefe's Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst



Alfred Kubin, Illustration zu Dostojewskis „Doppelgänger"

F. M. DOSTOJEWSKI

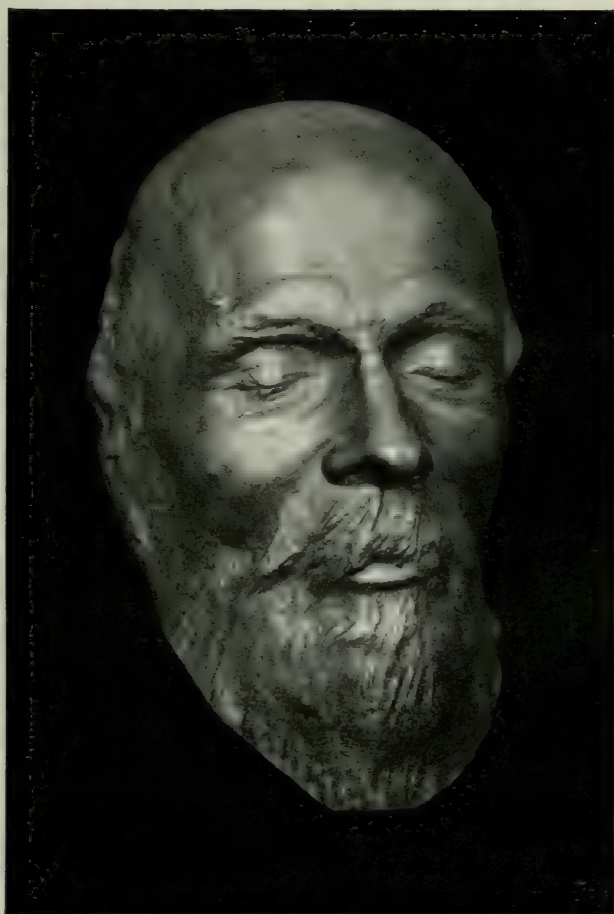
DIE BEICHTE EINES HEISSEN HERZENS

Aus den „Brüdern Karamasoff"*)

Der Garten war ziemlich groß und nur rundherum am Zaun mit Bäumen bepflanzt, mit Äpfelbäumen, Ahorn, Linden und Birken. In der Mitte des Gartens war ein freier, grüner Platz,

---

*) Es ist unmöglich, von dem Riesenwerk Dostojewski's durch Abdruck einer Episode, und sei sie in sich auch noch so selbständig, einen wahren Begriff zu geben; wie man in einer Bucht keinen Begriff von der offenen See erhält. Aber wir sehen keine andere Möglichkeit, dem Leser Lust zu machen, sich auf das hohe Meer, das Dostojewski heißt, hinauszuwagen, sich von den Elementen schütteln zu lassen und mit einem neuen Blick für die Wirklichkeit zurückzukehren.



Totenmaske Dostojewski's

eine Wiese, von der im Sommer einige Pud Heu geerntet wurden. Vom Frühling bis zum Herbst wurde dieser Garten von der Besitzerin für ein paar Rubel vermietet. Es waren dort auch einige Beete mit verschiedenen Sträuchen: Stachelbeeren, Johannisbeeren und Himbeerstauden, doch zogen die sich gleichfalls längs dem Zaune hin, und beim Hause waren dann noch ein paar Gemüsebeete. Dmitrij Fedorowitsch führte seinen Bruder Aljoscha in die vom Hause entfernteste Ecke des Gartens. Dort bemerkte Aljoscha plötzlich zwischen alten Linden, dichtem Hollundergebüsch und spanischem Flieder eine uralte, schiefe Laube, unter deren Bretterdach, das nicht mehr grün, sondern schon schwarz war, man aber doch noch vor dem Regen hätte Schutz finden können. Diese Laube war, Gott weiß wann, vielleicht vor fünfzig Jahren gebaut worden. Doch alles war schon verfault: Die Bohlen wackelten, und es roch nach feuchtem Holz. In der Mitte stand auf eingerammtem Pfosten ein noch etwas grüner Tisch, um den auf gleichfalls eingerammten Pflöcken drei Bänke standen. Aljoscha war sofort die begeisterte Stimmung seines Bruders aufgefallen, doch als sie jetzt in die Laube traten, bemerkte er auf dem Tisch eine halbe Flasche Kognak und ein Gläschen.

„Ja, das ist Kognak!" rief Mitjä lachend, „du aber fragst dich schon: ‚Sollte er wieder trinken?' Glaube nicht dem Phantom.

Glaube nicht der stumpfen Masse,
O, vergiß die Zweifel alle . . . usw.

Ich trinke nicht, ich ‚nasche' bloß, wie dein Freund, das Schwein Rakitin, sagt, der angehende Staatsrat. Setze dich. Aljoschka, ich würde dich jetzt am liebsten einfach so nehmen und an mein Herz pressen, aber aus allen Kräften würde ich dich an mich drücken, denn . . . im Grunde — begreifst du das? —, im Grunde — behalte das! — liebe ich auf der ganzen Welt nur dich allein!"

Er sprach die letzten Worte fast wie in einem Rausch, wie in Verzückung.

„Nur dich allein und dann noch eine ‚Niederträchtige', in die ich mich verliebt habe, und durch die ich verloren bin. Doch sich verlieben, heißt nicht lieben. Sich in jemanden verlieben kann man auch, wenn man ihn haßt. Behalte das! Jetzt spreche ich vorläufig noch mit heiterer Miene! Setze dich dorthin, hinter den Tisch. Ich werde mich hierher neben dich setzen, dich betrachten und die ganze Zeit sprechen. Du sollst schweigen, ich aber werde alles erzählen, denn jetzt ist es Zeit dazu. Aber, weißt du, ich glaube, es ist doch besser, wenn wir leise sprechen, denn hier ... hier ... können überall die unerwartetsten Ohren horchen. Ich werde alles erklären. Warum nur sehnte ich mich nach dir, warum nur erwartete ich dich in all diesen Tagen? — Ich habe mich hier doch schon seit fünf Tagen verankert. — Alle diese Tage? Weil ich nur dir allein alles sagen kann, dir allein, das ist es ja, denn ich brauche dich, denn morgen werde ich aus den Wolken herabfliegen, denn morgen wird das Leben enden und — beginnen ... Hast du es jemals gefühlt, oder weißt du, wie das ist, wenn man im Traum von einem Berge in ein tiefes, dunkles Loch fällt? Nun, auch ich fliege jetzt hinab, doch nicht im Traum. Ich fürchte mich aber nicht, und auch du sollst dich nicht fürchten. Das heißt, ich fürchte mich wohl, aber es ist — so süß. Das heißt, nicht süß, sondern ein Rausch des Entzückens .. Ach, nun hol's der Teufel, einerlei, was das ist. Stark oder schwach, oder weibisch — einerlei! Besingen wir lieber die Natur: Sieh, wieviel Sonne hier ist, der Himmel so rein, so hell und hoch, die Blätter sind noch alle grün, ganz wie im Sommer; vier Uhr nachmittags, diese Stille! Wohin wolltest du?"

„Zum Vater, und zuerst wollte ich noch zu Katerina Iwanowna gehen."

„Zu ihr und zum Vater! Herrgott! Das ist mir mal ein Zusammentreffen! Ja, warum rief ich dich denn, warum ersehnte ich dich, warum dürstete und lechzte ich denn mit allen Ecken und Kanten meiner Seele gerade nach dir? Um dich von mir gerade zum Vater und dann zu ihr, zu Katerina Iwanowna, zu schicken und damit die ganze Geschichte zu beenden, mit ihr wie mit ihm. Ich hätte ja einen jeden schicken können, aber ich wollte nur einen Engel schicken. Und siehe, du wolltest von selbst zu ihr und zum Vater gehen!"

„Wolltest du mich wirklich schicken?" fragte hastig mit einem krankhaften Gesichtsausdruck Aljoscha, fast gegen seinen Willen.

„Wart, — du wußtest es doch. Ich sehe schon, daß du bereits alles begriffen hast. Aber sage noch nichts, schweige. Bedaure nicht und weine nicht!"

Dmitrij Fedorowitsch erhob sich nachdenklich und legte den Finger an die Stirn:

„Sie muß dich selbst gerufen haben, sie hat dir einen Brief geschrieben, oder vielleicht sonst etwas, darum wolltest du zu ihr gehen, denn sonst wäre es dir doch nicht eingefallen?"

„Ja, sie hat mir geschrieben, hier," sagte Aljoscha und zog den Brief aus der Tasche. Mitjä durchflog ihn schnell.

„Und du gingst durch die Hinterstraßen! O Götter, ich danke euch, daß ihr ihn durch die Hinterstraßen und mir in die Arme führtet, wie das goldene Fischlein dem alten, törichten Fischer im Märchen. Höre, Aljoscha, Freund und Bruder. Jetzt will ich dir alles sagen. Denn irgend jemandem muß man es doch sagen. Dem himmlischen Engel habe ich es schon gesagt, jetzt muß ich es auch dem irdischen Engel sagen. Das bist du. Du wirst es anhören, du wirst dann urteilen, und du wirst verzeihen . . . Gerade das aber habe ich nötig, daß mir ein höheres Wesen verzeiht. Höre: Wenn sich zwei Wesen plötzlich von

allem Irdischen losreißen und irgendwohin in etwas Unbekanntes fliegen, oder wenigstens einer von ihnen, und kurz vorher, also — vor dem Aufbruch oder dem Verderben zum anderen geht und ihm sagt: Tue das und das für mich, etwas, warum man sonst nie bittet oder höchstens auf dem Sterbebett, — würde der es dann wirklich verweigern ... wenn er sein Freund, sein Bruder ist?"

„Ich werde es tun," sagte Aljoscha, „sage nur, was es ist, und sage es etwas schneller."

„Schneller ... Hm. Beeile dich nicht so, Aljoscha. Du beeilst dich und bist unruhig. Jetzt hat's keine Eile mehr. Jetzt ist die Erde in eine neue Bahn eingelenkt. Ah, Aljoscha, schade, daß du noch nie bis zur Begeisterung gedacht hast! Doch, übrigens, was sage ich? Du sollst etwa nicht bis zur Begeisterung gedacht haben! Wovon rede ich Dummkopf?

,Edel sei der Mensch!'

— Wer hat das gesagt?"

Aljoscha beschloß zu warten. Er sah ein, daß er jetzt hier vielleicht am nötigsten war. Mitjä sann einen Augenblick nach, den Ellenbogen auf den Tisch und den Kopf in die Hand gestützt. Beide schwiegen.

„Ljoscha," sagte plötzlich Mitjä, „nur du allein wirst nicht lachen! Ich würde meine ... Beichte ... mit Schillers Hymne an die Freude beginnen wollen ... Aber ich verstehe kein Deutsch, weiß nur, daß sie ‚An—die—Freu—de!' heißt. Denk nicht, daß ich betrunken bin und darum so schwatze. Ich bin durchaus nicht betrunken. Kognak ist Kognak, doch ich brauche zwei Flaschen, um mich anzutrinken, —

Silen, der feiste, kahlköpfige,
Ritt trunken auf stolperndem Esel.

Ich aber habe noch keine Viertelflasche getrunken und bin nichts weniger als Silen. Bin nicht trunken, wohl aber bin ich

stark, denn ich habe auf ewig meinen Entschluß gefaßt. Verzeih mir die dummen Gedichte ... Heute wirst du mir vieles verzeihen müssen und nicht nur Gedichte. Beunruhige dich nicht, ich bin ganz sachlich und werde sofort zur Sache kommen. Will aus meiner Seele keine Mördergrube machen."
Ein Schluchzen rang sich aus Mitjäs Seele heraus, und er umklammerte Aljoschas Hand.
„Freund, mein Freund, gesunken ist der Mensch, tief gesunken. Der Mensch hat so viel Qualen auf der Erde zu ertragen, hat so viel im Leben zu leiden! Glaub nicht, daß ich nur ein Narr im Offiziersrock bin, einer, der Kognak trinkt und ausschweifend lebt. Freund, denke ich doch fast an nichts anderes, als an diesen erniedrigten Menschen — wenn ich nicht lüge. Gott, laß mich jetzt nicht lügen, nicht mich selbst loben. Ich denke an diesen Menschen, weil ich selbst so ein Mensch bin.

Daß der Mensch zum Menschen werde,
Stift er einen ew'gen Bund
Gläubig mit der frommen Erde,
Seinem mütterlichen Grund ...

Nur sage mir jetzt: Wie soll ich mich auf ewig mit der Erde verbinden? Ich küsse doch nicht die Erde, ich schneide ihr doch nicht die Brust auf; oder soll ich etwa ein Bauer werden und pflügen? Ich gebe und lebe und weiß nicht: Bin ich in Schande und Gestank geraten, oder ins Licht und in die Freude? Siehst du, das ist mein Unglück, denn alles auf der Welt ist Rätsel! Und wenn es vorkam, daß ich mich in die tiefste, allertiefste Schmach der Ausschweifung warf (das aber kam so häufig vor, daß es eigentlich ununterbrochen geschah), so sagte ich immer dieses Gedicht vor mich her. Ob es mich besser machte? Niemals! Denn ich bin ein Karamasoff. Und wenn ich schon einmal in den Abgrund fliege, so fliege ich mit dem Kopf voran und den Fersen nach oben, und bin sogar zufrieden damit,

daß ich in einer so erniedrigenden Stellung falle, und finde das schön für mich. Und siehe: Gerade in dieser Schmach und Schande stimme ich dann plötzlich die Hymne an. Mag ich verflucht sein, mag ich niedrig und gemein sein, doch laßt auch mich den Saum jenes Gewandes küssen, in das sich mein Gott hüllt; mag ich auch zur selben Zeit dem Teufel folgen, so bin ich doch dein Sohn, Herr, und liebe dich und fühle eine Freude, ohne die die Welt nicht stehen und nicht sein könnte.

Freude trinken alle Wesen
An den Brüsten der Natur;
Alle guten, alle Bösen
Folgen ihrer Rosenspur.
Küsse gab sie uns und Reben,
Einen Freund, geprüft im Tod;
Wollust ward dem Wurm gegeben
Und der Cherub steht vor Gott. —

Doch nun Schluß mit den Gedichten. Ich vergoß vorhin Tränen, aber du, laß mich ruhig weinen. Mag das auch eine Dummheit sein, über die alle lachen würden, nur du lache nicht. Wie deine Augen brennen, Ljoscha! Doch nun Schluß mit den Gedichten. Ich will dir jetzt von dem ‚Wurm' erzählen, von diesem selben, den die Erde mit ‚Wollust' beschenkt hat ... Weißt du, mein Freund, dieser Wurm, der bin ja ich, ich selbst, und das ist ganz speziell nur von mir gesagt. Und wir alle, wir Karamasoffs, sind alle so, und auch in dir, du keuscher Knabe, lebt dieser Wurm und gebiert schon Stürme in deinem Blut. Das — sind Stürme, denn die Wollust ist — Sturm, mehr als Sturm! Die Schönheit ist ein furchtbares und schreckliches Ding! Furchtbar, weil sie unbestimmbar ist, und bestimmen kann man sie nicht, weil Gott nur Rätsel gegeben hat. Hier nähern sich die Ufer; hier leben alle Widersprüche beisammen. Weißt du, Freund, ich bin sehr ungebildet, aber ich habe viel darüber nachgedacht. Es gibt so furchtbar viel Geheimnisse! Zu viele

Rätsel bedrücken den Menschen auf Erden. Da heißt es, sie lösen, so gut man's kann, und trocken aus dem Wasser kommen. Die Schönheit! Ich kann es nicht ertragen, wenn jemand — meistens sind es sogar Männer mit edlem Herzen und hohem Verstand — mit dem Ideal der Madonna beginnen und bei dem Weibe Sodoms enden. Noch furchtbarer aber ist, wer mit dem Ideale Sodoms in der Seele doch das Ideal der Madonna nicht verneint, nach der sein Herz lechzt und glüht; wahrlich, wahrlich, es glüht und sehnt sich nach ihr, wie in der Jugend, in den noch lasterlosen Jahren. Nein, weit ist der Mensch, sogar allzuweit, ich würde ihn enger machen. Weiß der Teufel, was er eigentlich ist! Was dem Verstande Schmach scheint, scheint dem Herzen gewöhnlich Schönheit. Ist denn in Sodom Schönheit? Glaube mir, für die übergroße Mehrzahl der Menschen sitzt sie gerade in Sodom, — wußtest du schon um dieses Geheimnis oder nicht? Schrecklich ist das eine, daß die Schönheit nicht nur etwas Furchtbares sondern auch etwas Geheimnisvolles ist. Hier ringen Gott und Teufel, und der Kampfplatz — ist des Menschen Herz ... Übrigens, das ist ja immer so: Was einem weh tut, davon redet man. Höre, jetzt komme ich zur Sache.

„Ich führte dort ein wüstes Leben. Papa sagte vorhin, ich hätte zu mehreren Tausenden für die Verführung ehrsamer Mädchen verschwendet. Das ist eine schweinische Verleumdung, niemals habe ich das getan. Was aber richtig ist, so bedurfte es „dazu" — eigentlich nie Geld. Geld, das ist bei mir — accessoire, ich weiß nicht was, es muß nur vorhanden sein. Heute ist eine vornehme Dame meine Liebe, morgen an ihrer Stelle ein kleines Straßenmädel. Ich liebe diese wie jene, werfe das Geld mit vollen Händen hinaus, bestelle Musik, Zigeunerinnen. Wenn sie welches braucht, gebe ich ihr natürlich auch, denn sie nehmen es, und wie noch, das muß man allerdings

zugeben, und zufrieden sind sie, und dankbar. Viele Damen haben mich geliebt, nicht alle, aber doch viele, viele; ich aber liebte immer Winkelgassen, einsame, dunkle Sackgassen, — dort, dort gibt es Abenteuer, dort findet man Unerwartetes, dort wachsen berauschende Blumen im Schmutz. Ich meine das allegorisch, Freund. In unserem Städtchen gab es solche Winkelgassen nicht in Wirklichkeit, dafür aber gab es sie in anderer Beziehung. Wenn du das wärest, was ich bin, so würdest du es begreifen, was diese letzteren bedeuten. Ich liebte die Ausschweifung, liebte auch den Schmutz der Ausschweifung. Ich liebte die Grausamkeit; bin ich denn kein blutsaugendes Tier, kein bösartiger Wurm? Wie gesagt — bin ein Karamasoff! Einmal im Winter arrangierte die ganze Gesellschaft ein Picknick; wir fuhren in Troiken hinaus; in der Dunkelheit, im Schlitten begann ich das kleine Händchen des jungen Mädchens, das bei mir saß, zu drücken, und zwang sie zu Küssen. Sie war die Tochter eines Beamten, ein armes, liebes, sanftes Ding war's. Sie erlaubte es, vieles erlaubte sie in der Dunkelheit. Die arme Kleine glaubte wohl, daß ich am nächsten Tage zu ihnen kommen würde, um einen Heiratsantrag zu machen, denn vor allen Dingen schätzte man mich doch als Heiratskandidaten; ich aber sprach darauf fünf Monate kein Wort mehr mit ihr, keine Silbe. Wohl sah ich, wie an Tanzabenden — wir taten doch überhaupt nichts anderes als tanzen — aus der Saalecke mich ihre Augen verfolgten, o, ich sah es, wie sie brannten — im Feuer heiligen Unwillens. Doch dieses Spiel ergötzte meine Wollust, ergötzte den Wurm, den ich in mir nährte. Nach fünf Monaten heiratete sie einen Beamten und fuhr fort . . . in Haß und — vielleicht immer noch in Liebe zu mir. Jetzt leben sie glücklich. Hatte ich doch niemandem etwas davon gesagt; das behalte, ich hatte sie nicht in üblen Ruf gebracht; denn wenn ich auch niedrige Wünsche habe und das



Eugen Delacroix: Zeichnung
Aus Meier-Graefe's Delacroix

Niedrige liebe, so bin ich doch nicht ehrlos. Du errötest, und deine Augen blitzen wieder. Nun, es ist auch genug für dich von diesem Schmutz. Und das ist doch alles noch so, pauldekocksche Blümchen, obgleich der grausame Wurm schon wuchs, schon in der Seele wucherte. Hier gibt es ein ganzes Album Erinnerungen, Freund. Mag Gott ihnen, den lieben Kleinen, Gesundheit schicken. Ich liebte es, beim Abschied ohne Groll auseinanderzugehen. Und niemals erzählte ich etwas, keine einzige brachte ich in schlechten Ruf. Doch genug. Glaubst du wirklich, daß ich dich nur wegen dieser Dummheiten hergerufen habe? Nein, ich werde dir eine interessantere Geschichte erzählen; doch wundere dich nicht, daß ich mich nicht vor dir schäme und scheinbar noch froh bin."

„Das sagst du jetzt, weil ich erröte," bemerkte Aljoscha plötzlich. „Nicht wegen deiner Worte erröte ich und nicht wegen deiner Taten, sondern weil ich dasselbe bin, was du bist."

„Wer, — du? Nun, da hast du etwas weit vorbeigetroffen."

„Nein, durchaus nicht weit," sagte eifrig Aljoscha. (Augenscheinlich hatte er diesen Gedanken schon lange gehabt.) „Es sind ein und dieselben Stufen; ich bin noch auf der niedrigsten, du aber bist schon oben, sagen wir, auf der dreißigsten. So sehe ich auf die Sache, das ist ein und dasselbe, vollkommen gleich. Wer auf die unterste Stufe tritt, der wird sowieso unbedingt auch auf die oberste treten."

„So ist es wohl am besten, sie überhaupt nicht zu betreten?"

„Wer es kann — der sollte sie überhaupt nicht betreten."

„Du aber — kannst du das?"

„Ich glaube nicht."

„Schweig, Aljoscha, schweig, Liebling, ich möchte deine Hand küssen, so, aus Rührung. (Dieser Racker Gruschenka ist wirklich ein Menschenkenner — sie sagte mir vor nicht langer Zeit, sie würde dich irgendeinmal fressen! Doch ich schweige schon,

schweige schon!) Gehen wir jetzt von dem Häßlichen, dem von Fliegen Verdorbenen, zu meiner Tragödie über, die gleichfalls von Fliegen verdorben ist, ich meine, von Gemeinheiten aller Art. Die Sache ist nämlich die: Wenn der Alte auch das von der Verführung ehrsamer Mädchen gelogen hat, so war es doch im Grunde in meiner Tragödie genau so — doch war das nur das einzige Mal und auch da kam es nicht dazu. Der Alte aber weiß von dieser Geschichte nichts: Ich habe sie niemandem erzählt; du bist der erste, der sie hört, natürlich abgesehen von unserem Bruder Iwan, Iwan weiß alles. Er weiß es schon längst; aber Iwan ist ein — Grab."

„Iwan ein — Grab?

„Ja."

Aljoscha hörte ungewöhnlich aufmerksam zu.

„In jenem Bataillon, im Linienregiment, in dem ich nach dem Duell stand, war ich doch gewissermassen unter Aufsicht, selbst als Fähnrich wurde ich wie etwa ein Verschickter behandelt. Das Städtchen aber nahm mich mit offenen Armen auf. Geld verschwendete ich sehr viel; man glaubte, daß ich reich sei, und ich glaubte es ja auch selbst. Aber, weißt du, ich gefiel ihnen, wie es schien, noch durch etwas anderes. Wenn sie auch die Köpfe schüttelten, so liebten sie mich doch wirklich aufrichtig. Plötzlich aber hatte mein Oberstleutnant etwas gegen mich. Er suchte mir immer etwas anzuhängen, ich aber war vollkommen im Recht, und die ganze Stadt stand für mich, so konnte er mich denn doch nicht allzu sehr schikanieren. Natürlich lag die Schuld an mir; ich erwies ihm absichtlich nicht die pflichtschuldige Ehrerbietung; war stolz. Dieser alte Starrkopf, der übrigens durchaus kein übler Mensch, sondern ein gutmütiger, gastfreier, älterer Herr war, hatte zweimal geheiratet, doch beide Frauen waren schon gestorben. Die erste war einfacher Herkunft gewesen und hatte ihm nur eine

Tochter hinterlassen, die gleichfalls ziemlich einfach aussah; sie war damals schon ein vierundzwanzigjähriges Mädchen und lebte mit ihrer Tante, der Schwester ihrer Mutter, beim Vater. Die Tante war eine schweigsame Person, ihre Nichte jedoch, also die älteste Tochter meines Oberstleutnant, war das temperamentvolle Gegenteil. Weißt du, Liebling, ich sage gern ein gutes Wort, wenn ich an jemanden zurückdenke: Niemals habe ich einen Frauencharakter gesehen, der prächtiger gewesen wäre als der Charakter dieses Mädchens. Agafja hieß sie, Agafja Iwanowna. Ja, und an sich sah sie gar nicht übel aus, in russischem Geschmack — hochgewachsen, stark, fest gebaut, prachtvolle Augen, das Gesicht allerdings etwas einfach. Sie heiratete nicht, obgleich zwei bei ihr anspràchen, sie sagte ab, verlor aber nicht ihr heiteres Gemüt. Wir traten uns beide näher — doch nicht in diesem Sinne, nein, das war rein, einfach freundschaftlich. Bin ich doch häufig Frauen ganz sündlos nähergetreten, eben wie ein Freund. Schwatzte mit ihr so aufrichtig, Herrgott! — sie aber lachte nur. Viele Frauen lieben solche Aufrichtigkeit, behalte das, sie aber war doch noch ein junges Mädchen, was mich ungemein amüsierte. Und dann noch eines: Man konnte sie unmöglich gnädiges Fräulein nennen. Sie und ihre Tante lebten beim Vater, doch wie soll ich sagen, sie erniedrigten sich selbst freiwillig, stellten sich jedenfalls mit der ganzen übrigen Gesellschaft nicht auf gleichen Fuß. Alle hatten sie gern und hatten sie nötig, denn was die Schneiderkunst anbetrifft, war sie eine Autorität: hatte wirklich Talent; Geld nahm sie natürlich nicht für ihre Hilfe, machte man ihr aber Geschenke, so nahm sie sie an und freute sich. Der Oberstleutnant aber, o — der! Der war die erste Persönlichkeit der Stadt, lebte auf großem Fuß, gab Diners und Bälle. Als ich hinkam, sprach man gerade in der ganzen Stadt davon, daß bald auch seine zweite Tochter, die schönste aller

Schönheiten, aus der Hauptstadt zum Besuch nach Hause kommen würde, da sie dort soeben ihr aristokratisches Institut verlassen hätte. Diese zweite Tochter — das war Katerina Iwanowna, sein einziges Kind von der zweiten Frau. Diese seine zweite Frau war aus vornehmem Hause gewesen, Tochter eines angesehenen Generals, glaube ich; doch hatte sie, wie ich genau weiß, kein Geld in die Ehe gebracht. Also mußte sie dafür eine gute Verwandtschaft gehabt haben und vielleicht noch irgendwelche Hoffnungen auf Erbschaften, aber bar jedenfalls nichts. Damals war sie, wie gesagt, schon tot, und er war Witwer. Als aber dann die Tochter ankam, nur zum Besuch, nicht auf immer, belebte sich sofort die ganze Stadt, sogar unsere vornehmsten Damen — zwei Exzellenzen, die Frau des Obersten und überhaupt alle, alle nach ihnen rissen sich geradezu um sie. Sie war die Königin der Bälle; man arrangierte für sie Ausfahrten, Schlittenpartien, lebende Bilder zum Besten armer Gouvernanten usw. Ich schwieg, ich führte mein Leben unverändert so fort, und gerade damals schoß ich ein so besonderes Stückchen los, daß die ganze Stadt auf dem Kopf stand. Ich sehe, sie mißt mich einmal so mit dem Blick, auf dem Balle beim Batteriekommandeur war es; ich aber ließ mich noch immer nicht vorstellen: Nun, verschmähte es, ihre Bekanntschaft zu machen. Erst nach einiger Zeit ließ ich mich vorstellen, begann ein Gespräch; sie antwortete kaum, verzog nur spöttisch verächtlich die Lippen. Warte, denke ich, dafür werde ich mich rächen! Vor allen Dingen fühlte ich, daß Katjenka nicht etwa ein unschuldiges Pensionsdämchen war, sondern eine Persönlichkeit mit Charakter, ein stolzes, doch wirklich edles Weib, und zwar ein kluges und gebildetes, ich aber war weder das eine noch das andere. Du glaubst, ich beabsichtigte damals, ihr einen Heiratsantrag zu machen? Fiel mir nicht ein! Ich wollte mich ganz



Van Gogh: Bauer (Zeichnung)
Aus Meier-Graefe's van Gogh

einfach dafür rächen, daß ich doch solch ein famoser Bursche war, sie mich aber absichtlich nicht beachtete. Inzwischen ging mein Leben unverändert weiter, lebte in dulcio jubilo. Schließlich gab mir mein Oberstleutnant drei Tage Stubenarrest, und gerade in dieser Zeit schickte mir der Alte von hier aus sechstausend Rubel, nachdem ich ihm den formellen Verzicht auf alles und jedes geschickt hatte, das heißt, ich meine, daß wir quitt seien und ich nichts mehr verlangen würde. Ich begriff damals keinen Deut von der ganzen Geldgeschichte mit dem Vater. Offen gestanden, bis ich herkam, begriff ich noch immer nichts, vielleicht bis zu diesen letzten Tagen, vielleicht aber begreife ich auch heute noch nichts davon. Doch zum Teufel damit, davon später. Damals aber, als ich diese Sechstausend erhalten hatte, erfuhr ich plötzlich durch einen Freund — er schrieb mir einen Brief — eine für mich ungemein interessante Sache, nämlich, daß man mit unserem Oberstleutnant nicht ganz zufrieden sei, daß man ihn sogar im Verdacht hätte, das Geld zu anderen Zwecken zu verwenden, kurz — seine Feinde bereiteten ihm eine Überraschung vor, und wirklich, alsbald kam der Divisionsgeneral und wusch ihm ganz unglaublich den Kopf. Darauf, nach ziemlich kurzer Zeit, bekam er den Befehl, sein Abschiedsgesuch einzureichen. Ich will mich hier nicht weiter bei den Einzelheiten aufhalten, wie es alles herauskam, und so weiter und so weiter, er hatte wirklich viele Feinde; nur bemerkte man sofort, daß alle ungemein kühl gegen ihn und seine Familie wurden und sich dann plötzlich ganz von ihm zurückzogen. Nun, und so kam es denn zu meinem ersten ‚Scherz': Zufällig treffe ich Agatja Iwanowna, mit der ich immer gut Freund war, und plötzlich sage ich zu ihr: ‚Wissen Sie, Ihrem Vater fehlen viertausendfünfhundert Rubel Kronsgelder.' — ‚Was sagen Sie? Wie kommen Sie darauf? Vor kurzem war noch der General hier, und es fehlte

doch nichts . . .‘ —. ‚Damals nicht, doch jetzt fehlen sie in der Kasse.‘ Sie erschrak natürlich furchtbar: ‚Ängstigen Sie mich, bitte, nicht; wer hat es Ihnen gesagt?‘ — ‚Beunruhigen Sie sich nicht,‘ sage ich, ‚ich werde es niemandem sagen, Sie wissen doch selbst, daß ich in der Beziehung ein Grab bin, doch hören Sie, was ich Ihnen in dieser Angelegenheit noch sagen will, nur so „auf alle Fälle“: Wenn man von Ihrem Vater die viertausendfünfhundert Rubel verlangt, er sie aber nicht hat, so schicken Sie lieber, anstatt ihn auf seine alten Tage noch vors Gericht und dann als Soldat nach Sibirien zu bringen, schicken Sie dann lieber — Ihre — Schwester — Katerina — Iwanowna — heimlich — zu mir; man hat mir gestern mein Geld gesandt, ich würde ihr dann meinetwegen die viertausendfünfhundert geben und das Geheimnis hoch und heilig bewahren.‘ — ‚Ach‘, sagte sie, ‚wie gemein Sie sind,‘ — sie sagte es gerade so — ‚wie niederträchtig gemein! Wie wagen Sie es, so etwas zu sagen!‘ Sie ging maßlos empört fort; ich aber rief ihr noch einmal nach, daß ich das Geheimnis heilig halten würde. Diese beiden Weiber, die Agafja und ihre Tante — das schicke ich voraus —, erwiesen sich in dieser ganzen Geschichte als die reinen Engel; die Schwester aber, die stolze Katjä, wurde von ihnen geradezu vergöttert, sie erniedrigten sich freiwillig vor ihr, waren fast ihre Kammerzofen. Nun hatte ihr damals Agatja diese Geschichte — ich meine, unser Gespräch — sofort wiedererzählt. Das erfuhr ich später ganz genau. Sie verheimlichte es also nicht; das aber war's ja gerade, was ich nötig hatte.

„Da kommt mit einemmal der neue Major an, um das Bataillon zu übernehmen. Übernimmt es; doch siehe, der alte Oberstleutnant wird plötzlich krank, kann sich nicht bewegen, sitzt zweimal vierundzwanzig Stunden zu Haus und — übergibt nicht die Kasse. Unser Doktor Krawtschenko versicherte später,

er sei wirklich krank gewesen; nur hatte ich schon längst unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit etwas anderes erfahren: daß die Summe jedesmal nach der Revision auf einige Zeit verschwand, und das schon seit vier Jahren. Der Oberstleutnant lieh sie nämlich dem ehrlichsten Menschen, unserem Kaufmann Trifonoff, einem alten Witwer mit langem Bart und goldener Brille. Jener fuhr dann auf die Jahrmärkte, setzte dort das Geld in Umsatz und händigte dann dem Oberstleutnant die ganze Summe ungeschmälert wieder ein, brachte ihm Geschenke und Delikatessen mit, und mit den Delikatessen auch die Prozente. Diesmal aber — ich erfuhr es ganz zufällig von einem dummen Bengel, dem Söhnchen Trifonoffs, ja, seinem Söhnchen und Erben, dem verderbtesten Jungen, den die Welt je hervorgebracht —, diesmal aber war Trifonoff zurückgekehrt und hatte nichts wiedergegeben. Der Oberstleutnant stürzte natürlich zu ihm: ‚Wie, ich habe nichts von ihnen erhalten', war dessen Antwort, ‚und wie hätte ich überhaupt etwas von Ihnen erhalten können?' Nun, und da saß denn unser Oberstleutnant zu Haus, den Kopf mit einem Handtuch umwickelt; alle drei bemühten sie sich um ihn, legten ihm Eis an die Schläfen. Da kommt plötzlich eine Ordonnanz mit dem Buch und dem Befehl: ‚Sofort die Kasse übergeben, binnen zwei Stunden.' Er unterzeichnete — ich habe diese Unterschrift später selbst gesehen —, erhob sich, sagte, er wolle seine Uniform anziehen, ging in sein Schlafzimmer, nahm seine zweiläufige Jagdflinte, lud sie, nahm eine gute Soldatenkugel, zog den rechten Stiefel aus, stützte sich mit der Brust auf die Flinte und begann mit dem Fuß den Hahn zu suchen. Agafja aber, der meine Worte nicht aus dem Sinn gekommen waren, hatte schon so etwas Ähnliches erwartet, war zur rechten Zeit herangeschlichen. — Sie stürzte natürlich hinein, ergriff ihn hinterrücks: die Kugel flog in die Decke und verwundete nie-



Piero della Francesca: Selbstbildnis: Ausschnitt
Aus Moeller van den Bruck's Italienischer Schönheit

manden; da kamen dann auch die anderen hinzugelaufen, ergriffen ihn, nahmen ihm die Flinte fort, hielten ihn fest ... Das erfuhr ich alles erst später ausführlich. Ich saß gerade zu Hause; es dämmerte bereits. Ich wollte ausgehen, hatte mich angezogen, frisiert, mein Taschentuch parfümiert, nahm schon meine Mütze, als plötzlich die Tür aufgeht, und — vor mir steht in meiner Wohnung Katerina Iwanowna ...

„Es gibt sonderbare Zufälle: Niemand hatte es damals in der Dämmerung auf der Straße bemerkt, daß sie zu mir gekommen war. Ich aber wohnte bei zwei uralten Beamtenwitwen; zwei ehrerbietige, alte Weiber waren's, gehorchten mir in allem und schwiegen später über diesen Besuch auf meinen Befehl wie zugenäht ... Natürlich begriff ich sofort alles. Sie trat herein und sah mich unbeweglich an. Ihre dunklen Augen blickten entschlossen, fast sogar herausfordernd, doch auf den Lippen und um den Mund herum, das sah ich, lag Unentschlossenheit.

„Meine Schwester hat mir gesagt, Sie würden dafür viertausendfünfhundert Rubel geben — wenn ich sie abholen käme ... ich selbst zu Ihnen. Ich bin gekommen ... geben Sie! ...‘ Sie konnte nicht mehr, der Atem blieb ihr stehen; sie erschrak, die Stimme versagte ihr, und die Mundwinkel und die Linien um die Lippen erzitterten. — Aljoschka, hörst du — oder schläfst du?“

„Mitjä, ich weiß, daß du die ganze Wahrheit sagen wirst,“ stieß Aljoscha erregt hervor.

„Ja, die werde ich sagen ... Wenn ich die ganze Wahrheit sagen soll, so war es so, ich werde mich selbst nicht schonen. Der erste Gedanke war — ein Karamasoffscher. Weißt du, einmal hatte mich eine giftige Spinne gebissen, zwei Wochen lag ich darauf im Fieber; nun, so fühlte ich auch jetzt, wie eine giftige Spinne in mein Herz biß, das heimtückische Insekt, be-

greifst du? Ich maß sie mit dem Blick vom Kopf bis zu den Füßen. Hast du sie gesehen! Schön ist sie! Doch nicht das machte damals ihre Schönheit aus. Schön war sie in jener Stunde dadurch, daß sie edel, ich aber ein Schuft war, daß sie stolz in ihrem hochherzigen Opfer für den Vater vor mir stand, ich aber ein scheußliches Insekt vor ihr war. Und von mir, dem Schuft und niedrigen Insekt, hängt sie ganz ab, ganz, ganz und gar mit Seele und Leib. Ganz, wie sie dort vor mir steht. Ich sage dir, Freund: Dieser Gedanke, dieser Gedanke der giftigen Spinne packte mein Herz dermaßen, daß es allein vor Qual vergehen wollte . . . Man sollte meinen, einen Kampf hätte es überhaupt nicht mehr geben können: einfach wie eine boshafte Tarantel verfahren, ohne jedes Mitgefühl . . . Ich glaubte zu ersticken. Hör, ich wäre doch sofort, am nächsten Tage schon, zu ihnen gefahren und hätte um ihre Hand gebeten, um das alles sozusagen in der anständigsten Weise zu decken, und somit hätte niemand etwas Schlechtes sagen können. Denn wenn ich auch ein Mensch mit niedrigen Begierden bin, so bin ich doch ehrenhaft, so habe ich doch meine Ehre. Und plötzlich, in derselben Sekunde, flüsterte mir etwas ins Ohr: ‚Aber morgen wird doch solch eine, wenn du mit dem Heiratsantrag kommst, dich überhaupt nicht empfangen, wird dich durch den Kutscher vom Hof treiben lassen — Erzähl es doch der ganzen Stadt, wenn du willst, ich fürchte dich nicht!‘ — Ich blickte sie an: Die Stimme in mir hatte nicht gelogen: so würde es sein, selbstverständlich, genau so. Daß man mich morgen hinauswerfen würde, konnte ich schon jetzt an ihrem Gesichte sehen. Die Wut kochte in mir auf; mich überkam die Lust, das Gemeinste, Schweinischste zu begehen, wie es etwa die elende Krämerseele eines Ladenkaufmanns fertig gebracht hätte: sie spöttisch anzublicken und gleich hier noch, so lange, wie sie vor mir stand, ein paar Worte zu sagen, so

mit einer gewissen Intonation, wie es nur ein Kommis zu sagen versteht:

„,Was — viertausend! Das fehlte noch! Aber ich habe doch nur gescherzt! Sie sind wirklich gar zu leichtgläubig, meine Gnädigste; zweihundert Rubelchen würde ich, nun, meinetwegen, noch mit Vergnügen und sehr gerne geben, aber viertausend, Fräuleinchen, sind doch kein Geld, das man für so leichtsinnige Sachen zum Fenster hinauswirft. Haben sich unnütz zu bemühen geruht.'

„Sieh, ich hätte dann natürlich alles verloren; sie wäre fortgelaufen, doch dafür wäre es teuflische Rache gewesen und hätte für alles andere entschädigt. Ich hätte mein ganzes Leben lang vor Reue geweint. Nur jetzt ihr dieses Stückchen spielen! Glaubst du mir, kein einziges Mal war es mit mir geschehen, noch mit keinem einzigen Weibe, daß ich sie in solch einer Minute gehaßt hätte — doch glaube mir, sieh, ich bekreuze mich: auf diese aber blickte ich drei oder fünf Sekunden lang so haßerfüllt, mit solch einem Haß — mit demselben wütenden Haß, von dem es bis zur Liebe, zur sinnlosesten, wahnsinnigsten Liebe — nur ein Haarbreit ist! Ich trat ans Fenster, preßte die Stirn an das befrorene Glas, und ich weiß noch, das Eis brannte wie Feuer auf meiner Stirn. Ich hielt sie nicht lange auf, hab keine Angst, Bruder. Ich wandte mich wieder um, ging zum Tisch, schloß das Schubfach auf und nahm die fünftausendrublige Banknote au porteur (sie lag in meinem französischen Lexikon). Ich zeigte sie ihr schweigend, schob sie in ein Kuvert, überreichte es ihr, öffnete ihr selbst die Tür zum Vorzimmer, trat darauf einen Schritt zurück und verneigte mich tief vor ihr in der ehrerbietigsten, aufrichtigsten Weise, glaub es mir! Sie fuhr zusammen, blickte mich starr eine Sekunde lang an, wurde dann furchtbar bleich, nun, wie ein Handtuch, und plötzlich — gleichfalls ohne ein Wort zu

sagen, doch nicht mit einem Ruck, sondern so weich kniete sie gerade vor mir nieder, verbeugte sich leise tief, tief — und — berührte mit der Stirn den Boden! Nicht etwa schulmädchenhaft, nein — russisch! Sie erhob sich und lief hinaus. Als sie hinausgelaufen war — weißt du, ich hatte den Säbel schon umgeschnallt —, riß ich meinen Säbel aus der Scheide und wollte mich erstechen. Warum? — Das weiß ich nicht, und es wäre natürlich eine furchtbare Dummheit gewesen, aber wahrscheinlich vor Begeisterung. Begreifst du auch, daß man sich vor Begeisterung, einer gewissen Art von Begeisterung, töten kann? Doch ich erstach mich nicht, ich küßte nur die Klinge und schob sie wieder in die Scheide — was ich übrigens jetzt auch nicht zu erwähnen brauchte. Ich glaube sogar, daß ich soeben in der Erzählung aller dieser Kämpfe etwas weitschweifig gewesen bin, um mich herauszustreichen. Aber . . . nun schön, meinetwegen, mag's auch so gewesen sein, der Teufel hole alle Spione des Menschenherzens! Das ist also meine ganze ‚Geschichte' mit Katerina Iwanowna. Jetzt wissen davon Iwan und du — und sonst niemand."

Dmitrij Fedorowitsch erhob sich, tat erregt ein paar Schritte hin und her, zog sein Taschentuch heraus, trocknete sich die Stirn, setzte sich darauf wieder hin, doch nicht auf den früheren Platz, sondern an der anderen Tischseite, so daß Aljoscha sich seitlich zu ihm wenden mußte.

„Jetzt kenne ich die erste Hälfte dieser Geschichte," sagte Aljoscha.

„Die erste Hälfte verstehst du: Das ist ein Drama und spielte sich dort ab. Die zweite Hälfte jedoch ist eine Tragödie und wird sich hier abspielen."

„Von der zweiten Hälfte verstehe ich vorläufig noch nichts," sagte Aljoscha.

„Und ich etwa? Glaubst du, daß ich etwas davon verstehe?"

„Wart, Dmitrij, hier ist vor allem eines von Wichtigkeit: Sag mir, du bist doch verlobt, auch jetzt noch verlobt mit ihr?“

„Ich verlobte mich mit ihr nicht gleich darauf, sondern im ganzen ungefähr erst nach drei Monaten. Am nächsten Tage nämlich, nachdem sie bei mir gewesen war, sagte ich mir, daß die Geschichte erledigt und abgetan sei, daß es eine Fortsetzung nicht mehr geben würde. Jetzt noch mit einem Heiratsantrag zu kommen, schien mir taktlos, niedrig. Ihrerseits ließ sie in den ganzen sechs Wochen, die sie noch in der Stadt verlebte, kein Wort von sich hören. Das heißt, abgesehen von dem einen Mal: am nächsten Tage kam nämlich ihre Stubenmagd heimlich zu mir und übergab mir, ohne ein Wort zu sagen, einen kleinen Packen. Draufgeschrieben war nur die Adresse: Dem und dem. Ich machte es auf: der Rest von den Fünftausend. Sie hatte ja im ganzen nur viertausendfünfhundert nötig gehabt, und beim Verkauf der Banknote war es ungefähr auf einen Verlust von zweihundert und einiges herausgekommen. Sie schickte mir im ganzen, ich glaube, zweihundertsechzig Rubel zurück, ich weiß es nicht mehr genau, und sonst nichts, nur das Geld — keinen Brief, kein Wörtchen, keine Erklärung. Ich durchsuchte das ganze Papier nach irgendeinem Bleistiftzeichen — n—nichts! Nun, ich lebte inzwischen für mein übriges Geld flott drauf los, so daß auch der neue Major gezwungen war, mir einen Verweis zu geben. Der Oberstleutnant aber übergab glücklich die Kasse zur nicht geringen Verwunderung der anderen, denn niemand hatte von ihm die ganze Summe erwartet. Er übergab sie, erkrankte aber gleich darauf, lag drei Wochen, dann kam plötzlich Gehirnerweichung hinzu, und in fünf Tagen war er tot. Man beerdigte ihn mit allen militärischen Ehren, denn er hatte noch nicht den Abschied bekommen. Katerina Iwanowna, ihre Schwester und Tante fuhren nach Moskau, schon am zehnten

Tage nach der Beerdigung. Und da erst, vor der Abfahrt, am Tage, an dem sie fortfuhren (ich hatte sie nicht gesehen und nicht begleitet), erhalte ich einen kleinen Brief, blau, teures Papier, und auf dem ganzen Bogen steht nur eine einzige Zeile, mit der Bleifeder geschrieben: ‚Ich werde Ihnen schreiben, warten Sie. K.' Und das war alles.

„Das übrige laß mich dir kurz in zwei Worten erklären. In Moskau veränderten sich ihre Verhältnisse mit Blitzesschnelle und ebenso unerwartet, wie es in arabischen Märchen zu geschehen pflegt. Diese alte Generalin, ihre reichste Verwandte, verlor plötzlich ihre beiden nächsten Nichten, beide starben in ein und derselben Woche an den Pocken. Die erschütterte Alte freute sich über Katjä, als hätte sie in ihr eine leibliche Tochter gefunden und veränderte das Testament sofort zu ihren Gunsten. Doch das war für die Zukunft, vorläufig aber werden ihr achtzigtausend Rubel sofort blank und bar ausbezahlt — das wäre deine Aussteuer, mach damit, was du willst. Hysterisches Frauenzimmer, habe sie später in Moskau beobachtet. Nun und: plötzlich erhalte ich per Post viertausendfünfhundert Rubel — bin natürlich wie vom Schlage gerührt. Nach drei Tagen kommt der versprochene Brief. Ich habe ihn auch jetzt bei mir, ich habe ihn immer bei mir; ich werde auch mit ihm sterben — willst du, daß ich ihn dir zeige? Du mußt ihn unbedingt lesen: Sie bietet sich als Braut an, bietet sich selbst an, sagt: ‚Ich liebe Sie sinnlos, wenn Sie mich auch nicht lieben, einerlei, seien Sie nur mein Mann. Fürchten Sie nichts — werde Ihre Freiheit in nichts beeinträchtigen, werde nur eines ihrer Möbel sein, der Teppich, auf dem Sie gehen . . . Ich will Sie ewig lieben, ich will Sie vor sich selbst retten . . .' Aljoscha, ich bin es nicht wert, diese Zeilen auch nur wiederzugeben, mit meinen gemeinen Worten und in meinem gemeinen Ton, meinem immer gemeinen Ton, von dem ich mich

niemals habe losmachen können! Dieser Brief durchdrang mich bis in alle Ewigkeit, und tut er es denn nicht heute noch, ist es mir denn heute leicht zumut? Damals schrieb ich ihr sofort die Antwort. Ich konnte unmöglich selbst nach Moskau fahren. Schrieb sie mit Tränen; nur einer Sache schäme ich mich maßlos: Ich erwähnte, daß sie jetzt reich sei, ich aber im ganzen nur ein bettelarmer Soldat — erwähnte das Geld! Ich hätte das stillschweigend ertragen müssen, aber die Feder schrieb es von selbst. Gleich darauf, am selben Tage noch, schrieb ich nach Moskau auch an Iwan und erklärte ihm alles, so gut es brieflich ging, in sechs Bogen, und bat ihn, zu ihr zu gehen, schickte ihn zu ihr. Warum machst du solche Augen, warum blickst du mich so an? Nun ja, Iwan verliebte sich in sie, ist auch jetzt noch in sie verliebt, ich weiß es genau. Eurer Meinung nach beging ich eine Dummheit, und so urteilt auch die ganze Welt, vielleicht aber wird gerade diese Dummheit uns alle retten! Ach! Siehst du es denn nicht, wie sie ihn verehrt, wie hoch sie ihn achtet? Kann sie denn überhaupt, wenn sie uns beide vergleicht, solch einen wie mich lieben, und das noch nach allem, was hier vorgefallen ist?"

„Ich bin überzeugt, daß sie gerade so einen wie dich liebt und nicht so einen wie ihn."

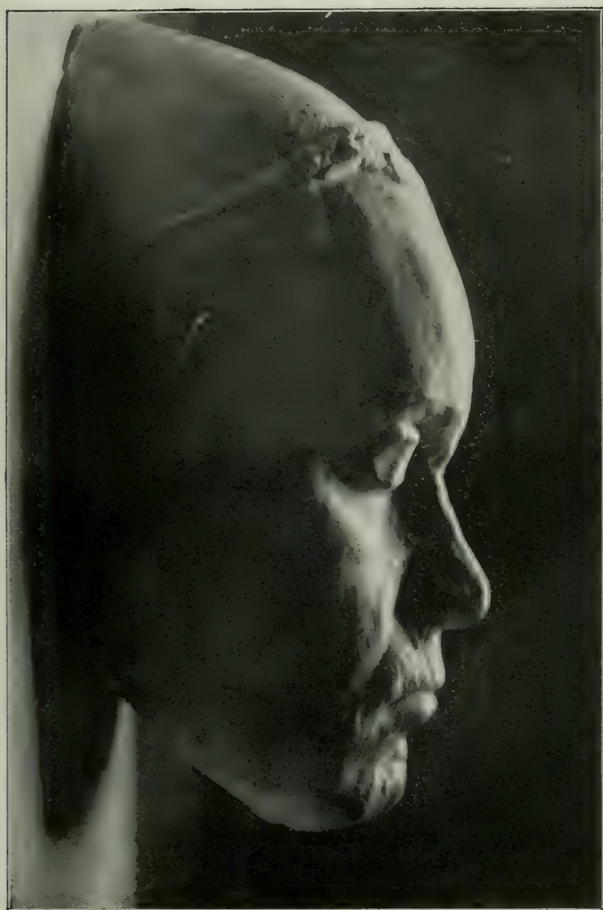
„Sie liebt ihre eigene Hochherzigkeit, aber nicht mich," kam es plötzlich fast ingrimmig über Dmitrij Fedorowitschs Lippen. Er lachte kurz auf, doch schon nach einer Sekunde blitzten seine Augen, und er schlug aus aller Kraft mit der Faust auf den Tisch.

„Ich schwöre es dir, Aljoscha," rief er, in einer furchtbaren Wut auf sich selbst, „glaub es mir oder glaub es mir nicht, doch so wahr, wie Gott heilig und Christus unser Herr ist, schwöre ich dir, daß ich, wenn ich auch soeben über ihre Gefühle lachte, doch weiß, daß diese ihre Gefühle eben so rein

sind, wie die Gefühle eines himmlischen Engels! Das ist ja die Tragödie, daß ich das genau weiß! Was will es besagen, daß der Mensch ein wenig deklamiert? Deklamiere ich denn etwa nicht? Und doch bin ich aufrichtig, ehrlich aufrichtig. Was aber Iwan anbetrifft, so begreife ich doch, mit welch einem Fluch er jetzt auf die Natur blicken muß, und das noch bei seinem Verstande! Wem — bedenke doch nur — wem der Vorzug gegeben wird! Dem Scheusal, diesem Wüstling, der selbst als Verlobter, und obwohl ihn alle beobachten, von seinem wüsten Leben nicht lassen kann — und das vor den Augen seiner Braut, seiner Braut! Und nun wird solch einer, wie ich, vorgezogen, und er wird verschmäht! Und warum nur? Weil das Mädchen aus Dankbarkeit ihr Leben und ihr Schicksal vergewaltigen will! O Sinnlosigkeit! Ich habe Iwan in diesem Sinne niemals etwas gesagt, und Iwan hat natürlich auch zu mir mit keiner Silbe davon gesprochen, nie, nie etwas erwähnt. Doch das Schicksal wird entscheiden, und der Würdige wird an die Stelle des Unwürdigen treten, und der Unwürdige wird auf ewig in der Winkelgasse verschwinden — in seiner schmutzigen Winkelgasse, und dort wird er im Schmutz und Gestank freiwillig und mit Entzücken zugrunde gehen. Ach, wieder rede ich fades Zeug, meine Worte sind alle so abgenutzt, nehme sie immer irgendwie aufs Geradewohl. Doch so, wie ich es bestimmt habe, so wird es auch sein. Ich in die Winkelgasse, und sie muß Iwan heiraten."

„Erlaub, Mitjä", unterbrach ihn Aljoscha ungewöhnlich erregt. „Du hast mir bis jetzt noch immer nicht das eine erklärt: Du bist doch mit ihr verlobt, bist doch ihr Verlobter? Wie willst du denn die Verlobung aufheben, wenn sie, deine Braut, es nicht will?"

„Ich bin ihr Verlobter, die Verlobung wurde in Moskau gleich nach meiner Ankunft gefeiert, wie es sich gehört, in großer



Gesichtsmaske des lebenden Beethoven (1812)
Aus Thomas-San Galli's Beethoven

Gala, mit Heiligenbildern und comme il faut. Die Generalin segnete mich, und — was glaubst du wohl — beglückwünschte sogar Katjä: „Du hast eine gute Wahl getroffen, ich durchschaue ihn ganz." Und denk doch, Iwan liebte die Generalin nicht, und sie wünschte ihm auch kein Glück. In Moskau besprach ich noch vieles mit Katjä; ich sagte ihr, wer ich bin, beschönigte nichts. Sie hörte bis zum Schluß zu, nun, und:

‚Süße Verwirrung gab es,
Und manch zärtliches Wort . . .'

„Nun, es gab auch stolze Worte. Sie rang mir damals das große, heilige Versprechen ab, mich zu bessern. Ich gab das Versprechen. Und nun . . ."

„Was?"

„Und nun habe ich dich hergerufen, heute, heutigen Datums — behalt das! — um dich heute noch zu Katerina Iwanowna zu schicken, und . . ."

„Und?"

„Und ihr durch dich sagen zu lassen, daß ich niemals mehr zu ihr kommen werde — und ihr meinen Abschiedsgruß sende."

„Wie ist das nur möglich?"

„Aber darum schicke ich doch dich, anstatt daß ich selbst hingehe, weil das unmöglich ist, denn wie sollte ich ihr selbst das sagen?"

„Aber wohin willst du denn?"

„In die Winkelgasse."

„Zu Gruschenka?" rief Aljoscha erschrocken und traurig. „So hat Rakitin doch vielleicht die Wahrheit gesagt? Ich glaubte, daß du nur so zu ihr gingest, und das wäre alles."

„Und das als — Verlobter? Meinst du das im Ernst? Wie ist es denn möglich, wenn man solch eine Braut hat, und . . . und so öffentlich? Nein, meine Ehre habe ich noch, sei unbesorgt.

Sobald ich anfing, zu Gruschenka zu gehen, hörte ich auf, Katjäs Verlobter und ein Ehrenmann zu sein, das begreife ich doch selbst. Warum siehst du mich so an? Ich, siehst du, ging ganz zuerst hin, um sie zu prügeln. Ich erfuhr es aus sicherer Hand, daß dieser Gruschenka von Papachens Anwalt mein Wechsel übergeben worden war, damit sie ihn einklage, um mich still zu machen. Und so begab ich mich denn zu Gruschenka, um sie zu verprügeln. Ich hatte sie auch früher schon flüchtig gesehen. Sie frappiert nicht sonderlich. Auch wußte ich, daß sie Geld zu verdienen liebt, sogar viel verdient, ihr Geld zu hohen Prozenten verleiht, daß sie schlau und erbarmungslos ist. Ich ging, um sie zu schlagen und — blieb bei ihr. Das Gewitter zog auf, der Blitz schlug ein, die Seuche steckte mich an, und ich bin ihr anheimgefallen. Weiß ich doch, daß jetzt alles aus ist, daß es jetzt nie mehr etwas anderes geben wird. Der Ring der Zeiten ist vollendet; das ist alles. Damals aber befanden sich gerade, wie vom Verhängnis geschickt — in meiner Tasche, in meiner, obgleich ich doch nichts mehr besaß, dreitausend Rubel. Wir fuhren dann sofort nach Mokroje, das ist fünfundzwanzig Werst von hier. Ich bestellte Zigeuner, Zigeunerinnen hin, Champagner, ließ dort allen Bauern, Weibern, Mädeln, Champagner geben, bis sie betrunken waren, warf die Tausende hinaus. Nach drei Tagen war alles durchgebracht. Du glaubst, ich hätte etwas erreicht? Nicht einmal an sich herankommen ließ sie! Ich sage dir: Gruschenka, der Racker, hat solch eine Linie, die sich selbst an ihrem Füßchen wiederholt, sogar im kleinen Zehchen des linken Fußes. Hab's selbst gesehen und geküßt, aber das ist auch alles — ich schwöre es dir! Sie sagt, ‚Wenn du willst, werde ich dich heiraten, du hast ja nichts. Versprich mir, daß du mich nicht schlagen, und mir alles zu tun erlauben wirst, was ich will, dann werde ich dich vielleicht heiraten', und lacht. Auch jetzt lacht sie!"



Alfred Kubin: Illustration zu Dostojewski's „Doppelgänger"
Stark verkleinert

Dmitrij Fedorowitsch erhob sich plötzlich, fast jähzornig, und war wie trunken. Seine Augen wurden rot von andringendem Blut.

„Und du willst sie wirklich heiraten?"

„Sobald sie es will, sofort — will sie es nicht, so bleibt es wie es ist; werde Hofknecht bei ihr werden. Du . . . du, Aljoscha . . ." rief er, blieb vor ihm stehen, ergriff ihn an den Schultern und schüttelte ihn plötzlich aus aller Kraft, „— weißt du auch, du unschuldiger Knabe, daß das Fieberwahn ist, unglaublicher Fieberwahn! So höre denn, Alexei, ich kann wohl ein niedriger Mensch sein, mit niedrigen, verderblichen Leidenschaften, doch ein Dieb, ein Taschendieb, ein kleiner, schmutziger Taschendieb kann Dmitrij Karamasoff nie und nimmer sein! Nun, und so wisse denn jetzt, daß ich ein Dieb bin, ein gemeiner Taschendieb! Gerade kurz bevor ich zu Gruschenka ging, um sie durchzuprügeln, ruft mich am selben Morgen Katerina Iwanowna zu sich und bittet mich unter dem Siegel der Verschwiegenheit, damit es vorläufig niemand erfahre, (warum es niemand erfahren darf, weiß ich nicht, augenscheinlich aber war's wohl so nötig), und bittet mich, in die Gouvernementsstadt zu fahren, und von dort aus durch die Post dreitausend Rubel nach Moskau an Agafja Iwanowna zu schicken, und zwar darum aus der Gouvernementsstadt, damit man es hier nicht erführe. Mit diesen dreitausend ging ich zu Gruschenka, und mit diesem Gelde fuhren wir nach Mokroje. Später tat ich so, als ob ich tatsächlich in die Gouvernementsstadt gefahren wäre, schickte ihr aber keine Postquittung zu, ließ sagen, ich hätte das Geld abgeschickt und würde bald selbst mit der Quittung kommen, und habe sie bis heute noch nicht hingebracht — ‚hab's vergessen!' Jetzt aber, was meinst du, du gehst also heute hin und sagst ihr: ‚Er hat mich beauftragt, Ihnen seinen Abschiedsgruß zu überbringen,' sie aber wird dich fragen: ‚Und das

Geld?' Du könntest ihr noch sagen: ‚Er ist ein niedriger Wollüstling, ein Mensch mit unbezähmbaren Leidenschaften. Er hat damals Ihr Geld nicht abgeschickt, sondern durchgebracht, denn er konnte sich als niedriges Tier nicht zügeln,' doch immerhin könntest du noch hinzufügen: ‚Doch ist er deswegen noch kein Dieb, hier sind Ihre Dreitausend, er schickt Ihnen das Geld zurück, übersenden Sie es selbst Agafja Iwanowna, Ihnen aber, beauftragte er mich, seinen Abschiedsgruß zu überbringen.' Nun aber fragt sie dich: ‚Und wo ist das Geld?'"

„Mitjä, du bist unglücklich, das ist wahr! Aber doch nicht so, wie du denkst, töte dich nicht aus Verzweiflung, töte dich nicht!"

„Ach, du glaubst, ich würde mich erschießen, wenn ich nicht irgendwoher die Dreitausend bekomme, um sie ihr abzugeben? Das ist es ja, daß ich mich nicht erschießen werde! Ich habe jetzt nicht die Kraft dazu, später vielleicht, jetzt aber werde ich zu Gruschenka gehen . . . Bin sowieso verloren!"

„Und was willst du bei ihr?"

„Werde ihr Gemahl sein, wenn sie mich dessen für würdig hält, wenn aber ihre Liebhaber kommen, werde ich ins andere Zimmer hinausgehen. Werde die schmutzigen Galoschen ihrer Freunde reinigen, den Ssamowar anblasen, ihr Laufbursche sein . . ."

„Katerina Iwanowna wird alles verstehen," sagte Aljoscha plötzlich sehr ernst, „sie wird die ganze Tiefe dieser Qual verstehen und alles verzeihen. Sie hat einen klaren Verstand und ein großes Herz, sie wird es selbst begreifen, daß man unglücklicher als du nicht sein kann."

„Nein, sie wird nicht verzeihen," meinte Mitjä lächelnd. „Hier, Freund, handelt es sich um etwas, das kein Weib verzeihen kann. Weißt du aber, was jetzt zu tun das Beste wäre?"

„Was?"

„Ihr die Dreitausend abzugeben."
„Aber woher sie nehmen? Hör, Mitjä, ich habe zweitausend, Iwan wird auch noch tausend geben, da hast du die drei, nimm sie, und gib sie ihr ab."
„Haha, wann werden denn diese Dreitausend hier ankommen? Du bist ja noch nicht einmal mündig, und doch mußt du unbedingt, un—be—dingt heute noch zu ihr gehen und meinen Gruß bestellen, einerlei, ob mit oder ohne Geld, denn länger kann ich das nicht mehr so hinziehen; wie die Dinge jetzt liegen, ist es ganz unmöglich. Morgen wär's schon zu spät, viel zu spät. Alexei, geh zum Vater!"
„Zum Vater?"
„Ja, bevor du zu ihr gehst, geh noch zum Vater. Er hat Dreitausend bereit liegen, bitt sie von ihm."
„Aber er wird sie doch nicht geben, Mitjä."
„Fehlte noch, daß er sie gibt; ich weiß, daß er nichts geben wird. Weißt du, Alexei, was Verzweiflung ist?"
„Ich weiß es."
„Hör: Nach dem Gesetz schuldet er mir nichts mehr. Ich habe schon alles von ihm bekommen, alles, ich weiß es. Aber moralisch schuldet er mir doch noch, das ist doch wahr, nicht? Denn nur dank der Achtundzwanzigtausend meiner Mutter hat er die Hunderttausend verdienen können. Mag er mir jetzt nur Dreitausend von den ganzen Achtundzwanzigtausend geben, nur drei, und er würde meine Seele aus der Hölle erlösen, es wird ihm für viele Sünden angerechnet werden! Ich aber würde, wenn er noch diese Dreitausend geben wollte, nie mehr etwas von ihm bitten, ich gebe dir mein Wort darauf, — er würde nichts mehr von mir hören. Ich gebe ihm zum letztenmal Gelegenheit, sich als Vater zu erweisen. Sage ihm, daß ihm Gott selbst noch diese letzte Gelegenheit schickt."
„Aber er wird doch ganz bestimmt nichts geben, Mitjä."

„Ich weiß es, daß er nichts geben wird, weiß es selbst ganz genau. Und jetzt noch dazu erst recht nicht. Ich weiß sogar noch viel mehr: Erst jetzt, erst in diesen Tagen, vielleicht erst gestern, hat er es im Ernst erfahren (unterstreich das: im Ernst), daß Gruschenka vielleicht wirklich nicht scherzt und mich vielleicht wirklich heiraten will. Er kennt diesen Charakter, kennt diese Katze. Nun, sage doch selbst, soll er mir jetzt zum Überfluß auch noch Geld geben, er, der doch selbst ihretwegen schon den Verstand verloren hat? Aber auch das ist noch nicht alles, ich weiß noch mehr: Ich weiß, daß bei ihm seit fünf Tagen dreitausend Rubel bereit liegen, in Hundertrubelscheine ausgewechselt, und in einem großen Kuvert unter fünf Siegeln, das noch mit einem roten Bändchen kreuzweis umbunden ist. Siehst du, wie genau ich alles weiß! Und auf dem Kuvert steht noch geschrieben: ‚Meinem Engel Gruschenka, wenn sie zu mir kommen will,‘ das hat er selbst draufgekratzt, heimlich in der Stille, und niemand weiß es, daß bei ihm dieses Geld bereit liegt, außer dem Diener Ssmerdjäkoff, an dessen Ehrlichkeit der Alte mindestens ebenso fest glaubt, wie an seine eigene Existenz. Und jetzt erwartet er Gruschenka schon seit drei oder vier Tagen, hofft, daß sie nach den Dreitausend kommen wird, hat er ihr es doch sagen lassen, und sie hat darauf geantwortet: ‚Vielleicht, ja, vielleicht werde ich kommen.‘ Aber wenn sie jetzt zum Alten kommt, wie kann ich sie dann heiraten? Begreifst du jetzt, warum ich hier heimlich sitze, und wem ich auflauere?“

„Doch nicht Gruschenka?“

„Ja, Gruschenka. Hier in diesem Hause hat sich Foma eine Kammer gemietet bei diesen liederlichen Weibsbildern. Foma ist unser gewesener Soldat, stand in meiner Kompagnie. Er dient jetzt ihnen gewissermaßen, wacht in der Nacht, und am Tage geht er Birkhühner schießen, und davon lebt er. Ich habe

jetzt hier bei ihm Anker geworfen. Doch weder er noch die beiden Weiber wissen es, daß ich hier auf der Lauer sitze."

„Nur Ssmerdjäkoff weiß es?"

„Nur er allein. Er wird es mir dann auch sagen, wenn sie zum Alten kommt."

„Und er hat dir auch das vom Kuvert gesagt?"

„Ja, er. Aber das ist das größte Geheimnis. Selbst Iwan weiß weder von dem Gelde noch sonst etwas. Der Alte aber will Iwan unbedingt auf zwei oder drei Tage nach Tschermaschnjä schicken: Es hat sich ein Käufer für den Wald gefunden, will ihn für Achttausend fällen, und so bittet denn der Alte himmelhoch Iwan: ‚Hilf mir, fahr selbst hin,' — damit wäre er ihn auf zwei-drei Tage los. Er will nämlich, daß Gruschenka in seiner Abwesenheit kommt."

„Dann erwartet er sie also auch heute?"

„Nein, heute wird sie nicht kommen, aller Voraussicht nach. Sie wird bestimmt nicht kommen!" rief Mitjä plötzlich erregt. „Auch Ssmerdjäkoff glaubt, daß sie nicht kommen wird. Der Alte trinkt jetzt wieder, sitzt mit Iwan bei Tisch. Geh, Alexei, bitte ihn um diese Dreitausend . . ."

„Mitjä, Lieber, was ist mit dir!" rief Aljoscha aufspringend und blickte erregt in das entstellte Gesicht Dmitrijs. Einen Moment glaubte er schon, daß jener irrsinnig geworden sei.

„Was hast du? Ich bin nicht wahnsinnig," sagte Dmitrij, und sein Auge blickte aufmerksam und fast triumphierend den Bruder an. „Ja, ich schicke dich zum Vater und weiß, was ich tue: Ich glaube an ein Wunder."

„An ein Wunder?"

„An ein Wunder der Vorsehung Gottes. Gott kennt mein Herz. Er sieht meine ganze Verzweiflung. Er sieht alles. Sollte Er wirklich das Grauenvolle zulassen? Aljoscha, ich glaube an ein Wunder, geh!"



Habermann: Damenbildnis

Aus Ostini's Habermann

„Ich werde gehen. Wirst du hier warten?"

„Ja. Ich weiß, daß du nicht so bald zurückkommen wirst, das kann man doch nicht gleich, nach dem ersten Wort! Er ist jetzt betrunken. Ich werde hier sitzen und warten, drei Stunden, vier Stunden, fünf, sechs, sieben Stunden, nur wisse, daß du heute, und wenn auch um Mitternacht, zu Katerina Iwanowna gehst, mit oder ohne Geld, und ihr sagst: ‚Er schickt Ihnen seinen Abschiedsgruß.' Ich will, daß du es ihr gerade mit diesen Worten sagst: ‚Abschiedsgruß'."

„Mitjä! Plötzlich aber kommt Gruschenka heute ... oder wenn nicht heute, dann morgen ... oder übermorgen?"

„Gruschenka? Werde sehen, werde hereinstürzen und verhindern ..."

„Wenn aber ..."

„Und wenn aber, dann schlage ich tot. So überlebe ich es nicht."

„Wen willst du erschlagen?"

„Den Alten. Sie werde ich nicht erschlagen."

„Dmitrij, was redest du!"

„Ich weiß es doch nicht, weiß es selbst nicht ... Vielleicht werde ich ihn auch nicht erschlagen, vielleicht aber doch. Ich fürchte, er wird mir in dem Augenblick zu widerlich werden mit seinem Gesicht. Ich hasse sein Doppelkinn, seine Nase, seine Augen, sein schamloses Gelächter. Ich fühle schon den Ekel. Das ist es, was ich fürchte. Und so werde ich mich denn nicht bezwingen können ..."

„Ich gehe, Mitjä. Ich glaube, daß Gott es lenken wird, wie er es besser weiß, damit das Entsetzliche nicht geschehe."

„Ich aber werde hier sitzen und auf das Wunder warten. Doch wenn das Wunder nicht geschieht, so ..."

Nachdenklich ging Aljoscha zu seinem Vater.



Alfred Kubin: Vignette zu Dostojewski's „Doppelgänger"

AUS EINEM BRIEFE DOSTOJEWSKIS AN DEN DICHTER APOLLON MAIKOW

Genf, den 16 (28) August 1867.

Mein lieber Apollon Nikolajewitsch, ich fühle, daß ich Sie als meinen Richter betrachten darf. Sie haben Herz und Gemüt, wovon ich mich erst neulich überzeugt habe; auch habe ich Ihr Urteil immer hoch geschätzt. Es fällt mir nicht schwer, Ihnen meine Sünden zu beichten. Was ich Ihnen heute schreibe, ist nur für Sie allein bestimmt. Überliefern Sie mich nicht dem Gericht der Menge.

Als ich durch die Gegend von Baden-Baden reiste, beschloß ich, einen Abstecher dorthin zu machen. Mich peinigte ein verführerischer Gedanke: 10 Louisdor zu riskieren und vielleicht 2000 Francs zu gewinnen; diese Summe würde mir für vier Monate reichen, selbst mit den Auslagen, die ich in Petersburg

---

Die Briefe Dostojewski's erscheinen, übersetzt von Dr. Alexander Eliasberg, im Frühjahr 1914 zum ersten Male gesammelt in deutscher Sprache.

habe. Das Gemeine ist, daß ich schon früher einige Mal gewonnen hatte. Am schlimmsten ist aber, daß ich einen schlechten und übertrieben leidenschaftlichen Charakter habe. In allen Dingen gehe ich bis an die äußersten Grenzen; mein Leben lang habe ich nie Maß halten können.

Der Teufel trieb gleich am Anfang mit mir seinen Scherz: in drei Tagen gewann ich ungewöhnlich leicht 4000 Francs. Jetzt will ich Ihnen schildern, wie ich es mir vorstellte: einerseits dieser leichte Gewinn, — aus hundert Francs hatte ich in drei Tagen viertausend gemacht; andererseits — meine Schulden, Prozesse, seelische Unruhe und die Unmöglichkeit nach Rußland zurückzukehren; drittens, und das ist die Hauptsache, das Spiel selbst. Wissen Sie, wie es einen hereinzieht! Nein, ich schwöre Ihnen, es war nicht die Gewinnsucht allein, obwohl ich auch tatsächlich das Geld des Geldes wegen brauchte. Anna Grigorjewna flehte mich an, mich mit diesen 4000 Francs zu begnügen und sofort abzureisen. Doch diese leichte und wahrscheinliche Möglichkeit, meine Lage auf einen Schlag zu verbessern! Und die vielen Beispiele! Abgesehen vom eigenen Gewinn sehe ich noch täglich, wie die anderen Spieler 20000—30000 Francs gewinnen (man sieht nie, daß jemand verliert). Warum sind die anderen besser als ich! Ich brauche das Geld notwendiger als sie. Ich riskierte weiter und verlor. Ich verlor nicht nur das Gewonnene, sondern auch das eigene Geld bis zum letzten Pfennig; ich war in fieberhafter Erregung und verlor alles. Dann begann ich meine Kleidungsstücke zu versetzen. Anna Grigorjewna versetzte ihr Letztes. (Dieser Engel! Wie tröstete sie mich, wie litt sie in diesem verfluchten Baden, in unseren beiden winzigen Zimmern über der Schmiede, in die wir ziehen mußten!) Endlich hatte ich genug, alles war verspielt. Als die Zimmervermieterin sah, daß wir auf Geld warteten und nicht abreisen konnten, steigerte sie uns! End-

lich mußten wir uns irgendwie retten und aus Baden fliehen. Ich schrieb wieder an Katkow und bat ihn um 500 Rubel, (ich schrieb nichts von den Umständen, da aber der Brief aus Baden kam, begriff er wohl selbst den Sachverhalt). Und er schickte mir das Geld! Wirklich! Ich habe jetzt also im ganzen vom „Russischen Boten" 4000 Rubel auf Vorschuß bekommen. Nun der Schluß meiner Erlebnisse in Baden-Baden: wir quälten uns in dieser Hölle sieben Wochen. Gleich nach meiner Ankunft in Baden begegnete ich auf dem Bahnhofe Gontscharow. Anfangs genierte sich Iwan Alexandrowitsch vor mir. Dieser Staatsrat oder Wirkliche Staatsrat beteiligte sich auch am Spiele. Als es sich aber herausstellte, daß dies sich nicht gut verheimlichen ließ und da ich auch selbst mit grober Offensichtlichkeit spiele, so hörte auch er bald auf, sich vor mir zu verbergen. Er spielte in fieberhafter Erregung (doch nur mit kleinen Einsätzen). Er spielte während der ganzen 2 Wochen, die er in Baden verbrachte, und verlor, wie mir scheint, recht viel. Gott gebe aber diesem guten Menschen Gesundheit: als ich alles verloren hatte (er hatte aber in meinen Händen schon viel Gold gesehen), lieh er mir auf meine Bitte 60 Francs. Er verurteilte mich dabei wohl entsetzlich, weil ich alles und nicht wie er nur die Hälfte verloren hatte.

Gontscharow erzählte mir in einem fort von Turgenjew; ich schob es immer auf, ihn aufzusuchen, mußte aber schließlich doch einen Besuch bei ihm machen. Ich ging zu ihm um die Mittagsstunde und traf ihn beim Frühstück. Ich will es Ihnen offen sagen: ich habe diesen Menschen nie recht gemocht. Am schlimmsten ist, daß ich ihm noch seit dem Jahre 1857 von Wiesbaden her 50 Taler schulde (die ich ihm auch heute noch nicht zurückgegeben habe!). Ich kann auch seine aristokratische und pharisäische Manier nicht leiden, mit der er einen umarmt, wobei er immer seine Wange zum Kusse reicht. Er tut

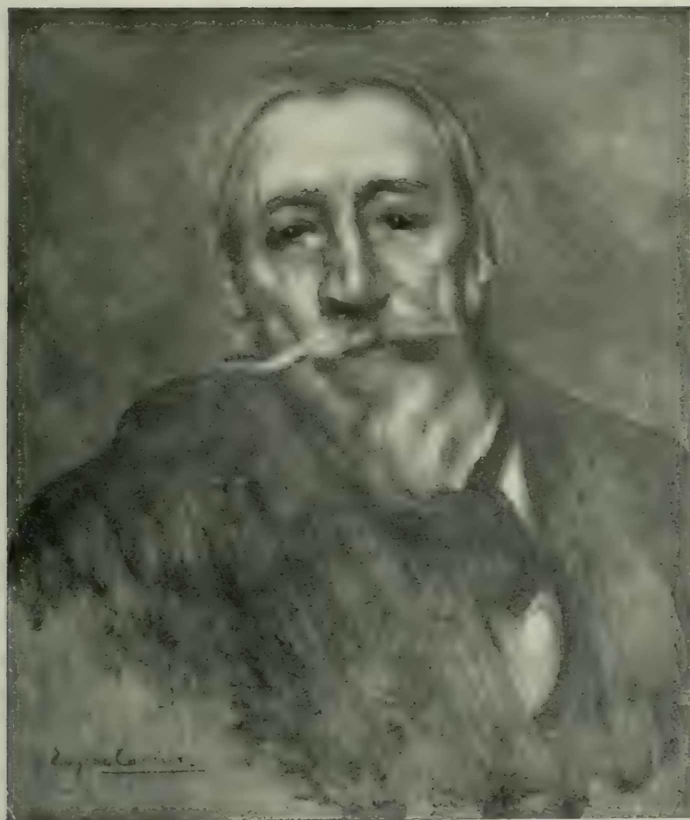
ungeheuer wichtig; am ärgsten hat mich aber gegen ihn sein Buch „Rauch" aufgebracht. Er hat mir selbst gesagt, daß der Hauptgedanke, der Ausgangspunkt dieses Buches in dem Satze besteht: „Wenn Rußland heute vom Erdboden verschwinden sollte, so würde es keinen Verlust für die Menschheit bedeuten, und sie würde es sogar gar nicht spüren". Er erklärte mir, daß dies seine grundlegende Ansicht über Rußland sei. Ich fand ihn in gereizter Stimmung: es war der Mißerfolg des „Rauch"! Ich muß gestehen, daß mir damals noch alle Einzelheiten dieses Durchfalles fremd waren. Sie schrieben mir zwar über den Aufsatz Strachows in den „Vaterländischen Annalen"; ich wußte aber nicht, daß man ihn auch in allen anderen Zeitschriften heruntergerissen hatte und daß man in Moskau, ich glaube in einem Klub, Unterschriften zu einem Protest gegen den „Rauch" gesammelt hatte. Dies hat er mir selbst erzählt. Ich habe es, offen gesagt, nicht für möglich gehalten, daß jemand so naiv und so ungeschickt alle wunden Stellen seiner Eitelkeit aufdecken kann, wie es Turgenjew tat. Und diese Leute prahlen auch noch damit, daß sie Atheisten sind. Er erklärte mir, daß er entschiedener Atheist sei. Mein Gott! Dem Deïsmus verdanken wir den Heiland, d. h. eine Menschengestalt, die so erhaben ist, daß man sie nicht ohne Ehrfurcht erfassen kann und daß man nicht daran zweifeln kann, daß sie das ewige Ideal der Menschlichkeit bedeutet. Und was verdanken wir allen diesen Leuten — Turgenjew, Herzen, Utin, Tschernyschewskij? Statt der höchsten göttlichen Schönheit, auf die sie spucken, sehen wir an ihnen eine so häßliche Eitelkeit, eine so schamlose Empfindlichkeit, einen so leichtsinnigen Hochmut, daß es einfach unbegreiflich ist, worauf sie hoffen und wer ihnen folgen wird. Er schimpfte schrecklich auf Rußland und die Russen. Ich habe aber folgendes bemerkt: alle die Liberalen und Fortschrittler, die

zum größten Teil aus der Schule Bjelinskijs stammen, betrachten es als ein Vergnügen und eine Genugtuung, auf Rußland zu schimpfen. Der Unterschied besteht darin, daß die Anhänger Tschernyschewskij's einfach schimpfen und unverblümt wünschen, daß Rußland von der Erdoberfläche verschwinden möchte (dies in erster Linie!). Die anderen behaupten aber dabei, daß sie Rußland lieben. Und doch hassen sie alles, was in Rußland urwüchsig ist und verzerren es mit Wollust zu einer Karrikatur; wenn man ihnen aber irgend eine Tatsache, die sie nicht wegleugnen oder zu einer Karrikatur verzerren können, eine Tatsache, die sie unbedingt gelten lassen müssen, entgegenhalten wollte, so wären sie, glaube ich, tief unglücklich, verletzt und verzweifelt. Dann habe ich noch bemerkt, daß Turgenjew (und überhaupt alle, die lange im Auslande leben) keine Ahnung von den Tatsachen haben (obwohl sie auch Zeitungen lesen), und so sehr jedes Gefühl und Verständnis für Rußland verloren haben, daß sie selbst ganz gewöhnliche Tatsachen, die auch der russische Nihilist nicht mehr leugnet, sondern nur auf seine Art karrikiert, einfach nicht begreifen. Unter anderem sagte er mir, daß wir vor den Deutschen im Staube kriechen müssen, daß es nur einen allgemeinen und unfehlbaren Weg gäbe — den der Zivilisation, und daß alle Versuche, eine selbständige russische Kultur zu schaffen, nichts als Dummheit und Schweinerei seien. Er sagte, daß er einen großen Aufsatz gegen die Russophilen und Slavophilen schreibe. Ich riet ihm, sich zur Bequemlichkeit aus Paris ein Fernrohr kommen zu lassen. „Wozu?" fragte er mich. „Die Entfernung ist ja groß", entgegnete ich. „Richten Sie das Fernrohr auf Rußland und dann können Sie uns betrachten; sonst können Sie wirklich nichts sehen". Er wurde wütend. Als ich ihn so gereizt sah, sagte ich zu ihm mit gut geheuchelter Naivität: „Ich hätte wirklich

nicht erwartet, daß alle die abfälligen Urteile über Sie und Ihren neuen Roman Sie derart aus der Fassung bringen würden; bei Gott, die Sache ist es wirklich nicht wert, daß Sie sich aufregen. Spucken Sie doch drauf". — „Ich rege mich ja gar nicht auf! Was fällt Ihnen ein?" entgegnete er errötend. Dann nahmen wir sehr höflich voneinander Abschied, und ich gab mir das Wort, nie wieder über Turgenjews Schwelle zu treten. Am nächsten Tag kam Turgenjew Punkt zehn Uhr morgens zu mir ins Haus und ließ bei den Wirtsleuten seine Visitenkarte zurück. Da ich ihm aber am Vortage erklärt hatte, daß ich vor der Mittagsstunde nicht zu sprechen sei und daß wir bis elf Uhr zu schlafen pflegen, so mußte ich seinen Besuch um zehn Uhr morgens als einen Wink auffassen; nämlich daß er mich nicht mehr sehen wolle. Während der ganzen sieben Wochen sah ich ihn nur noch ein einziges Mal auf dem Bahnhofe. Wir blickten einander an, doch keiner von uns grüßte. Die Schadenfreude, mit der ich über Turgenjew spreche, und die Beleidigungen, die wir einander zugefügt haben, werden Ihnen vielleicht unangenehm erscheinen. Doch bei Gott, ich kann nicht anders: er hat mich mit seinen Überzeugungen zu schwer gekränkt. Persönlich fühle ich mich eigentlich wenig getroffen, obgleich sein hochmütiger Ton schon sehr unangenehm ist; ich kann aber wirklich nicht mit anhören, wenn ein russischer Verräter, der, wenn er es wollte, seinem Lande nützen könnte, derart über Rußland schimpft. Seine Kriecherei vor den Deutschen und seinen Haß gegen die Russen habe ich schon früher, vor vier Jahren bemerkt. Doch seine jetzige Gereiztheit und Raserei gegen Rußland beruht einzig auf dem Mißerfolg des „Rauch" und darauf, daß Rußland es wagte, ihn nicht als Genie anzuerkennen. Es ist nichts als Ehrgeiz und daher noch abstoßender.



Léonard Thiry: Nackte Frau
(Stil von Fontainebleau in der ersten Hälfte
des 16. Jahrhunderts, Kupferstich)
Aus Hausenstein, Der nackte Mensch in der Kunst
Große Ausgabe



Anatole France
Nach dem Gemälde von Eugen Carrière



Ankunft der Heiligen Ursula in Cöln
Aus Worringer, Die altdeutsche Buchillustration

ANATOLE FRANCE

MARBODS HÖLLENFAHRT

Aus der „Insel der Pinguine"

Wir besitzen ein wertvolles Denkmal der pinguinischen Literatur im fünfzehnten Jahrhundert. Es ist die Schilderung einer Höllenfahrt, die der Mönch Marbod vom Orden des heiligen Benedikt unternommen hat, der glühende Bewunderung für den Dichter Virgilius bezeigte. Der in recht gutem Latein ge-

---

Anatole France: Die Insel der Pinguine. — Die Bratküche zur Königin Pedauque. — Clio, Historische Miniaturen. — Thaïs. — Auf dem weißen Felsen.

schriebene Bericht ist durch Herrn du Clos des Lunes veröffentlicht worden. Ich glaube meinen Landsleuten durch die Mitteilung dieser Seiten zu dienen, die zweifellos in der lateinischen Literatur des Mittelalters nicht einzig dastehen. Unter den sagenhaften Erzählungen, die als verwandt gelten können, nennen wir die Reise des heiligen Brendan, Alberichs Traumgesicht, das Fegfeuer des heiligen Patricius, erdichtete Beschreibungen des vermeintlichen Aufenthalts der Toten wie Dante Alighieris Göttliche Komödie.

Von den Werken mit solchem Gegenstand ist Marbods Bericht einer der spätesten, doch nicht der seltsamste.

Im vierzehnhundertdreiundfünfzigsten Jahr seit des Gottessohnes Menschwerdung, wenige Tage bevor die Feinde des Kreuzes die Stadt der Helena und des großen Konstantin betraten, ward mir, dem Bruder Marbod, einem unwürdigen Mönch, verstattet, zu sehen und zu hören, was niemand gehört noch gesehen hatte. Über diese Dinge habe ich in einen treuen Bericht verfaßt, damit das Gedenken an sie nicht mit mir entschwinde, denn des Menschen Zeit ist kurz.

Am ersten Maitag besagten Jahres saß ich um die Vesperstunde in der Abtei Corrigan auf einem Stein des Kreuzganges bei dem von wilden Rosen umkränzten Brunnen und las nach meiner Gewohnheit einen Gesang des Dichters, den ich vor allen liebe, des Virgilius, der die Mühsal der Erde, Hirten und Fürsten besungen hat. Der Abend hängte seines Purpurmantels Falten um die Klosterbogen, und mit bewegter Stimme murmelte ich die Verse, die da zeigen, wie Dido, die Phönizierin, ihre noch frische Wunde unter den Myrten der Schattenwelt umherschleppt. Da ging der Bruder Hilarius an mir vorüber, von Bruder Hyacinth, dem Pförtner, begleitet.

Der Bruder Hilarius ist, da ihn die barbarischen Zeiten vor der Auferstehung der Musen nährten, in die Weisheit der

Alten nicht eingeweiht. Jedoch hat die Poesie des Mantuaners wie gedämpfter Fackelschein etlichen Glanz in seinen Geist geworfen.
„Bruder Marbod," fragte er mich, „gehören diese Verse, die Ihr so herunterseufzt, mit geschwellter Brust und funkelnden Augen, zu jener großen Äneïde, von der Ihr morgens und abends den Blick nicht wendet?"
Ich antwortete ihm, ich läse die Stelle im Virgil, wo der Sohn des Anchises Dido bemerkt, die wie der Mond hinter dem Laub schimmert.
„Bruder Marbod," erwiderte er, „ich bin sicher, daß Virgil bei jeder Gelegenheit weise Grundsätze und tiefe Gedanken äußert, doch die Gesänge, die er auf der syrakusanischen Flöte angestimmt hat, haben so schönen Sinn und enthalten eine so hohe Lehre, daß man davon ganz geblendet ist."
„Nehmt Euch in acht, mein Vater," rief der Bruder Hyacinth mit Bewegung. „Virgil war ein Zauberer, der mit der Dämonen Hilfe Wunder vollbrachte. So hat er bei Neapel einen Berg durchgraben und ein bronzenes Pferd verfertigt, das die Macht hat, alle kranken Pferde zu heilen. Er war Totenbeschwörer, und in einer Stadt Italiens zeigt man noch heute den Spiegel, in dem er die Toten erscheinen ließ. Und dennoch hat ein Weib den großen Hexenmeister betrogen. Eine neapolitanische Kurtisane lud ihn von ihrem Fenster aus ein, in einem Korb zur Beförderung der Vorräte emporzusteigen. Und die ganze Nacht ließ sie ihn zwischen zwei Stockwerken schweben."
Ohne daß es den Anschein hatte, als habe er diese Reden gehört, erwiderte Hilarius: „Virgil ist ein Prophet. Er ist ein Prophet und läßt alle weit hinter sich, die Sybillen mit ihren heiligen Zauberliedern, und die Tochter des Königs Priamus und den großen Ahner der künftigen Dinge, Platon den Athener. Im vierten seiner syrakusanischen Gesänge werdet Ihr die

Geburt Unseres Herrn in einer Sprache angekündigt finden, die mehr vom Himmel scheint denn von der Erde*).

Als ich in meiner Studienzeit zum erstenmal: Jam redit et virgo las, fühlte ich mich in unendliches Entzücken versenkt. Doch sogleich spürte ich heftigen Schmerz bei dem Gedanken, daß der Verfasser dieses prophetischen Sanges, des schönsten, der je von Menschenlippen kam, auf immer der Gegenwart Gottes beraubt, in ewiger Finsternis unter den Heiden schmachtete. Dieser grausame Gedanke verließ mich nicht mehr. Er verfolgte mich in meine Studien, meine Betrachtungen, meine Kasteiungen. Wenn mir einfiel, daß Virgil des göttlichen Anblicks verlustig sei und vielleicht in der Hölle das Schicksal der Verdammten teile, hatte ich weder Freude noch Ruhe, und mir widerfuhr, daß ich täglich mehrmals ausrief, die Arme zum Himmel gestreckt:

‚Enthülle mir, Herr, welches Los du dem bereitet hast, der auf Erden sang, wie die Engel im Himmel singen!‘

Nach einigen Jahren wich meine Angst, da ich in einem alten Buche las, daß der große Apostel, der die Heiden in Christi Kirche rief, der heilige Paulus, sich nach Neapel begab und mit seinen Tränen die Grabstätte des Dichterfürsten heiligte. Dies war für mich ein Grund zu glauben, daß dem Virgil, wie dem Kaiser Trajan, das Paradies aufgetan wurde, weil er im Irrtum die Wahrheit geahnt hatte. Man ist zu dieser Ansicht nicht gezwungen, aber ich rede es mir gern ein“.

Nach diesen Worten wünschte mir der Greis Hilarius den Frieden einer frommen Nacht und entfernte sich mit dem Bruder Hyacinth.

---

*) Drei Jahrhunderte vor der Epoche, in der unser Marbod lebte, sang man am Weihnachtstag in den Kirchen:

Maro, vates gentilium,
Da Christo testimonium.



Fragonard: Der Kuß

Kupferstich von Marchand. Aus Hausenstein's Rokoko

Ich nahm das köstliche Studium meines Dichters wieder auf. Während ich, das Buch in der Hand, nachsann, wie diejenigen, die Liebe an grausamem Leiden sterben ließ, tief im Myrtenwald geheime Pfade gehen, irrte der Sternenglanz zitternd über die ins Wasser des Klosterbrunnens entblätterten wilden Rosen. Plötzlich zerrannen der Lichtschein, der Duft und der Friede des Himmels. Ein ungeheurer, mit Dunkel und Wetter geladener Boreas ergoß sich brüllend auf mich, hob mich hoch und trug mich wie einen Strohhalm über Felder, Städte, Flüsse, Berge, durch Donnerwolken während einer Nacht, die aus einer langen Reihe von Nächten und Tagen bestand. Und als nach dieser beständigen, grausamen Wut der Orkan sich plötzlich legte, fand ich mich, weit weg von meiner Heimat, im Schoße eines von Zypressen bewachsenen Tals. Dann nahte mir eine Frau von wilder Schönheit, die lange Schleier schleppte. Sie legte mir die linke Hand auf die Schulter, hob den rechten Arm zu einer dichtbelaubten Eiche und sprach zu mir:

„Sieh!"

Alsbald erkannte ich die Sibylle, die den heiligen Wald des Avernus hütet, und unter dem buschigen Geäst des Baumes, auf den ihr Finger zeigte, gewahrte ich den goldenen Zweig, der der schönen Proserpina genehm ist.

Ich richtete mich empor und rief:

„So hast du, o prophetische Jungfrau, meinen Wunsch erraten und erfüllt. Du hast mir den Baum geoffenbart, der den glänzenden Zweig trägt, ohne den niemand lebendig in die Behausung der Toten dringen kann. Und es ist wahr, daß ich heiß begehrte, mit dem Schatten des Virgil zu reden."

Also sprach ich, riß vom altertümlichen Stamm den Goldzweig und stürzte furchtlos in den rauchenden Schlund, der zum schlammigen Gestade des Styx führt, an dem die Schatten

den toten Blättern gleich wirbeln. Beim Anblick des der Proserpina geweihten Zweiges holte Charon mich in sein Boot, das unter meinem Gewicht ächzte, und ich landete am Totenufer, vom stummen Gebell des dreifachen Cerberus empfangen. Ich tat, als schleudere ich nach ihm den Schatten eines Steins, und das nichtige Ungetüm floh in seine Höhle. Da im Rohr quäken Kinder, deren Augen sich geöffnet und zur selben Zeit dem süßen Tageslicht schon verschlossen haben; dort im finsteren Keller richtet Minos die Menschen. Ich drang in den Myrtenwald, in dem sich müde die Opfer der Liebe schleppen, Phädra, Prokris, die traurige Eryphyle, Evadne, Pasiphaë, Laodamia und Cenis und Dido die Phönizierin. Dann ging ich über das staubige Feld, das den ruhmvollen Kriegern eingeräumt ist. Von dort gehen zwei Straßen ab: die links führt zum Tartarus, dem Aufenthalt der Gottlosen. Ich schlug die rechts ein, die zum Elysium führt und zu den Wohnungen der Dis. Ich hängte den heiligen Zweig an der Göttin Tür und gelangte auf liebliche, in Purpurlicht gehüllte Fluren. Dort waren die Schatten der Philosophen und Dichter in ernstem Gespräch. Über dem Rasen schwebten Grazien und Musen im Reigen. Der alte Homer sang und begleitete sich auf seiner ländlichen Lyra. Seine Augen waren zu, doch seine Lippen funkelten von göttlichen Bildern. Ich sah Solon, Demosthenes und Pythagoras auf der Wiese den spielenden jungen Leuten gesellt, und durch die Blätter eines alten Lorbeerbaumes bemerkte ich Hesiod, Orpheus, den schwermütigen Euripides und die männliche Sappho. Ich ging vorbei und erkannte den Dichter Horaz, Varius, Gallus und Lycoris, die am Rand eines kühlen Baches saßen. Etwas abseits lehnte Virgil an dem Stamm einer dunklen, immergrünen Eiche und betrachtete nachdenklich den Wald. Von hohem Wuchs und schmalen Hüften, hatte er noch jene gebräunte Haut, jene ländliche Miene, jene nach-

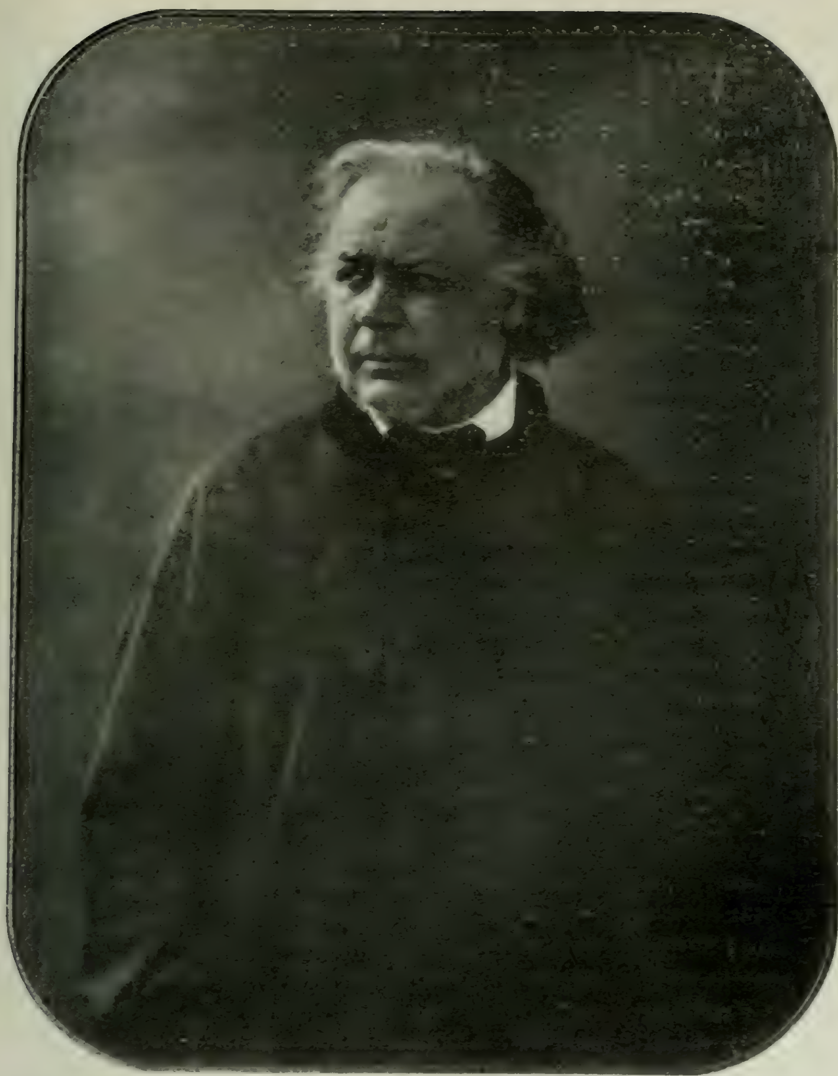
lässige Tracht, jenes ungepflegte Aussehen, die, als er lebte, sein Genie verbargen. Ich grüßte ihn fromm und blieb lange sprachlos.

Endlich, als die Stimme in meiner eingeschnürten Kehle frei ward, rief ich:

„O du, der du den ausonischen Musen so teuer bist, du Ehre des lateinischen Namens, Virgil, durch dich habe ich die Schönheit gefühlt. Durch dich weiß ich vom Tisch der Götter und vom Bett der Göttinnen. Verstatte dem Demütigsten unter deinen Anbetern, dich zu loben."

„Erhebe dich, Fremder", antwortete mir der göttliche Dichter. „Daß du lebendig bist, erkenne ich an dem Schatten, den dein Leib im ewigen Abendlicht auf die Wiese lagert. Du bist nicht der erste Mensch, der vor seinem Tode zu diesen Behausungen hinabsteigt, obwohl jeder Verkehr zwischen uns und den Lebenden schwer ist. Doch höre auf mich zu loben. Ich liebe die Lobsprüche nicht; das verworrene Geräusch des Ruhmes hat mein Ohr stets beleidigt. Drum bin ich aus Rom geflohen, wo Müßiggänger und Neugierige mich kannten, und habe in der Einsamkeit meiner teuren Parthenope gearbeitet. Und ferner bin ich, um an deinem Lob Gefallen zu finden, nicht sicher genug, daß die Menschen deines Jahrhunderts meine Verse begreifen. Wer bist du?"

„Ich heiße Marbod und komme aus dem Reich Alka. In der Abtei Corrigan habe ich mein Gelübde abgelegt. Tag und Nacht lese ich deine Gedichte. Um dich zu sehen, habe ich die Unterwelt betreten; mich drängte es, dein Los zu wissen. Auf Erden streiten die Gelahrten oft darüber. Den einen ist es höchst wahrscheinlich, daß du, weil du unter der Macht der Dämonen gelebt hast, jetzt in den unauslöschlichen Flammen brennst. Andere, klügere äußern keine Meinung, da sie dafür halten, daß alles, was man von den Toten sagt, ungewiß und lüg-



Honoré Daumier
Aufnahme nach dem Leben. Aus Bertels' Daumier

nerisch ist. Mehrere, die allerdings nicht gerade sehr geschickt sind, schwören, weil du den Ton der sizilianischen Musen erhöht und die Niederfahrt eines neuen Kindes vom Himmel her verkündet hast, seiest du wie der Kaiser Trajan zugelassen worden, im christlichen Paradies die ewige Seligkeit zu genießen.“

„Du siehst, daß dem nicht so ist“, antwortete der Schatten lächelnd.

„In der Tat begegne ich dir, o Virgil, unter den Heroen und Weisen, auf jenen elysäischen Feldern, die du selbst beschrieben hast. So hat denn, ganz dem zuwider, was etliche auf Erden glauben, kein Bote dessen, der droben herrscht, dich gesucht?“

Nach ziemlich langem Stillschweigen sagte er:

„Ich will dir nichts verhehlen. Er hat mich rufen lassen. Einer seiner Diener, ein schlichter Mann, hat mir ausgerichtet, man erwarte mich und, obschon ich in ihre Mysterien nicht eingeweiht sei, sei mir in Ansehung meiner prophetischen Gesänge ein Platz in der Runde der neuen Sekte bestimmt. Doch ich habe mich geweigert, dieser Einladung zu entsprechen; ich hatte keine Lust umzuziehen. Nicht etwa, daß ich die Bewunderung der Griechen für die elysäischen Felder teile und hier jene Freuden verspüre, um derentwillen Proserpina ihre Mutter vergaß. Was ich in der Äneïde davon sagte, habe ich selbst niemals recht geglaubt. Von Philosophen und Naturforschern gebildet, hatte ich eine zutreffende Ahnung der Wahrheit. Das Leben in der Unterwelt ist in äußerstem Maße verringert; man fühlt sich weder froh noch betrübt, es ist, als ob man nicht wäre. Die Toten haben nur so viel Dasein, als die Lebenden ihnen leihen. Und doch zog ich hier zu bleiben vor.“

„Doch welchen Grund hast du, o Virgil, für eine so seltsame Weigerung angegeben?“

„Ausgezeichnete Gründe gab ich an. Ich sagte dem Gesandten Gottes, ich verdiene die Ehre nicht, die er mir bringe, und man vermute in meinen Versen einen Sinn, den sie nicht in sich hätten. In der Tat habe ich nie durch meine vierte Ekloge meiner Vorfahren Glauben verraten. Nur unwissende Juden konnten einem Barbarengott zuliebe einen Gesang deuten, der die von den sibyllinischen Orakeln angesagte Wiederkehr des goldenen Zeitalters verherrlicht. Ich entschuldigte mich also damit, ich könne einen Platz nicht einnehmen, den man mir nur irrtümlich zugedacht habe, und den ich nicht beanspruchen wolle. Ferner wandte ich ein, daß meine Gemütsart und mein Geschmack wohl zu des neuen Himmels Sitten nicht paßten. – Ich bin nicht ungesellig, sagte ich diesem Mann. Im Leben habe ich einen sanften, gütigen Charakter gezeigt. Obschon meine äußerst schlichten Gewohnheiten den Argwohn des Geizes gegen mich erweckten, habe ich nichts für mich allein behalten. Meine Bibliothek war jedem geöffnet, und ich richtete mein Betragen nach jenem schönen Worte des Euripides ein: ‚Unter Freunden soll alles gemeinsam sein.' Das Lob, das mir lästig war, wenn ich es empfing, wurde mir angenehm, wenn es dem Varius oder dem Macer zufloß. Im Grunde jedoch war ich bäurisch und wild, mir behagte die Gesellschaft der Tiere. So geflissentlich habe ich sie beobachtet, so sehr für sie gesorgt, daß ich, nicht ganz zu Unrecht, für einen sehr guten Tierarzt galt. Man hat mir gesagt, daß die Leute aus eurer Sekte sich eine unsterbliche Seele zubilligten und sie den Tieren verweigerten; das ist ein Unsinn, der mich ihre Vernunft anzweifeln läßt. Ich liebe die Herden und, vielleicht etwas zu sehr, den Hirten. Das würde man bei euch nicht gerne sehen. Einer einzigen Maxime meine Handlungen anzupassen, war ich bemüht: nichts zu übertreiben. Noch mehr als meine schwache Gesundheit hat meine Philosophie mich



Knobelsdorff: Parkszene. Radierung
Aus Hausenstein's Rokoko

den maßvollen Gebrauch der Dinge gelehrt. Ich bin nüchtern; aus Lattichsalat und etlichen Oliven nebst einem Tropfen Falernerweins setzte sich meine Mahlzeit zusammen. Mit Maß besuchte ich das Lager der fremden Weiber; und nicht zu lange habe ich dabei verweilt, in der Taverne die junge Syrerin zum Lärm der Klapper tanzen zu sehn. Doch wenn ich mein Verlangen beherrscht habe, so geschah es mir zur Genugtuung und aus guter Zucht. Das Vergnügen zu fürchten, die Wollust zu fliehen hätte mich der verwerflichste Schimpf gedeucht, den man der Natur bereiten kann. Man versichert mir, daß einige Auserwählte deines Gottes zur Zeit ihres Lebens die Nahrung mieden, aus Liebe zur Entbehrung die Weiber flohen und freiwillig sich nutzlosem Leiden unterwarfen. Ich hätte Furcht, diesen Verbrechern zu begegnen, deren Wahnwitz mir ein Abscheu ist. Man soll einem Dichter nicht ansinnen, daß er zu eng einer physischen und moralischen Doktrin sich anschließe. Übrigens bin ich Römer, und die Römer wissen nicht wie die Griechen tiefe Spekulationen subtil zu führen. Wenn sie eine Philosophie übernehmen, tun sie es vor allem, um praktischen Vorteil daraus zu gewinnen. Siron, der unter uns hohen Ruf genoß, hat mich das System des Epikur gelehrt, von nichtigen Schrecken befreit und den Grausamkeiten abspenstig gemacht, welche die Religion unwissenden Menschen einredet. Von Zenon habe ich gelernt, unvermeidliche Übel standhaft zu ertragen. Ich habe mir die Gedanken des Pythagoras über die Seelen der Menschen und Tiere angeeignet, die beide göttlichen Wesens sind; dies lädt uns ein, uns ohne Stolz noch Scham zu betrachten. Von den Alexandrinern erfuhr ich, wie die zuerst weiche und dehnbare Erde um so fester wurde, je mehr Nereus sich daraus zurückzog, seine feuchten Wohnungen zu wölben. Wie sich unmerklich die Gegenstände bildeten. Wie der Regen aus den erleichterten Wolken herabfiel und den

stummen Wald speiste, und durch welchen Fortschritt endlich seltene Tiere auf den noch namenlosen Gebirgen umherzuschweifen begannen. Ich könnte mich an eure Kosmogonie nicht mehr gewöhnen, die eher für die Kameltreiber der syrischen Sandwüsten als für einen Schüler des Aristarch von Samos geschaffen ist. Und was soll im Aufenthalt eurer Seligkeit aus mir werden, wenn ich dort meine Freunde nicht finde, meine Ahnen, meine Lehrer, meine Götter, wenn ich den erhabenen Sohn der Rhea dort nicht sehen darf, die süß lächelnde Venus, die Mutter der Äneaden, Pan, die jungen Dryaden, die Silvane und den alten Silen, den Egle mit dem Purpursaft der Maulbeeren wäscht?

Diese Gründe bat ich den schlichten Mann dem Nachfolger des Jupiter vorzutragen."

„Und seitdem, o großer Schatten, wurden dir keine Botschaften mehr zuteil?"

„Keine."

„Zum Trost für deine Abwesenheit, Virgil, haben sie drei Dichter: Commodian, Prudentius und Fortunatus, die alle drei in finsteren Tagen geboren sind, wo man von Prosodie und Grammatik nichts mehr wußte. Doch sage mir, hast du, Mantuaner, nie andere Kunde von Gott erhalten, dessen Gesellschaft du so absichtlich verschmäht hast?"

„Nie, so weit ich mich erinnere."

„Hast du mir nicht gesagt, ich sei nicht der erste, der lebendig zu diesen Wohnungen kam und sich dir vorstellte?"

„Du bringst mich dazu, nachzudenken. Vor anderthalb Jahrhunderten, wie mir scheint (es ist für die Schatten schwer, Tage und Jahre zu zählen) wurde ich in meinem tiefen Frieden durch einen seltsamen Besucher gestört. Als ich unter dem fahlen Laub am Rande des Styx irrte, sah ich, wie vor mir eine menschliche Gestalt sich stracks erhob, die noch schat-

tiger und finsterer war als die der Bewohner dieser Gestade. Ich erkannte einen Lebenden. Er war hochgewachsen, hager, mit Adlernase, spitzem Kinn, hohlen Wangen. Seine schwarzen Augen sprühten Flammen, eine rote, mit Lorbeer umkränzte Kappe drückte auf seine entfleischten Schläfen. Seine Knochen stachen durch das knappe, braune Gewand, das bis zu seinen Fersen reichte. Er grüßte mich mit einer Ergebenheit, in der wilder Trotz lag, und richtete das Wort in einer Sprache an mich, die noch falscher war und verworrener als die der Gallier, mit denen der göttliche Julius die Legionen und die Kurie füllte. Endlich verstand ich, er sei nahe bei Faesulae geboren, in einer von Sulla am Ufer des Arnus begründeten und zu Wohlstand gediehenen Kolonie. Er habe die munizipalen Ehren erhalten, doch als zwischen Senat, Rittern und Volk blutiger Zwist ausbrach, habe er sich ungestümen Herzens darein gestürzt. Jetzt sei er besiegt, verbannt und schleppe sich in langem Exil durch die Welt. Er malte mir Italien, das von Zwist und Krieg noch mehr zerrissen sei als in meiner Jugendzeit und der Ankunft eines neuen Augustus entgegenseufze. Ich beklagte mein Unglück, dessen gedenkend, das ich ehedem durchgemacht hatte.

Eine wagetolle Seele erregte ihn unablässig, und sein Geist nährte Riesengedanken. Doch, ach! Durch seine Rauheit und Unwissenheit bezeugte er den Triumph der Barbarei. Er kannte weder die Poesie noch die Wissenschaft, nicht einmal die Sprache der Griechen und besaß über den Ursprung der Welt und die Natur der Götter keine antike Tradition. Ernst sagte er Verse auf, die zu meiner Zeit, in Rom, von den kleinen Kindern verlacht worden wären, die fürs Baden noch nicht zahlen. Der Haufe ist zum Wunderglauben geneigt. Die Etrusker zumal haben die Hölle mit grauenhaften, den Träumen eines Kranken ähnlichen Dämonen bevölkert. Daß die Einbil-

dungen ihrer Kindheit nach so vielen Jahrhunderten sie noch nicht verlassen haben, das erklären hinreichend die Folge und das Fortschreiten der Unwissenheit und des Elends. Aber daß einer ihrer Magistrate, dessen Geist sich über das gemeine Maß erhebt, den Wahn des Volkes teilt und sich ob jener scheußlichen Dämonen entsetzt, die zu Porsenas Zeit die Bewohner dieses Landes auf die Wände ihrer Gräber malten, das muß den Weisen mit Kummer erfüllen. Mein Etrusker sagte mir Verse her, die er in einem neuen Dialekt verfaßt hatte, welchen er die Volkssprache nannte, und dessen Sinn ich nicht enträtseln konnte. Mein Ohr war mehr überrascht als bezaubert zu hören, daß er, um den Rhythmus zu bezeichnen, dreimal bis viermal in regelmäßigen Zwischenräumen denselben Klang wiederholte. Dieser Kunstgriff scheint mir durchaus nicht geistvoll. Aber den Toten steht es nicht zu, Neuigkeiten zu beurteilen.

Übrigens — nicht daß dieser Kolonist des Sulla, da er in unglücklichen Zeiten geboren ist, unharmonische Verse schreibt, daß er womöglich ein ebenso schlechter Dichter ist wie Bavius und Maevius, nicht dies werfe ich ihm vor. Ich habe gegen ihn Beschwerden, die mich näher berühren. O, wahrhaft ungeheuerlicher und kaum glaublicher Umstand! Dieser Mann hat, zur Erde zurückgekehrt, hassenswerte Lügen über mich ausgesäet. An mehreren Stellen dieser wilden Gedichte hat er versichert, ich sei in dem modernen Tartarus, den ich nicht kenne, sein Gefährte gewesen. Dreist hat er veröffentlicht, ich habe die Götter Roms falsche, lügnerische Götter geheißen und den gegenwärtigen Nachfolger Jupiters für den wahren Gott gehalten. Sobald du dem süßen Tageslicht zurückgegeben wirst und deine Heimat wiedersiehst, mache diese abscheulichen Fabeln zuschanden. Sage deinem Volke wohl, daß der Sänger des frommen Äneas nie dem Judengott Weihrauch geopfert hat.

Man erklärt mir, seine Macht schwinde, und an gewissen Zeichen erkenne man die Nähe seines Sturzes. Diese Nachricht könnte mir einige Freude schaffen, wenn man in diesen Wohnungen, in denen man weder Furcht noch Verlangen spürt, Freude empfinden könnte."

Sprach's und entfernte sich mit einer Geste des Abschieds. Ich betrachtete seinen Schatten, der über die Asphodeloswiese hinglitt, ohne die Halme zu krümmen. Ich sah, daß er desto schmaler und zerflossener wurde, je weiter er von mir weg war. Er löste sich auf, bevor er den immergrünen Lorbeerwald erreicht hatte. Da begriff ich den Sinn jener Worte: „Die Toten haben nur soviel Leben, als die Lebenden ihnen leihen", und gedankenvoll ging ich über die fahle Wiese bis zum hörnernen Tor.

Ich bekräftige, daß alles, was man in dieser Schrift findet, wahr ist.

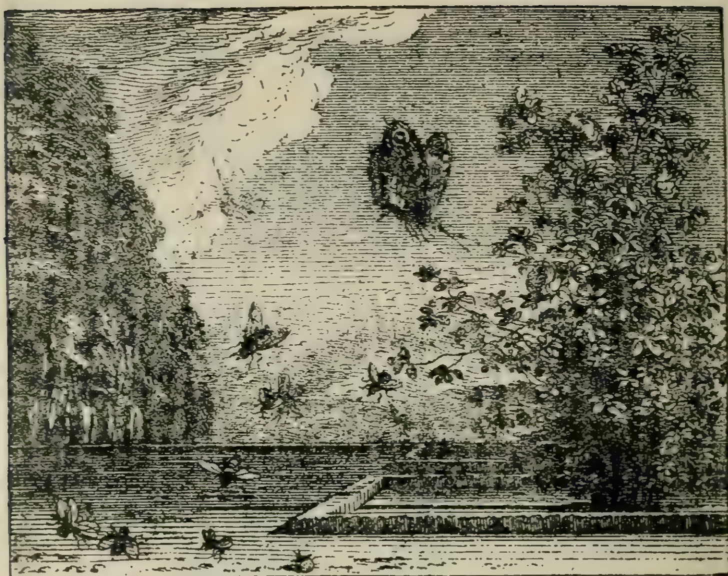




Daumier: Der alte Corot in seinem Garten
Aus Klossowski's Daumier



Eugen Delacroix: Zeichnung
Aus Meier-Graefe's Delacroix



Gillot: Parkszene
Radierung. Aus Hausenstein's Rokoko

NICOLAS CHAMFORT
ANEKDOTEN

D'Alembert sprach mit einem berühmten Professor der Rechte aus Genf über Voltaire. Der Professor rühmte das universelle Wissen des Meisters und fügte hinzu: „Ich finde ihn nur im öffentlichen Recht etwas schwach". — „Und ich in der Geometrie", sagte d'Alembert.

Ein paar junge Herren vom Hofe waren bei Herrn von Coeflans zum Souper geladen. Man sang ein etwas schlüpfriges

Nicolas Chamfort: Aphorismen und Anekdoten. Mit einem Essay von Hermann Esswein und einem Bildnis.

Lied, das aber noch nicht eigentlich unanständig war. Gleich darauf begann Herr von Fronsac so haarsträubende Kouplets zu brüllen, daß selbst seine Gesellschaft Augen machte. In das verlegene Schweigen rief Herr Coeflans: „Zum Teufel, lieber Fronsac, zwischen dem ersten Lied und diesem liegen zehn Flaschen Champagner!"

Die Gabrielli, eine berühmte Sängerin, verlangte von der Kaiserin Katharina fünftausend Dukaten für zwei Monate, die sie in Petersburg singen sollte. „Ich zahle keinen meiner Feldmarschälle so", antwortete die Kaiserin. „Dann brauchen Ihre Majestät ja nur die Feldmarschälle singen zu lassen" antwortete die Sängerin. Die Kaiserin zahlte die verlangte Summe.

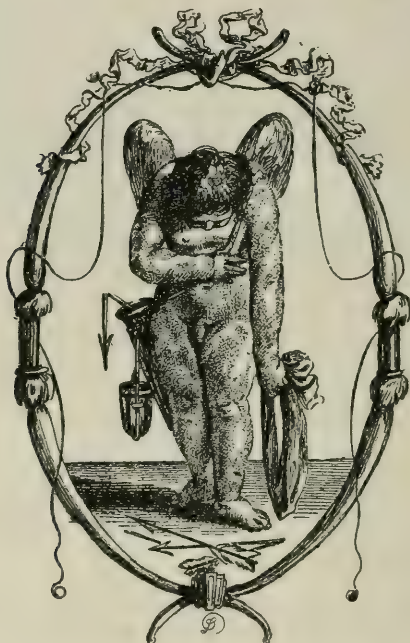
Abbé de Fleury war in die Frau Marschall de Noailles verliebt, wurde aber sehr geringschätzig von ihr behandelt. Als er Premierminister geworden, bat sie ihn einmal um etwas und er erinnerte sie an ihre Härte. „Oh, Monseigneur", antwortete sie naiv, „wer hätte das damals wissen können."

Fox, der ein leidenschaftlicher Spieler war, sagte: „Das Spiel hat zwei große Reize: Das Gewinnen und das Verlieren."

La Fontaine hörte einmal, wie man das Los der Verdammten im Höllenpfuhle beklagte, und meinte: „Nun, ich hoffe, sie gewöhnen sich daran und fühlen sich schließlich so wohl, wie die Fische im Wasser."

Lord Hamilton, ein recht sonderbarer Herr, betrank sich einmal in einem Wirtshaus, schlug den Kellner tot und kam nach einer Weile wieder, ohne daß ihm der Vorfall zu Bewußtsein gekommen. Der Wirt stürzte voll Entsetzen auf ihn zu: „Aber Mylord, Sie haben ja den Kellner getötet!" Der Lord antwortete lallend: „Schreiben Sie ihn mir auf die Rechnung."

Fräulein Duthé hatte einen ihrer Liebhaber verloren, ein Ereignis, das Aufsehen erregte. — Ein Herr, der sie daraufhin besuchte, fand sie beim Harfenspielen und äußerte in überraschtem Ton: „Wie? — Ich war darauf gefaßt, Sie in Verzweiflung zu finden." „Oh", sagte sie pathetisch, „Sie hätten mich gestern sehen sollen!"



Dundker, Adieu. Kupferstich
Aus Hausenstein, Rokoko



GEORG QUERI

DIE SEELENWANDERUNG

Dem alten Königshofer haben's die Stadtleut erzählt: daß es eine Seelenwanderung gibt und daß der Mensch keine Ruh nicht hat, wann er einmal im Grab ist, sondern daß er in einen Tierleib fahren muß mit seiner Seel.

Der Königshofer hat sinniert und sinniert, wann er mit seinen Ochsen gepflügt hat; und dann hat er's auch geglaubt, daß er einmal ein Tier werden muß.

„Jawohl, und ich muß einmal ein Viech werden!"

Der Herr Pfarrer hat bös geschaut, wie der Königshofer daherkommt in den Pfarrhof und tottraurig sagt: „Jawohl, und ich muß einmal ein Viech werden."

Georg Queri: Die weltlichen Gesänge des Egidius Pfanzelter von Polikarpszell. Mit 40 Bildern von Paul Neu. Vierzehntes Tausend. (Hieraus die drei Vignetten) — Der wöchentliche Beobachter von Polykarpszell. Geschichten aus einer kleinen Redaktion. Dritte Auflage. — Die Schnurren des Rochus Mang, Baders Meßners und Leichenbeschauers zu Fröttmannsau. Mit Bildern von Karl Arnold. Dritte Auflage. — Der tapfere Columbus. Ein schöner Soldatengesang mit 75 handkolorierten bunten Bildern von Paul Neu. Dritte Auflage. — Privatdrucke: Bauernerotik und Bauernfehme in Oberbayern. — Kraftbayerisch. Ein Wörterbuch der erotischen und skatologischen Redensarten der Altbayern.

„Wann das schon so sein muß", hat dann der Herr Pfarrer gesagt, „so denk Dir's halt aus, was Du am liebsten sein möchst als ein Toter!"

„Und das hab ich mir schon ausdenkt, Herr Pfarrer, und ein Roß will ich werden."

„Ein Roß willst werden? Kannst denn ausschlagen wie ein Roß und kannst auch wiehern?"

„Und das will ich schon lernen. Adjes, Herr Pfarrer."

Der Königshofer hat sein Roß drei Wochen lang studiert, hat das Ausschlagen und das Wiehern gelernt, wie's der Herr Pfarrer verlangt hat. Dann auch das Haferfressen und das Laufen auf allen Vieren, was der Herr Pfarrer vergessen hat. Überhaupt hat der Herr Pfarrer noch viel, viel vergessen.

Der weiß nicht, wie schwer daß es ist, wenn man ein Roß werden soll!

Dem Königshofer klappern die Zähne vor Angst, wie er wieder in den Pfarrhof kommt. „Und ein Roß kann ich halt nit werden, Herr Pfarrer!"

„Warum alsdann nit?"

„Ja, und das hab ich nun alles ausgestudiert, wie daß es ein Roß macht. Aber wie daß es halt die Äpfel verliert unterm Laufen, das hab ich vierzehn Täg probiert und das kann ich halt gar nie nit lernen!"



GEORG QUERI

WIE DER GREWOIERER DOCH IN DEN HIMMEL GEKOMMEN IST

Der Grewoierer ist gestorben und hat sich aufgemacht pfeilgrad nach dem Himmel zu und hat angeklopft mit seinem Gehstecken und zum heiligen Sankt Peterl gesagt, jetzt wär er da und möcht halt hinein — ja, Schnecken!
Ja, Schnecken! hat der heilige Sankt Peterl gesagt. Einen Lumpen wie den Grewoierer tät er gar niemals nicht in den Himmel lassen. Der tät sich ja gut ausnehmen unter den braven Engelein, so einer, der seiner Lebtag den Weibsbildern nachgelaufen ist und alle Nacht an ein anderes Kammerfenster geschoben ist. Da ist's halt nix mit der Heiligkeit!
Sagt der Grewoierer: daraus dürft ihm gar niemand keinen Vorwurf nicht machen, und ob vielleicht nicht andere im Himmel drin wären, die's um kein Haar anders gemacht hätten? Er tät sich schon auskennen und hätt die Legend von den Heiligen so gut im Kopf, daß ihm niemand nix weismachen könnt! Und der und der und die und die von den allerherrgottsöbersten, die hätten's da herunten auf der sündhaften Welt auch einmal soundso und soundso getrieben.

Psssst! hat der heilige Sankt Peterl gemacht und hat eine Angst gehabt, daß die im Himmel drinnen was von dem sündhaften Diskurs hören. „Nicht so laut, Gevatter!"
So, schreit der Grewoierer, ob man auch im Himmel nicht mehr die Wahrheit sagen dürft? Ist auf dieser Erden alles verstunken und verlogen gewesen, und jetzt soll's im Himmel auch nicht anderst sein. Dann täten ihm aber die Engerl leid und der heilige Sankt Peterl auch dazu. Und jetzt tät er grad mit Fleiß die Wahrheit reden und — —
Da hat ihn aber der heilige Sankt Peterl in einen Winkel gezogen und hat gesagt: „Grewoierer, sei staad, und vielleicht laß ich dich doch noch herein! Und wann du mir versprichst, daß du dich gut aufführst im Himmel, so führ ich dich einmal ein bissel umeinander und wann du mir die herausfindest, die, wo die heilige Erzmutter Eva ist, dann können wir noch ein Wörtl miteinandr reden, und dann will ich sagen: Grewoierer, will ich sagen, jetzt darfst halt ein Engelein werden!"
Gut, sie gehen alle zwei durch den Himmel. An die vierzehn Täg sind sie gewandert und dem Grewoierer hat's von einem Tag auf den andern besser gefallen, und er hat die Sach immer noch ein bissel hinausgezogen, weil er sich denkt hat, in die Höll, da ist's immer noch früh genug. Und es hat ihm auch ganz gut gefallen im Himmel, die vielen Engelmusikanten und überhaupt das ewig' Leben.
Aber die vierzehn Täg sind umgangen und der heilige Sankt Peterl hat gesagt: „Weißt, Grewoierer, jetzt muß ein End hergehen, jetzt halt es hübsch genau beieinand mit der ewigen Seligkeit. Und wannst sie heut nicht findst, die Erzmutter Eva, dann wirst halt wieder hinausgeschmissen. Ich hab jetzt keine Zeit mehr für dich, sind in den vierzehn Täg ein ganzer Schub arme Seelen kommen und wollen abgefertigt sein, da muß ich wieder vors Türl hinaus. Und wannst sie nicht findst vor



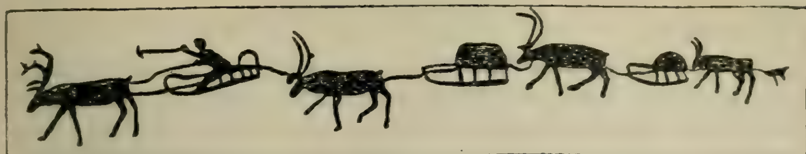
Stillung des Sturms und Heilung des Besessenen
Aus Hieber's Frühmittelalterlichen Miniaturen

dem Elfeläuten, dann weißt, wo der Bartl den Most holt!"
Da geht's aber dem Grewoierer heiß auf unterm Hut. Er schaut auf die Kirchenuhr – halb Elfe ist's schon. Jetzt heißt's aber schnell suchen unter den hunderttausend von Weibern im Himmel.
Schlagt schon dreiviertel.
„Peterl! Peterl!" schreit der Grewoierer auf einmal.
„Hast sie gefunden?"
Richtig, das ist die Erzmutter Eva.
„Du Lump", sagte der heilige Sankt Peterl, „wie hast sie denn herausfinden können unter den hunderttausend?"
Sagt der Grewoierer: „Oh, du dummer Peterl! Siehst denn nicht, daß sie keinen Nabel nicht hat? Weißt denn nicht, daß sie aus einer Rippe gemacht ist?"
Und der Grewoierer ist im Himmel geblieben und ist ein Engelein geworden.





Beardsley: The Baron's Prayer
Aus dem Beardsley-Band der Modernen Illustratoren



Renntierschlitten. Zeichnung eines Tschuktschen.

CHRISTIAN MORGENSTERN

AUTOBIOGRAPHISCHE NOTIZ

Ich wurde am 6. Mai 1871 als einziges Kind des Landschaftsmalers Carl Ernst Morgenstern (Sohnes des Landschaftsmalers Christian Morgenstern) und seiner Ehefrau Charlotte Schertel (Tochter des Landschaftsmalers Josef Schertel) in München geboren und erlebte in unserm gegen Nymphenburg zu gelegenen — aller Kunst und heiteren Geselligkeit geöffneten — Hause mit parkartigem Garten glückliche, eindrucksreiche Kindheitsjahre. Meine Eltern reisten viel, zuerst aus Lebenslust, dann aus Rücksicht auf ein beginnendes Lungenleiden meiner Mutter, und nahmen mich schon von meinem dritten oder vierten Jahre an überall hin mit. Besonders ist mir eine lange Reise durch Tirol, die Schweiz und das Elsaß in Erinnerung, die im wesentlichen in einer von zwei unermüdlichen Juckern gezogenen Kutsche zurückgelegt wurde. Dazwischen und später waren es dann die (damals noch ländlichen) bayerischen Seedörfer Kochel, Murnau, Seefeld, Herrsching, Weßling und noch später schlesische Dörfer am Zobten und im Vorland des Riesengebirges, die dem sehr viel einsamen und stillfrohen Knaben unvergeltbar Liebes erwiesen. Solch freundliches

---

Christian Morgenstern: In Phantas Schloß — Horatius Travestitus. Umschlag von Karl Walser. 2. Auflage. — Auf vielen Wegen. 2. Auflage. — Einkehr. — Ich und Du.

Los ward ihm zumal durch die Lebensführung des Vaters, der als freier Landschafter sowohl, wie dann, als er an die Breslauer Kunstschule berufen worden war, Sommer um Sommer ins Land hinaus zog; wozu noch kam, daß er ihn, als eifriger Jäger, bisweilen in seinen Jagdgebieten und Jagdquartieren mit sich hatte.

Diese Jahre waren grundlegend für ein Verhältnis zur Natur, das ihm später die Möglichkeit gab, zeitweise völlig in ihr aufzugehen.

Sie waren aber auch nötig, denn bald nach seinem zehnten Jahre, in dem er die Mutter verlor, begann der Ansturm feindlicher Gewalten von außen wie von innen. Was sich bisher, gehegt und verwöhnt, daheim und im Freien so durchgespielt hatte — mein Spielen bildet für mich ein eigenes sonniges Kapitel — zeigte sich dem äußeren Leben, wie es vor allem in der Schule herantrat, weniger gewachsen. Es war, als wäre das Leidenserbe der Mutter, das doch erst zwölf Jahre darauf zu wirklichem Kranksein führte, schon damals übernommen worden; denn wenn auch mancher frische Aufschwung immer wieder weiter trieb, so setzten doch mehr und mehr jene dumpfen Hemmungen ein, die ihn wohl nicht hätten so zu Jahren kommen lassen, wenn nicht irgend etwas in ihm ebenso zähe für ihn gestritten und ihn über das Schlimmste immer wieder von neuem hinweggebracht hätte. Vielleicht war es die selbe Kraft, die, nachdem sie ihn auf dem physischen Plan verlassen hatte, geistig fortan sein Leben begleitete und, was sie ihm leiblich gleichsam nicht hatte geben können, ihm nun aus geistigen Welten heraus mit einer Treue schenkte, die nicht ruhte, bis sie ihn nicht nur hoch ins Leben hinein, sondern zugleich auf Höhen des Lebens hinauf den Weg hatte finden sehen, auf denen der Tod seinen Stachel verloren und die Welt ihren göttlichen Sinn wiedergewonnen hat.

Sie mag ihm auch den Jugend- und Lebensfreund zugeführt haben, Friedrich Kayßler, dem die Sammlung „Auf vielen Wegen“ (und wie viel anderes!) mit dem Danke gehört: „Wär der Begriff des Echten verloren / In Dir wär er wiedergeboren“.

* * *

In meinem 16. Jahre etwa wurde mir das erste Glück philosophischer Gespräche. Schopenhauer, vor allem, auch schon die Lehre von der Wiederverkörperung traten in mein Leben ein. Es folgte, Anfang der Zwanziger, Nietzsche, dessen suchende Seele mein eigentlicher Bildner und die leidenschaftliche Liebe langer Jahre wurde.
Die Aufgabe, Ibsens Verswerke zu übertragen, führte mich 1898 nach Norwegen. Ich lernte Henrik Ibsens teure Person kennen und durfte in den Übersetzungen von „Brand“ und „Peer Gynt“ mich innerlichst mit ihm verbinden.
Das Jahr 1901 sah mich über den „Deutschen Schriften“ Paul de Lagardes. Er erschien mir — Wagner war mir damals durch Nietzsche entfremdet — als der zweite maßgebende Deutsche der letzten Jahrzehnte, wozu denn auch stimmen mochte, daß sein gesamtes Volk seinen Weg ohne ihn gegangen war.
Noch 6 Jahre darauf schrieb ich in mein Taschenbuch:

Zu Niblum will ich begraben sein,
am Saum zwischen Marsch und Geest.

Zu Niblum will ich mich rasten aus
von aller Gegenwart.
Und schreibt mir dort auf mein steinern Haus
nur den Namen und: „Lest Lagarde!“
Ja, nur die zwei Dinge klein und groß:
Diese Bitte und dann meinen Namen bloß.
Nur den Namen und: „Lest Lagarde!“

Das Inselchen Mutterland dorten, nein,
das will ich nicht verschmähn.
Holt mich doch dort bald die Nordsee heim
mit steilen, stürzenden Seen —
das Muttermeer, die Mutterflut . . .
o wie sich gut dann da drunten ruht,
tief fern von deutschem Geschehn!

* * *

Inzwischen war dem Fünfunddreißigjährigen Entscheidendes geworden. Natur und Mensch hatten sich ihm endgültig vergeistigt. Und als er eines Abends wieder einmal das Evangelium nach Johannes aufschlug, glaubte er es zum ersten Male wirklich zu verstehen.

Die nächsten Jahre — des Austragens, Ausreifens, zu Ende Denkens — überstand er so, wie er sie überstand, eigentlich nur, weil ihm Gesundheit und Mittel fehlten, sich irgendwohin zurückzuziehen, wo er in völliger Unbekanntheit seine Tage hätte vollenden dürfen. Er war doppelt geworden und in der wunderlichen Verfassung, sich, sozusagen, groß oder klein schreiben zu können. (In „Einkehr“, „Ich und Du“ und einer Sammlung Aufzeichnungen findet sich Einiges aus diesem Abschnitt.)

Er konnte in einem Kaffeehause sitzen und fühlen:

„So von seinem Marmortischchen aus, seine Tasse vor sich, zu betrachten, die da kommen und gehen, sich setzen und sich unterhalten, und durch das mächtige Fenster die draußen hin und her treiben zu sehen, wie Fischgewimmel hinter der Glaswand eines großen Behälters, — und dann und wann der Vorstellung sich hinzugeben: Das bist Du! — Und sie alle zu sehen, wie sie nicht wissen, wer sie sind, wer da, als sie, mit SICH selber redet und wer sie aus meinen Augen als SICH erkennt und aus ihren nur als sie!“ . . .

Und doch war solches Erkennen nur erst ein Oberflächen-Erkennen und darum letzten Endes noch zur Unfruchtbarkeit verurteilt.

* * *

So kam das Jahr 1908 —

„Da traf ich Dich, in ärgster Not: den Andern!
Mit Dir vereint, gewann ich frischen Mut.
Von neuem hob ich an, mit Dir, zu wandern,
und siehe da: Das Schicksal war uns gut.
Wir fanden einen Pfad, der klar und einsam
empor sich zog, bis, wo ein Tempel stand.
Der Steig war steil, doch wagten wir's gemeinsam.
Und heut noch helfen wir uns, Hand in Hand."

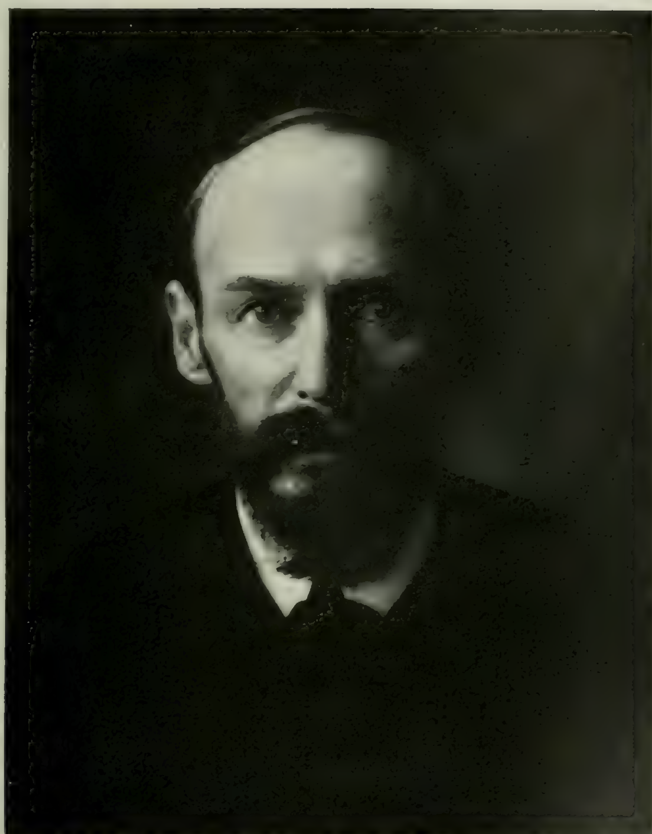
Der Andre war Sie, die mein Leben fortan teilte; der Pfad war der Weg theosophisch-anthroposophischer Erkenntnisse, wie sie uns heute, in einziger Weise, durch Rudolf Steiner vermittelt werden.
In dieser Persönlichkeit lebt ein großer spiritueller Forscher „ein ganz dem Dienste der Wahrheit gewidmetes Leben" vor uns und für uns dar.
Vor ihm darf auch der Unabhängigste sich von neuem besinnen und revidieren, vor ihm hat dies jedenfalls der getan, der immer am liebsten dem Worte nachleben wollte: — Vitam impendere vero.

CHRISTIAN MORGENSTERN

SONNENAUFGANG

Aus „In Phantas Schloß“ 1895

Wer dich einmal sah
Vom Söller des Hochgebirgs,
Am Saum der Lande
Emporsteigen,
Aus schwarzem Waldschooß
Emporgeboren,
Oder purpurnen Meeren
Dicht leicht entwiegend —
Wer dich einmal sah
Die bräutliche Erde
Aufküssen
Aus Morgenträumen,
Bis sie, von deiner Schwüre
Flammenodem
Heiß errötend,
Dir entgegenblühte,
In der zitternden Scham,
In dem ahnenden Jubel
Jungfräulicher Liebe —
Der breitet die Arme
Nach dir aus,
Dem lösest die Seele du
In Seufzer
Tiefer Ergriffenheit,



Chr. Morgenstern.

O, der betet dich an,
Wenn beten heißt:
Zu deiner lebenschaffenden
Glutenliebe
Ein Ja und Amen jauchzen —
Wenn beten heißt:
In den Ätherwellen des Alls
Bewußt mitschwingen,
Eins mit der Ewigkeit,
Leibvergessen, zeitlos,
In sich der Ewigkeit
Flutende Akkorde —
Wenn beten heißt:
Stumm werden
In Dankesarmut,
Wortlos
Sich segnen lassen,
Nur Empfangender,
Nur Geliebter . . .
Wer dich einmal sah
Vom Söller des Hochgebirgs!

CHRISTIAN MORGENSTERN

EINEM ZWEIFLER

Aus „Einkehr" 1909

Sag' nicht: dies ist nicht vorzustellen,
Nicht auszudenken! Eines Tages
Erscheint ein Mensch bestimmten Schlages
Und steigt hinunter zu den Quellen.

Und trägt vom Urborn der Natur
Zwei Hände voll ins lichte Leben.
Und als Erfahrung bleibt gegeben,
Was Vorzeit nur als Traum erfuhr.

Und wie sie kommen all und trinken,
Verwandelt Sinn sich und Gesicht:
Wie Schleier scheint's hinwegzusinken,
Und Dunkelstes wird seltsam Licht.

CHRISTIAN MORGENSTERN

LEBENSSPRUCH

Aus „Ich und Du“ 1910

Nun wollen wir uns still die Hände geben
und vorwärts gehen, fromm, fast ohne Zagen,
und dieses größte Lebenswagnis wagen:
Zwei miteinander ganz verschlungne Leben.

Und wollen unermüdlich weiterweben
an den für uns nun völlig neuen Tagen
und jeden Abend, jeden Morgen fragen,
ob wir auch ganz Ein Ringen und Ein Streben.

Auch ganz Ein unersättlich Langen, Dürsten,
im Maß des Körperlichen, das uns eigen,
uns immer geistiger emporzufürsten:

Daß wir Eines Pfeiles Schaft am Schlusse
ineinsverflochten und in Einem Schusse
ein neues Reich höhrer Geburt ersteigen.

CHRISTIAN MORGENSTERN

GEBET

Aus einer nächstens erscheinenden Sammlung

Gib mir den Anblick deines Seins, o Welt..
Den Sinnenschein laß langsam mich durchdringen..

So wie ein Haus sich nach und nach erhellt,
bis es des Tages Strahlen ganz durchschwingen —
und so wie wenn dies Haus dem Himmelsglanz
noch Dach und Wand zum Opfer könnte bringen —
daß es zuletzt, von goldner Fülle ganz
durchströmt, als wie ein Geisterbauwerk stände,
gleich einer geistdurchleuchteten Monstranz:

So möchte auch die Starrheit meiner Wände
sich lösen, daß dein volles Sein in mein,
mein volles Sein in dein Sein Einlaß fände —
und so sich rein vereinte Sein mit Sein.

CHRISTIAN MORGENSTERN

KLEINE GESCHICHTE

Aus „Auf vielen Wegen“ 1908, Neue Ausgabe 1911

Litt einst ein Fähnlein große Not,
halb war es gelb, halb war es rot
und wollte gern zusammen
zu einer lichten Flammen.

Es zog sich, wand sich, wellte sich,
es knitterte, es schnellte sich, —
umsonst! es mocht nicht glücken
die Naht zu überbrücken.

Da kam ein Wolkenbruch daher
und wusch das Fähnlein kreuz und quer,
daß Rot und Gelb zerflossen,
voll Inbrunst sich genossen.

Des Fähnleins Herren freilich war
des Vorgangs Freudigkeit nicht klar, —
indes, die sich besaßen,
nun alle Welt vergaßen.

CHRISTIAN MORGENSTERN

SCHULFEIER

Aus dem „Horatius Travestitus“ 1911

Mein Neffe schrieb mir jüngst:
„Ich bin ganz stolz, ich war
Beim letzten Fest der Punkt
Vom i, was sagst du nun?

Das eigentliche i,
Das war Hans, Hinz und Kunz, —
Ich aber war der Punkt;
Denn unser Rektor hat

Uns so gestellt, du weißt,
Die ganze Klasse, so,
An fünfzig Jungens, daß
Das Wort heraus kam: Heil?

Mir aber, als dem Punkt,
Ward das besondre Glück:
Es fragte mich ein — Prinz:
Wie heißt du, Kleiner? — doch

Da hob der Rektor schon
Die beiden Arm' und: Heil!
So schrien wir allesamt.
Und dann gab's Bier vom Faß“.



Franz Reinhardt: Simson erschlägt die Philister
Aus Reinhardt, Simson. 42 Federzeichnungen. Verkleinert

WILHELM MICHEL

EINLADUNG ZUM SCHLAF

Aus dem „Zuschauer“

Alle Dinge dieser Erde
Stehn in abendlichem Licht,
Und mit holder Trostgebärde
Steht die Trauer auf und spricht:

Sieh, es muß der Regen fallen,
Sinken muß der müde Tag.
Leben tut ja mit euch allen,
Was es muß und was es mag.

So entgürte deine Kräfte,
Gib dich auf und sei gesellt,
Und aus schwülem Drang der Säfte
Wachse an das Herz der Welt.

Bist doch nimmermehr betrogen,
Stehst nicht in der Nacht allein.
Nah und fern ist dir gewogen,
Näh' und Ferne, sie sind dein.

Und des Lebens Wellen gehen
Tief mit deiner Flut vereint.
Schlafen heißt nur auferstehen,
Schlafen heißt hinübergehen,
Wo dir alles lind und freund.

Horch! Die Nacht wird reif und stille,
Sieh! Die ersten Träume weh'n.
Aus der Armut in die Fülle —
Willst du noch nicht schlafen gehn?



Corot: Träumerei
Aus Meier-Graefe's Corot

MARGARETE SUSMAN

WIR TAUCHEN EMPOR

Aus den „Neuen Gedichten"

Wir tauchen empor und wandern
Und gehen verirrend fort,
Und still sagt einer dem andern
Das alte unsterbliche Wort.

Es lebt und rauschet weiter,
Wie schwer wir es verstehn,
Die über die leuchtende Leiter,
Ruhlose Schatten, gehn.

Ich bin hinab gegangen,
Ich seh' in den starren Schein —
Alles ist lange vergangen
Und alles wird morgen sein.



Satyr und schlafende Mänade
Aus Buschor, Griechische Vasenmalerei

GRIECHISCHE LIEBESGEDICHTE

Rosenhändlerin.

Rosen und rosige Schönheit besitzest du. Was denn verkaufst du?
Rosen, oder dich selbst, oder sie beide zugleich?

Die Lampe spricht.

Mich, den silbernen Leuchter, Genossen der nächtlichen Liebe,
Hat einst Flakkos geschenkt Nape, der treulosen Maid.
Neben dem Bette stehend verzehrt' ich mich, schauend die Greuel,

Die die schändliche Maid alle darinnen begeht.
Dich, Freund Flakkos, verzehren in schlaflosen Nächten die Sorgen
Und wir brennen zumal, die voneinander so fern.

Einseitige Liebe.

Konntest mit einer Flamme du nicht zwei Herzen entzünden,
Liebe, so nimm sie auch mir oder verbrenne mich ganz!

Wohlfeil kuriert.

Die Sthenelais, die Stadtentzündende, Teuerbezahlte,
Welche die Wünschenden all überschütten mit Gold,
Hat ganz nackt ein Traum in der Nacht mir zur Seite gezaubert;
Bis zum lieblichen Licht hat sie mir alles gewährt.
Nicht mehr werd' ich nun knie'n vor der Grausamen; werde für mich nicht
Forthin weinen; der Schlaf hat es mir alles gewährt.

Ebenso.

Hatte die Danae Zeus für Geld, ich habe für Geld dich.
Denn ich könnte doch nicht mehr noch geben als Zeus!

Liebesrausch.

Werfen wir, Liebliche, fort die Gewänder, damit sich die nackten
Glieder, zu nackten gedrängt, süßer Verschlingungen freu'n.
Nichts sei zwischen uns mehr. Denn eine Semiramismauer
Scheint mir noch dies dein dünn hüllendes Spinnegeweb.
Enger die Brüst' und die Lippen vereint! Doch das andre, mit Schweigen
Sei es bedeckt; denn verhaßt bleibt mir der plaudernde Mund.

An Philinna.

Lieber als alle Säfte der Jugend sind mir, o Philinna,
Deine Furchen, und mehr sehn' ich dein Äpfelpaar
Mich mit der Hand zu umspannen, das schon schwerköpfig die Knospen
Senkt, als die türmende Brust eben erblühten Geschlechts:
Weil mir dein Herbst noch dem Frühling der übrigen Mädchen vorangeht,
Wärmer dein Winter mir weit scheint als ihr Sommer zu sein.

Mit Geringerem zufrieden.

Wieder Veilchengeflecht und Musika, wieder von Chios
Wein und wiederum auch Myrrhe von Syrien her,
Wiederum schwärmen, und wieder ein durstiges Dirnchen besitzen
Mag ich nicht mehr; mir ist diese Verrücktheit verhaßt.
Doch mit Narkissosblumen umwindet mich, lasset mich Flöten
Hören, mit Krokosöl salbt die Gelenke mir ein,
Tränket die Lungen mir auch mit mythileneischen Bakchos,
Und aus einer Spelunk' hängt mir ein Jüngferchen an.

Kurze Rührung.

Während ich Prodiken jüngst zur erwünschtesten Stunde allein fand,
Schlang ich die flehende Hand um das ambrosische Knie.
Rette, so fleht' ich, o rette den Liebenden, welchem nur wenig
Atem und Leben noch blieb; gönn' ihm den fliehenden Rest.
Tränen entfielen ihr, während ich sprach; dann, trocknend die Augen,
Warf sie mit lieblicher Hand mich zu der Türe hinaus.



Alfred Kubin: Illustration zu Dostojewskis „Doppelgänger"

KANDINSKY

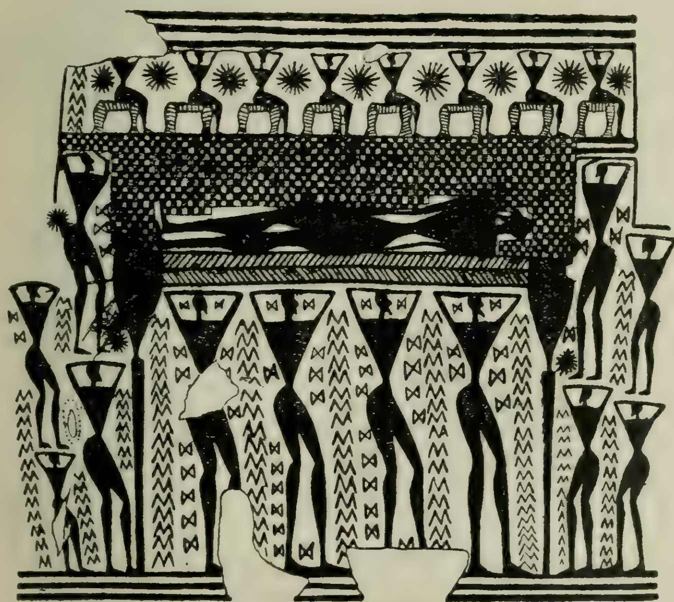
FAGOTT

Aus den „Klängen".

Ganz große Häuser stürzten plötzlich. Kleine Häuser blieben ruhig stehen.
Eine dicke harte eiförmige Orangewolke hing plötzlich über der Stadt. Sie schien an der spitzen Spitze des hohen hageren Rathausturmes zu hängen und strahlte violett aus.

Ein dürrer, kahler Baum streckte in den tiefen Himmel seine zuckenden und zitternden langen Äste. Er war ganz schwarz, wie ein Loch im weißen Papier. Die vier kleinen Blätter zitterten eine ganze Weile. Es war aber windstill.
Wenn aber der Sturm kam und manches dickmäurige Gebäude umfiel, blieben die dünnen Äste unbeweglich. Die kleinen Blätter wurden steif: wie aus Eisen gegossen.
Eine Schar Krähen flog durch die Luft in schnurgerader Linie über die Stadt.
Und wieder plötzlich wurde alles still.
Die Orangewolke verschwand. Der Himmel wurde schneidend blau. Die Stadt gelb zum Weinen.
Und durch diese Ruhe klang nur ein Laut: Hufeisenschläge. Da wußte man schon, daß durch die gänzlich leeren Straßen ein weißes Pferd ganz allein wandert. Dieser Laut dauerte lange, sehr, sehr lange. Und man wußte deswegen nie genau, wann er aufhörte. Wer weiß, wann die Ruhe entsteht?
Durch gedehnte, lang gezogene, etwas ausdruckslose, teilnahmslose, lange, lange in der Tiefe sich im Leeren bewegende Töne eines Fagotts wurde allmählich alles grün. Erst tief und etwas schmutzig. Dann immer heller, kälter, giftiger, noch heller, noch kälter, noch giftiger.
Die Gebäude wuchsen in die Höhe und wurden schmäler. Alle neigten sie zu einem Punkt nach rechts, wo vielleicht der Morgen ist.
Es wurde wie ein Streben dem Morgen zu bemerkbar.
Und noch heller, noch kälter, noch giftiger grün wurde der Himmel, die Häuser, das Pflaster und die Menschen, die darauf gingen. Sie gingen fortwährend, ununterbrochen, langsam, stets vor sich schauend. Und immer allein.
Eine große, üppige Krone bekam aber dementsprechend der kahle Baum. Hoch saß diese Krone und hatte eine kompakte,

wurstartige, nach oben geschweifte Form. Diese Krone allein war so grell gelb, daß kein Herz es aushalten würde.
Es ist gut, daß keiner der da unten gehenden Menschen diese Krone gesehen hat.
Nur das Fagott bemühte sich diese Farbe zu bezeichnen. Es stieg immer höher, wurde grell und nasal in seinem gespannten Ton.
Wie gut das ist, daß das Fagott diesen Ton nicht erreichen konnte.



Frühgriechisch: Bestattungsszene. Vasenbild
Aus Hausenstein's Nacktem Menschen in der Kunst. Große Ausgabe



Krieger im Kampfe mit zwei Wölfen
Ziegeldruck. Aus Kurth, Der japanische Holzschnitt. Abriß



Sharaku: Schauspieler. Farbholzschnitt
Aus Kurth's Sharaku



Hans Holbein d. J.: Jakob segnet seine Söhne

Aus Worringer, Die Altdeutsche Buchillustration

PAUL STEFAN

VERKLÄRUNG DURCH DAS WERK

Ein Epilog zu Gustav Mahlers Leben.

Sind es wirklich erst drei, noch nicht drei Jahre, seit wir die Tage von München erlebten, die Vorbereitungen zur faustischgroßen Symphonie? Drei Jahre, seit mir (es war während der Strauß-Woche) plötzlich bei einer Vormittagsprobe das wundersame Orchester lebendig wurde? Worauf dann Mahler nach Wien fuhr und den Chor des Singvereins prüfte, Berichte von Leipzig empfing, vielerlei verfügte und bald, zum letzten-

---

Paul Stefan, Gustav Mahler. Dritte Auflage. — Gustav Mahler. Ein Bild seiner Persönlichkeit in Widmungen. Mit Beiträgen von Hauptmann, Strauß, Hofmannsthal, Bahr, Reger, Pfitzner, Rodin, Klimt und Anderen.

mal, in seine Einsamkeit von Schluderbach versank. Dann kam die erste Septemberwoche mit ihren harten Proben, acht Tage, in denen sich die Form und der innere Sieg der Aufführung entschied. Und dann die Tage, an denen dieser innere Sieg die Tausende von Hörern ergriff. Dies war, so fühlten wir, der Höhepunkt eines Lebens. Doch wie nahe dem Ende! Trotzdem — eine gleichsam überirdische Peripetie.
Acht Monate, und der Reichtum dieses Seins war erloschen. Gustav Mahler war tot.
Was würde dieses jähe Ende für seinen Namen, für sein Werk bedeuten? Die alten und die neuen Freunde fragten es besorgt. Würde der große Flug dieser Achten Symphonie verloren und gebrochen sein? Würde nun das Werk, dieses überlebende Werk, nicht des bedeutendsten Fürsprechers entbehren? Sagte man uns nicht, die Kompositionen Mahlers müßten von ihrem Schöpfer vermittelt werden, sonst hätten sie so gut wie nichts zu bedeuten? Nur der Dirigent Mahler könne diesen Liedern, diesen Symphonien für die Stunden eines Abends ihr trügerisches Leben einhauchen, nur sein dämonischer Wille oder auch „Ehrgeiz“, dies allein sei imstande, diese Werke zu tragen; der Dirigent allein rechtfertige den Komponisten. ... Und das Schlimmste, wir mußten es uns gestehen, das Schlimmste war, daß in diesen Reden jener Keim von Wahrheit stak, der jede Unwahrheit erst möglich macht. In der Tat, man wird wohl Mahlers Werke kaum wieder so hören wie unter Mahler selbst. Aber — oder vielleicht müßte ich „denn“ sagen — auch andere Werke nicht. Sein Dirigieren war Vollkommenheit. Ich spreche nicht vom Technischen. Diese einzige Persönlichkeit war es, die sich mitteilte; die Ausführende und Hörer, die alle und jedes Mal in ihren Bann schlug. Hypnose? Gewiß, aber noch viel mehr: Hier waltete ein Geheimnis. Das metaphysische Bedürfnis eines jeden traf auf

Erfüllung. Nicht nur ein unvergleichlicher Künstler offenbarte sich, sondern auch ein Sucher, ein Verkünder, ein Lehrer, ein Mensch. Und aus seinem, aus unserem Erleben, aus solchen Erlebnissen kamen dann die Werke, kam jedes Werk, das ihm anvertraut war.

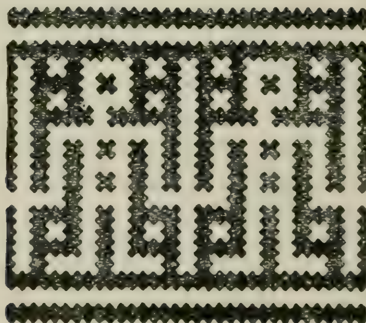
Was er also den eigenen Werken gab, war nur die gleiche Fülle, die er auch sonst verschenkte, oft wahllos verschenken mußte. Und nur weil sie darin auf ein weiteres Stück von seinem Selbst traf, konnte jene falsche Meinung entstehen, die dann geflissentlich genährt wurde.

Aber kaum war Gustav Mahler tot, so schien es, als sei ein höheres Wesen in ihm frei und lebendig geworden. Mühelos erhielt der Tote das Recht, das die Welt dem lebenden Genius nur eben noch zögernd, und erst ein einziges Mal zugestanden hatte. Feiern reihten und drängten sich. Vielleicht kamen sie nicht immer aus reiner Meinung; aber sie wirkten das Rechte. Die Lieder, endlich zu ganzen Abenden vereint, eroberten Künstler und Laien; die symphonischen Werke wurden alle, alle gehört und gaben ein aufrechtes Bild von ihrem Schöpfer. Mochte man es mit Liebe oder Haß betrachten, es war da, und seine Kraft war jäh und groß. Die Achte Symphonie aber, an die sich in den letzten Monaten dieses Lebens seit München niemand herangewagt hatte, fand plötzlich Wege und Mittel. Acht Städte führten sie unter dem Druck des Todes auf. Danach war zu besorgen, daß die zweite Spielzeit der Konzertunternehmungen die frühere unbekümmerte Trägheit zurückbringen würde. Aber wenn auch von dem Überschwall ein wenig ablief, es blieb genug übrig. Die nachgelassenen Werke begannen ihren Weg. War doch der Neunten Symphonie selbst in Wien die Ehre widerfahren, auf einem Musikfest neben der Neunten Beethovens und Bruckners zu stehen. Und — sie hatte in diesem seltsamen Rahmen ihren Wert behalten.

Die Theater erinnerten sich seiner Bearbeitungen des Figaro, des Oberon. Die Wiener Hofoper, sogar die Wiener Hofoper, gab den Fidelio, den Don Giovanni so, wie er es angeordnet hatte. Nur er selber und seine allgegenwärtige Lebendigkeit mußte fehlen.

So hat ihn in diesen zwei Jahren, seit er uns unsichtbar ward, sein Werk verklärt. Im wahrsten Sinne verklärt. Denn seine Erscheinung ist heute schon von fast mythischer Größe. Nicht nur unter Musikern, nicht nur unter solchen, denen seine Taten Ereignis geworden sind, sondern gerade einem neuen Geschlecht, einer heraufkommenden Jugend. Einige Briefe sind bekannt geworden, die er einst in Hast, in der Wirrnis der Stunde geschrieben hat. Sie genügten, einen großen Geist zu verraten, der sich nur eben auf der Bühne und in Werken der Musik in Kunst gewandelt hatte, der aber ebenso gut vieles, alles andere hätte erfassen können. Oder vielleicht gar erfaßt hat? Spätere Jahre werden es lehren. Aber wir dürfen an Schätze glauben.

Schon eifern ihm viele nach. Und doch ist dieses Gestirn erst im Aufgang.



Menschenfiguren. Arauakenflechtwerk

HANS THOMA

AN FRAU HELENE BÖHLAU-AL RASCHID BAY

Hochverehrte Frau!

Ich komme gar lange nicht dazu Ihnen für Ihre Gabe, das Buch Ihres Gemahls, zu danken, obgleich ich es gleich als eine gar köstliche Gabe aufgenommen habe.

Ich lese seitdem darin, denn so ein reifes Produkt muß langsam gelesen werden und ich würde gewiß Schwierigkeiten haben, wenn nicht die Upanischad in der Übersetzung von Deußen mir schon recht vertraut wären und mir ihr Geist schon manchen Lebenstrost gegeben hätte.

Durch al Raschid Bey sind die Upanischad deutsch geworden, sie sind ganz umgeschaffen in den Geist der deutschen Sprache und ich bin immer wieder erstaunt aus welchem tiefen Urquell der Sprache dies alles geschöpft ist. — So wirkt es aber auch auf jeden, der es vertragen kann erfrischend und stärkend wie eines Bergquells Trank. Auf den, der es ertragen kann! Auf diesem Urgrund des menschlichen Denkens, auf diese kristallklare Reinheit des menschenmöglichen Begriffes über das Wesen des Weltbestandes werden gar viele nicht hingehen können.

Was durch die Sprache ausgedrückt werden kann, hier ist es geleistet und hinter dem Organismus der Sprache erhebt sich

ahnungsvolles Seelengeheimnis der Welt, das nicht mehr ausgesprochen werden kann, wo dann das Ich in reiner Erkenntnis sich anbetend beugt vor dem Göttlichen. Dies Beugen ist hinneigen und bedeutet für uns Vereinigung mit der Gottheit. Für mich ist „Das hohe Ziel der Erkenntnis" die deutsch gewordene Grundlage aller Philosophie, ein Urquell des Denkens ist hier verdeutlicht und vereinfacht worden.
Aber in dem Buch ist auch die Grundlage aller Religion zu finden und so kann ich meinen frommen Christenglauben ganz mit demselben in Übereinstimmung bringen. Es ist ja auch hier die unsterbliche Seele, das Ich, das an der Welt des Scheins in dem Menschengott Christus sein Symbol gefunden hat, mit dem es sich vereinigen will.
Das ist das Wesen jeder Frömmigkeit, Worte sind Rauch und Schall und nur für die Sinnlichkeit geformte Symbole zum Ausdruck und Verständnis von all' dem, was in der Urtiefe der Seele nach dem hohen Ziele deutlicher Erkenntnis ringt.
So meine ich, daß durch solche Erkenntnissymbole sich die Wahrheit des Christentums vertiefen könnte, dessen Wesen doch auch in der Loslösung von den Banden des Verlangens besteht — in dem das Verlangen der Seele nach Seligkeit so stark sich ausdrückt — der Gang durch Samsara nach Nirvâna.
Ich habe nun auch die Welt durchwandert, daß ichs fast müde bin und nun ist das Buch, das Sie mir schickten, etwas wie ein letzter Labetrunk, so ist das, was ich Ihnen zu sagen habe, mehr als das, was man mit dem Worte „Dank" ausdrücken kann.

Verehrungsvoll

Ihr ergebener

Hans Thoma.

DIE LETZTEN TAGE GOTAMO BUDDHOS

Übersetzt von Karl Eugen Neumann

Da hat denn der Erhabene eines Morgens sich gerüstet Mantel und Schaale genommen und den Weg nach Vesālī beschritten, um Almosenspeise. In der Stadt von Haus zu Haus tretend kehrte der Erhabene mit den erhaltenen Brocken zurück, nahm das Mahl ein, und wandte sich nun an den ehrwürdigen Ānando:

„Versieh' dich, Ānando, mit der Sitzmatte: nach dem Pāvāler Baumfrieden, da wollen wir uns hinbegeben, bis gegen Abend dort verweilen."

„Wohl, o Herr", sagte da gehorsam der ehrwürdige Ānando zum Erhabenen; und er versah sich mit der Sitzmatte und ging, dem Erhabenen rückwärts immer folgend, nach.

So begab sich denn der Erhabene nach dem Pāvāler Baumfrieden hin und nahm, dort angelangt, auf dem vorbereiteten

---

Die letzten Tage Gotamo Buddhos. Aus dem großen Verhör über die Erlöschung Mahāparinibbānasuttam des Pāli-Kanons übersetzt von Karl Eugen Neumann. Mit authentischen Bildbeigaben. — Um auf knappem Raum eine einigermaßen geschlossene Episode geben zu können, mußten wir uns leider zu einigen Kürzungen entschließen und die so beziehungsreichen Anmerkungen und Exkurse des Übersetzers weglassen. — Die Reden Gotamo Buddhos. Längere Sammlung (Dīghanikāyo). In drei Bänden. Bisher erschienen zwei Bände. — Die Reden Gotamo Buddhos. Sammlung der Bruchstücke. (Suttanipāto). In einem Bande.

Sitze Platz. Der ehrwürdige Ānando aber verbeugte sich ehrerbietig vor dem Erhabenen und setzte sich beiseite nieder. An den ehrwürdigen Ānando, der da beiseite saß, wandte sich nun der Erhabene also:
„Schön gelegen ist, Ānando, Vesālī, schön gelegen der Udener Park, schön gelegen der Garten der Gotamiden, schön gelegen der Siebenmangohain, schön gelegen der Hügel mit dem Vielblätterlaub, schön gelegen das Grabmal an der Sarandadā, schön gelegen der Pāvāler Baumfrieden. — Wer auch immer, Ānando, die vier Machtgebiete geübt, gepflegt, ausgeführt, ausgebildet, angewendet, durchgeprüft, durchaus entrichtet hat, der könnte, Ānando, wenn ihn danach verlangte, ein Weltalter durchbestehn, oder bis zu Ende des Weltalters. Der Vollendete hat, Ānando, die vier Machtgebiete geübt, gepflegt, ausgeführt, ausgebildet, angewendet, durchgeprüft, durchaus entrichtet; bei Verlangen danach, Ānando, könnte der Vollendete ein Weltalter durchbestehn, oder bis zu Ende des Weltalters."
Ob nun gleich also dem ehrwürdigen Ānando vom Erhabenen ein wichtiger Wink, ein wichtiger Hinweis gegeben war, hat er es nicht zu merken vermocht, hat nicht den Erhabenen gebeten: ‚Bestehn, o Herr, möge der Erhabene das Weltalter durch, bestehn möge der Willkommene das Weltalter durch, vielen zum Wohle, vielen zum Heile, aus Erbarmen zur Welt, zum Nutzen, Wohle und Heile für Götter und Menschen!', als wie da vom Bösen im Geiste umgarnt.
Ein zweites Mal aber, und ein drittes Mal hat der Erhabene sich also an den ehrwürdigen Ānando gewandt:
„Schön gelegen ist, Ānando, Vesālī, schön gelegen der Udener Park, schön gelegen der Garten der Gotamiden, schön gelegen der Siebenmangohain, schön gelegen der Hügel mit dem Vielblätterlaub, schön gelegen das Grabmal an der Sarandadā,



Gauguin: Tahitierin mit Fächer
Aus der Gauguin-Mappe. Verkleinert

schön gelegen der Pāvāler Baumfrieden. — Wer auch immer, Ānando, die vier Machtgebiete geübt, gepflegt, ausgeführt, ausgebildet, angewendet, durchgeprüft, durchaus entrichtet hat, der könnte, Ānando, wenn ihn danach verlangte, ein Weltalter durchbestehn, oder bis zu Ende des Weltalters. Der Vollendete hat, Ānando, die vier Machtgebiete geübt, gepflegt, ausgeführt, ausgebildet, angewendet, durchgeprüft, durchaus entrichtet; bei Verlangen danach, Ānando, könnte der Vollendete ein Weltalter durchbestehn, oder bis zu Ende des Weltalters."

Ob nun gleich also dem ehrwürdigen Ānando vom Erhabenen ein wichtiger Wink, ein wichtiger Hinweis gegeben war, hat er es nicht zu merken vermocht, hat nicht den Erhabenen gebeten: ‚Bestehn, o Herr, möge der Erhabene das Weltalter durch, bestehn möge der Willkommene das Weltalter durch, vielen zum Wohle, vielen zum Heile, aus Erbarmen zur Welt, zum Nutzen, Wohle und Heile für Götter und Menschen!', als wie da vom Bösen im Geiste umgarnt.

Da hat denn der Erhabene zum ehrwürdigen Ānando gesagt: „Geh' hin, Ānando, wie es dir nun belieben mag."

„Wohl, o Herr", sagte da gehorsam der ehrwürdige Ānando zum Erhabenen, stand vom Sitze auf, verbeugte sich ehrerbietig vor dem Erhabenen, ging rechts herum und setzte sich, nicht weit entfernt, an der Wurzel eines anderen Baumes nieder.

Da ist nun Māro der Böse, nicht lange nachdem der ehrwürdige Ānando gegangen war, zum Erhabenen herangekommen und beiseite gestanden. Beiseite stehend hat dann Māro der Böse zum Erhabenen also gesprochen:

„Erlöschen möge jetzt, o Herr, der Erhabene, erlöschen möge der Willkommene! Zur Erlöschung ist es jetzt Zeit, o Herr, für den Erhabenen. Verheißen hat ja einst, o Herr, der Er-

habene die Worte: Nicht eher werde ich, Böser, zur Erlöschung eingehn, solange Mönche bei mir nicht Jünger geworden sind, augenfällige, auserprobte, mit freiem Antlitz, in Sicherheit geborgen, vielerfahren, Hüter der Lehre, der Lehre lehrgemäß nachfolgend auf dem geraden Pfade vorschreiten werden und der Lehre gemäß wandelnd die eigene Meisterschaft erworben haben und anzuzeigen, aufzuweisen, darzulegen, darzustellen, zu enthüllen, zu entwickeln, offenbar zu machen vermögen, einen von anderen vorgebrachten Einwand nach Rechtens wohlabgewehrt abwehren können, gut erfaßbar die Lehre aufweisen werden. — Heute nun aber sind, o Herr, Mönche des Erhabenen Jünger, augenfällige, auserprobte, mit freiem Antlitz, in Sicherheit geborgen, vielerfahren, Hüter der Lehre, der Lehre lehrgemäß nachfolgend schreiten sie auf dem geraden Pfade vor, haben der Lehre gemäß wandelnd die eigene Meisterschaft erworben und vermögen sie anzuzeigen, aufzuweisen, darzulegen, darzustellen, zu enthüllen, zu entwickeln, offenbar zu machen, können einen von anderen vorgebrachten Einwand nach Rechtens wohlabgewehrt abwehren, weisen gut erfaßbar die Lehre auf. Erlöschen möge jetzt, o Herr, der Erhabene, erlöschen möge der Willkommene! Zur Erlöschung ist es jetzt Zeit, o Herr, für den Erhabenen." . . . .

Also angegangen hat der Erhabene zu Māro dem Bösen da gesagt:

„Sei du unbesorgt, Böser, binnen kurzem wird es mit dem Vollendeten zur Erlöschung kommen: heute über drei Monate wird der Vollendete zur Erlöschung eingehn."

Da hat denn der Erhabene am Pāvāler Baumfrieden klar und wohlbewußt den Dauergedanken entlassen.

Mit dem Entlassen des Dauergedankens durch den Erhabenen war aber ein gewaltiges Zittern über die Erde gegangen, ein

Erschauern und ein Erschaudern, und der Wolken rollende Donner dröhnten dahin. Da ließ nun der Erhabene, bei solchem Anblick eben dazumal tiefaufatmend, dies verlauten:

„Gemein und ungemein, was geworden ist,
Gedanken an Dasein entlassen hat der Mönch:
In sich besäligt, innig geeint,
Zerriß wie ein Panzerhemd er den Selbstbestand."

Alsbald aber sagte sich da der ehrwürdige Ānando: ‚Erstaunlich, fürwahr, außerordentlich, fürwahr! Ein gewaltiges Zittern war es über die Erde, ein ganz gewaltiges Zittern über die Erde wars, ein Erschauern und ein Erschaudern, und der Wolken rollende Donner dröhnten dahin. Was mag wohl der Grund, was die Ursache sein, daß ein gewaltiges Zittern über die Erde zur Erscheinung kam?' Da begab sich denn der ehrwürdige Ānando zum Erhabenen hin, verbeugte sich vor dem Erhabenen ehrerbietig und setzte sich beiseite nieder. Beiseite sitzend sprach nun der ehrwürdige Ānando zum Erhabenen also:

„Erstaunlich, o Herr, außerordentlich, o Herr: ein gewaltiges Zittern, o Herr, ist über die Erde gegangen, ein ganz gewaltiges Zittern, o Herr, über die Erde wars, ein Erschauern und ein Erschaudern, und der Wolken rollende Donner dröhnten dahin. Was mag wohl, o Herr, der Grund, was die Ursache sein, daß ein gewaltiges Zittern über die Erde zur Erscheinung kam?"

„Acht Gründe gibt es, Ānando, acht Ursachen, daß ein gewaltiges Zittern über die Erde zur Erscheinung kommt: und welche acht? Diese große Erde, Ānando, hat ihren Bestand im Wasser, das Wasser hat seinen Bestand im Winde, der Wind hat seinen Bestand im Raume. Zu einer Zeit nun, Ānando, wo gewaltige Winde wehen, lassen die gewaltigen Winde mit ihrem Wehen das Wasser erbeben: und erbebt

das Wasser, erbebt die Erde. Das ist der erste Grund, die erste Ursache, daß ein gewaltiges Zittern über die Erde zur Erscheinung kommt.

„Ferner aber, Ānando, ist da ein Asket oder ein Priester, der ist machtvoll, hat die Herrschaft über seinen Geist, oder ein Gott, hochmächtig, hochgewaltig; der hat die Vorstellung ‚Erde' mäßig entwickelt, unermeßlich die Vorstellung ‚Wasser': so macht er diese Erde beben und erbeben, wanken und schwanken. Das ist der zweite Grund, die zweite Ursache, daß ein gewaltiges Zittern über die Erde zur Erscheinung kommt.

„Ferner aber, Ānando: wann der Erwachsame aus Säliger Gestalt hinweggeschwunden klar bewußt in den Leib der Mutter herabkommt, dann gerät diese Erde in Beben und Erbeben, in Wanken und Schwanken. Das ist der dritte Grund, die dritte Ursache, daß ein gewaltiges Zittern über die Erde zur Erscheinung kommt.

„Ferner aber, Ānando: wann der Erwachsame klar bewußt aus dem Leibe der Mutter hervorkehrt, dann gerät diese Erde in Beben und Erbeben, in Wanken und Schwanken. Das ist der vierte Grund, die vierte Ursache, daß ein gewaltiges Zittern über die Erde zur Erscheinung kommt.

„Ferner aber, Ānando: wann der Vollendete in der unvergleichlichen vollkommenen Erwachung auferwacht, dann gerät diese Erde in Beben und Erbeben, in Wanken und Schwanken. Das ist der fünfte Grund, die fünfte Ursache, daß ein gewaltiges Zittern über die Erde zur Erscheinung kommt.

„Ferner aber, Ānando: wann der Vollendete das unvergleichliche Reich der Wahrheit darstellt, dann gerät diese Erde in Beben und Erbeben, in Wanken und Schwanken. Das ist der sechste Grund, die sechste Ursache, daß ein gewaltiges Zittern über die Erde zur Erscheinung kommt.

„Ferner aber, Ānando: wann der Vollendete klar bewußt den Dauergedanken entläßt, dann gerät diese Erde in Beben und Erbeben, in Wanken und Schwanken. Das ist der siebente Grund, die siebente Ursache, daß ein gewaltiges Zittern über die Erde zur Erscheinung kommt.
„Ferner aber, Ānando: wann der Vollendete in der von Hangen restlos reinen Art der Erlöschung zu erlöschen kommt, dann gerät diese Erde in Beben und Erbeben, in Wanken und Schwanken. Das ist der achte Grund, die achte Ursache, daß ein gewaltiges Zittern über die Erde zur Erscheinung kommt. — Das sind, Ānando, die acht Gründe, acht Ursachen, daß ein gewaltiges Zittern über die Erde zur Erscheinung kommt. . .
„Es war einmal, Ānando, da bin ich bei Uruvelā geweilt, am Flußgestade der Nerañjarā, unter dem Feigenbaum der Ziegenhirten, soeben erst vollkommen auferwacht. Da ist nun, Ānando, Māro der Böse zu mir herangekommen und beiseite gestanden. Beiseite stehend, Ānando, hat dann Māro der Böse zu mir also gesprochen: ‚Erlöschen möge jetzt, o Herr, der Erhabene, erlöschen möge der Willkommene! Zur Erlöschung ist es jetzt Zeit, o Herr, für den Erhabenen.‘ Also angegangen, Ānando, hab ich zu Māro dem Bösen da gesagt: ‚Nicht eher werde ich, Böser, zur Erlöschung eingehn, solange Mönche bei mir nicht Jünger geworden sind, augenfällige, auserprobte, mit freiem Antlitz, in Sicherheit geborgen, vielerfahren, Hüter der Lehre, der Lehre lehrgemäß nachfolgend auf dem geraden Pfade vorschreiten werden und der Lehre gemäß wandelnd die eigene Meisterschaft erworben haben und anzuzeigen, aufzuweisen, darzulegen, darzustellen, zu enthüllen, zu entwickeln, offenbar zu machen vermögen, einen von anderen vorgebrachten Einwand nach Rechtens wohlabgewehrt abwehren können, gut erfaßbar die Lehre aufweisen werden. . .
Jetzt aber eben, Ānando, heute am Pāvāler Baumfrieden ist

Māro der Böse zu mir herangekommen und beiseite gestanden. Beiseite stehend, Ānando, hat nun Māro der Böse zu mir also gesprochen: ‚Erlöschen möge jetzt, o Herr, der Erhabene, erlöschen möge der Willkommene! Zur Erlöschung ist es jetzt Zeit, o Herr, für den Erhabenen. . . .

„Also angegangen, Ānando, hab' ich zu Māro dem Bösen da gesagt: ‚Sei du unbesorgt, Böser, binnen kurzem wird es mit dem Vollendeten zur Erlöschung kommen: heute über drei Monate wird der Vollendete zur Erlöschung eingehn.‘ Jetzt eben hat, Ānando, heute am Pāvāler Baumfrieden, der Vollendete klar und wohlbewußt den Dauergedanken entlassen.“

Nach diesen Worten sprach der ehrwürdige Ānando den Erhabenen also an:

„Bestehn, o Herr, möge der Erhabene das Weltalter durch, bestehn möge der Willkommene das Weltalter durch, vielen zum Wohle, vielen zum Heile, aus Erbarmen zur Welt, zum Nutzen, Wohle und Heile für Götter und Menschen!“

„Laß es gut sein, Ānando, bitte nicht den Vollendeten, die Zeit ist vorbei, Ānando, den Vollendeten zu bitten.“

Ein zweites Mal aber, und ein drittes Mal sprach nun der ehrwürdige Ānando den Erhabenen also an:

„Bestehn, o Herr, möge der Erhabene das Weltalter durch, bestehn möge der Willkommene das Weltalter durch, vielen zum Wohle, vielen zum Heile, aus Erbarmen zur Welt, zum Nutzen, Wohle und Heile für Götter und Menschen!“

„Hast du, Ānando, Vertrauen zur Wachheit des Vollendeten?“

„Gewiß, o Herr!“

„Wie denn also nur magst du, Ānando, den Vollendeten bis zur dreimaligen Wiederholung bedrängen?“

„Von Angesicht hab' ich es, o Herr, vom Erhabenen gehört, von Angesicht vernommen: ‚Wer auch immer, Ānando, die vier Machtgebiete geübt, gepflegt, ausgeführt, ausgebildet,

angewendet, durchgeprüft, durchaus entrichtet hat, der könnte, Ānando, wenn ihn danach verlangte, ein Weltalter durchbestehn, oder bis zu Ende des Weltalters. Der Vollendete hat, Ānando, die vier Machtgebiete geübt, gepflegt, ausgeführt, ausgebildet, angewendet, durchgeprüft, durchaus entrichtet; bei Verlangen danach, Ānando, könnte der Vollendete ein Weltalter durchbestehn, oder bis zu Ende des Weltalters'."

„Und du hast es geglaubt, Ānando?"

„Freilich, o Herr!"

„Darum aber, Ānando, hast du eben hier es versehn, hast du eben hier es versäumt, der du, ob dir gleich also vom Vollendeten ein wichtiger Wink, ein wichtiger Hinweis gegeben war, es nicht zu merken vermochtest, den Vollendeten nicht gebeten hast: ‚Bestehn möge der Erhabene das Weltalter durch, bestehn möge der Willkommene das Weltalter durch, vielen zum Wohle, vielen zum Heile, aus Erbarmen zur Welt, zum Nutzen, Wohle und Heile für Götter und Menschen.' Hättest du, Ānando, den Vollendeten gebeten, so hätte wohl zweimal deine Worte der Vollendete abgewiesen, aber das dritte Mal ihnen entsprochen. Darum aber, Ānando, hast du eben hier es versehn, hast du eben hier es versäumt. . . .

„Hab' ich denn das, Ānando, nicht vorher schon verkündet, daß eben alles, was einem lieb und angenehm ist, verschieden werden, aus werden, anders werden muß? Woher könnte das hier, Ānando, erlangt werden, daß was geboren, geworden, zusammengesetzt, dem Verfall unterworfen ist, da doch nicht verfallen sollte: das gibt es nicht. Weil nun aber, Ānando, der Vollendete sich davon losgemacht, entledigt, befreit, abgewandt, entäußert, den Dauergedanken entlassen hat, hat der Vollendete schlechthin gültig gesprochen: ‚Binnen kurzem wird es mit dem Vollendeten zur Erlöschung kommen: heute über drei Monate wird der Vollendete zur Erlöschung ein-

gehn.' Daß aber der Vollendete dieses Wort, um am Leben zu bleiben, wieder zurücknehmen sollte: das gibt es nicht. — Laß uns, Ānando, nach dem Großen Walde aufbrechen, zur Halle der Einsiedelei, dahin wollen wir gehn."

„Wohl, o Herr", sagte da aufmerksam der ehrwürdige Ānando zum Erhabenen. Da ist denn der Erhabene mit dem ehrwürdigen Ānando nach dem Großen Walde, zur Halle der Einsiedelei hingewandert. Dort angelangt, wandte sich der Erhabene an den ehrwürdigen Ānando:

„Gehe du, Ānando: soviel da Mönche um Vesālī her sich aufhalten, alle die laß in der Halle des Vorhauses sich einfinden." . . .

Dann hat der Erhabene zu den Mönchen gesagt:

„Wohlan denn, ihr Mönche, laßt euch gesagt sein: schwinden muß jede Erscheinung, unermüdlich mögt ihr da kämpfen; binnen kurzem wird es mit dem Vollendeten zur Erlöschung kommen: heute über drei Monate wird der Vollendete zur Erlöschung eingehn."

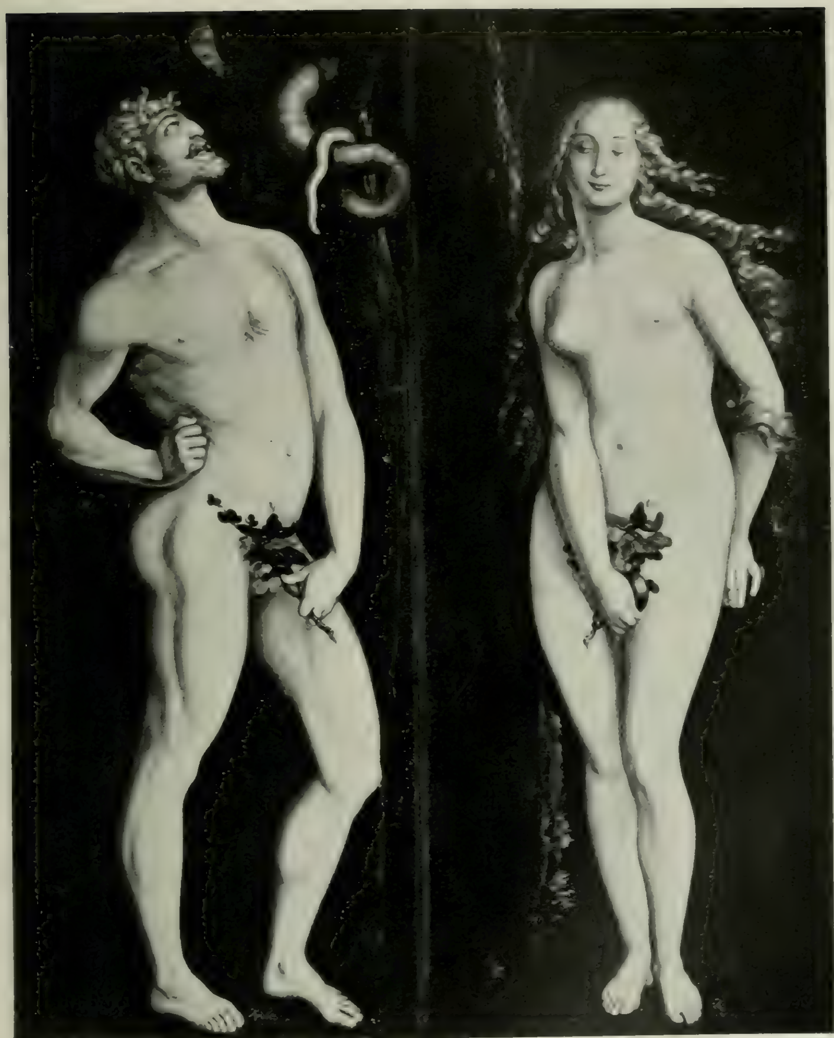
Also sprach der Erhabene. Als der Willkommene das gesagt hatte, sprach fernerhin also der Meister:

„Zarte Jugend, rauhes Alter,
Ob nun töricht, oder weise,
Ob es Arme sind, ob Reiche:
Todesuntertan ist alles.

„Wie des Hafners Töpferware,
Vielgeformte Tongefäße,
Große Krüge, kleine Schalen,
Ob gebrannt schon, ungebrannt noch:
Alle doch zerbrechen endlich;
Unser Dasein ist nicht anders."

Ferner aber sprach noch also der Meister:

„Mein Tagewerk ist abgereift,
Zur Neige senkt mein Leben sich:



Baldung-Grien: Adam und Eva
Aus Hausenstein's Nackter Mensch in der Kunst
Große Ausgabe

Von euch nun scheidend geh' ich hin,
In eigne Zuflucht eingekehrt.

„Seid unermüdlich, klar bewußt,
Ihr Mönche tugendächt bewährt:
Geeinigt innen, recht gesinnt,
Laßt euch das Herz behütet sein.

„In solcher Lehre, solcher Zucht
Wer unermüdlich ausbeharrt:
Geburtenwandel bald entflohn
Zu Ende wirkt er alles Weh."



Hodler: Entwurf zum Frühling. Zeichnung



Max Liebermann: Der Schreibende
Federzeichnung aus Karl Scheffler: Max Liebermann



Mosaik in Torcello
Vignette aus Meier-Graefe's Entwicklungsgeschichte

ARTHUR SCHOPENHAUER

UNVERÖFFENTLICHTES AUS DEM NACHLASS

VORBEMERKUNG.

„Überhaupt mache ich die Anforderung, daß wer sich mit meiner Philosophie bekannt machen will, jede Zeile von mir lese." Diese von Schopenhauer Welt II Kap. 40 Vorwort (Bd. II S. 525, 13—15 unsr. Ausg.) und öfter gestellte Anforderung ist durch die Art dessen, was er bietet, vollkommen gerechtfertigt. Zwar finden sich in seinen Schriften neben solchen Ausführungen, welche Welt und Leben mit

einem vor ihm nie gekannten Tiefsinne beleuchten, manche in der dargebotenen Form nicht wohl annehmbare Gedanken, namentlich da, wo der Philosoph bemüht ist, fest eingewurzelte Vorurteile zu bekämpfen und auszurotten. Aber auch derartige Partien sind in hohem Grade anregend, und es ist nicht zuviel gesagt, wenn wir behaupten, daß Schopenhauer nie eine Zeile geschrieben hat, welche nicht wert wäre, gelesen und überdacht zu werden. Diese Behauptung bezieht sich nicht nur auf die von Schopenhauer selbst veröffentlichten und in unseren ersten sechs Bänden teils schon vorliegenden, teils noch vorzulegenden Schriften, sondern auf alles, was die von Schopenhauer von 1812—1860 mit größter Sorgfalt geführten philosophischen Tagebücher und andre Ausarbeitungen enthalten. Dieser gesamte von der Königl. Bibliothek zu Berlin aufbewahrte Nachlaß wurde, soweit er nicht schon von Schopenhauer in seine Werke übernommen worden ist, für unsre Ausgabe abgeschrieben und teilweise, soweit er die „Vorlesungen" enthielt, von uns schon veröffentlicht. Ebenso waren die in Privatbesitz befindlichen Handexemplare Schopenhauers mit ihren sehr wertvollen handschriftlichen Zusätzen länger als ein Jahr in unsren Händen und konnten für unsre Ausgabe vollständig kopiert werden, so daß die vierzehn Bände unsrer Ausgabe etwa zur Hälfte aus größtenteils noch ganz unbekannten Nachlaßstücken bestehen werden, welche hier zum ersten Male in streng chronologischer Ordnung, so wie sie vom Philosophen aufgezeichnet wurden, in vollem Umfange dem Leser vorgeführt werden sollen. Im folgenden geben wir acht in ihrer Art verschiedene Probestücke dieses Nachlasses, von denen sieben, so viel uns bewußt, ganz neues Material enthalten, während eines, das vorletzte, schon bei Grisebach erschien, jedoch ohne die persönlich interessante Fußnote. Da die von uns mit-

geteilten Proben teils aus der Zeit der Genesis (1812—18), teils aus den Manuskriptbüchern „Reisebuch“ (begonnen 1818), „Adversaria“ (seit 1828) und „Spicilegia“ (seit 1837) stammen, so gewähren sie einen interessanten Einblick in die Gedanken, welche den Philosophen in den verschiedenen Perioden seines Lebens beschäftigt haben, und können einen vorläufigen Begriff davon geben, wie viele noch ungehobene Schätze in diesen Manuskripten ruhen; sie werden, wenn erst veröffentlicht, dem Leser ein überraschendes Bild von dem Entwicklungsgang des Philosophen vor Augen führen.

Paul Deussen.

Königl. Bibl. Nr. XX (Erstlingsmanuskripte).
Berlin 1813.

N 4—5:

Das Gesez der Causalität geht durch die willenslose Welt so sicher als das principium essendi durch Raum und Zeit: sobald aber das Gesez der Causalität auf ein mit Spontaneität versehnes Geschöpf trifft, verliert es alle Sicherheit, d. h. die ratio fiendi ist jetzt nur ratio agendi, Motiv. Wie der Lichtstrahl von allen ungefärbten Gegenständen durchgelassen oder zurückgeworfen wird, sobald er aber auf einen gefärbten trifft, eine Verwandlung erleidet, die a priori nicht zu bestimmen ist: so die Ursach, wenn sie auf den Menschen wirkt: nicht nur vermag er sein Handeln durch sie gar nicht bestimmen zu lassen, sondern durch ein innres Princip, wobei also die Kraft der Ursach in ihm verlischt und latent[1]) wird, wie das Licht im Schwarzen; sondern wenn sie auch auf ihn wirkt, so kann die Wirkung unendlich verschieden

---

[1]) (Dieses Latentwerden der äußern Motive, wogegen ein andres keiner Ursach beizumessendes, folglich nicht abzuleitendes Motiv das Handeln bestimmt, wird nebst diesem letztern betrachtet in der Ethik.)

ausfallen nach der verschiedenen Beschaffenheit des induvidui, das nicht nur von der Einwirkung sich bald mehr bald weniger bestimmen lassen kann, (also in Rücksicht auf den Willen), sondern auch zur Vollendung der durch die äußre Einwirkung bestimmten Handlung die verschiedensten Mittel nach Verschiedenheit seiner intellektuellen Kräfte wählen kann; wie der Strahl durch die Gegenstände unendlich mannigfaltig gefärbt werden kann. Die Betrachtung und Klassifikation der verschiednen Weisen, auf d[ie] die Handlung (nach allen diesen Modifikationen, die die Ursach erleidet, wenn sie auf ein wollendes und denkendes Objekt wirkt) ausfällt, ist Sache der Psychologie.

Königl. Bibl. Nr. XX (Erstlingsmanuskripte).
Weimar 1814.

R 1—2:

Das Wesen aller Religion überhaupt bringt es mit sich, daß sie, wie Paulus I. Cor. 1 u. 2 thut, die Vernunft und Wissenschaft verwerfe und verleugne: denn das, worauf sie als Religion geht und was sie verkündet, ist hoch über aller Vernunft: und weil sie sich dennoch der Begriffe dieser Vernunft bedient, mit gränzenloser Willkühr, wie schon aus dem Mißbrauch, daß die Vernunft zu dem gebraucht wird, was außer ihren Gränzen liegt, von selbst folgt; so kann sie auch nie mit der Vernunft in Uebereinstimmung und Frieden seyn. Sie hätte dennoch, in sofern sie die Vernunft verwirft und sich ihrer überhebt, recht. Allein sie muß doch erst zeigen, warum sie die Vernunft verwerfe und verleugne und wie weit hierin zu gehn: d. h. sie muß die Vernunft kritisiren. Darauf läßt sie sich aber nicht ein, sondern sagt: das alles ist nichtig, gegen solche Nichtigkeit habe ich keine Verbindlichkeit und erkenne kein Muß an, sondern verleugne sie ohne Weiteres, und somit

bringt sie ihre willkührlichen Sätze und Mährchen vor, im Bewußtseyn, daß es ein Surrogat der ewigen Wahrheit, und im Wahn, daß es diese selbst sei. Einem Religiosen aber, der so spräche, wäre mit großem Recht zu antworten: Essen, Trinken, Athemholen, Schlafen, verläugnest du doch nicht, sondern lässest ihnen ihr Recht widerfahren, so sehr sie auch in der Welt der Nichtigkeit liegen: nichtiger als diese wird doch wohl die Vernunft nicht seyn: warum willst du nicht auch dieser ihr Recht thun? warum ohne weiteres dich ihrer überheben? doch wohl aus Bequemlichkeit und geistiger Genügsamkeit. — Und hier ist es, wo die Philosophie den Prozeß gegen die Religion in letzter Instanz gewinnt.

Königl. Bibl. Nr. XX (Erstlingsmanuskripte).
Dresden 1814.

L L 7—8:

Ein unerforschliches Geheimniß der Natur, d. h. eine Kausalverbindung, die da wäre, ohne erkennbar zu seyn, ist etwas sogar zu denken unmögliches: denn alles Objekt ist nur für das Subjekt, und seine Gesetzmäßigkeit ebenfalls. Jene unerkennbare und doch vorhandne Kausalität wäre aber etwas, das zugleich für das Subjekt und doch nicht für das Subjekt wäre.

Königl. Bibl. Nr. XX (Erstlingsmanuskripte).
Dresden 1814.

M M 5—6:

So oft ein Thier nur ein Glied rührt, geschieht ein Wunder: eine Wirkung, die eine ganze Reihe von Wirkungen herbeiführen kann, fängt ohne Ursach an: das Gesetz der Körperwelt ist aufgehoben und steht nichtig da, ein Anzeichen der Nichtigkeit der ganzen Körperwelt selbst. — So wie auf diese Weise im geringsten Willensakt wir der ganzen Körperwelt

und ihrer Gesetzmäßigkeit Hohn sprechen; so kann unser Wille sich der Welt im Ernst widersetzen, sie verleugnen, sie vernichten: denn sie ist nur, sofern er sie schafft.
Woher aber sind wir uns auf solche Weise bei jeder Bewegung, die wir machen, selbst ein Wunder? — Dies kommt daher, daß gar keine Verbindung ist zwischen der Erkenntniß meines Leibes als unmittelbaren Objekts des Willens wie auch unmittelbaren Objekts des Erkennens (welche Erkenntniß man, weniger bestimmt, das Gemeingefühl nennt), und der Erkenntniß desselben Leibes als mittelbaren Objekts, wie sie mir wird, indem ich durch Sinne und Verstand meinen eignen Körper und den andrer Menschen betrachte. Diese beiden Erkenntnisse sind völlig getrennt, keine folgt aus der andern und vergebens suchen wir die Verbindung. Dasselbe Objekt ist uns in zwei ganz verschiedenen Erkenntnissen gegeben, und bloß ganz empirisch wissen wir, daß es dasselbe Objekt sei. Aus dem Bewußtsein der Bewegungen meines Leibes in Folge meines Willens, kann ich nie die Gestalt dieses Leibes a priori konstruiren, sondern muß sie durch äußere Anschauung empirisch erhalten. Und aus der durch Anschauung mit Sinnen und Verstand aufgefaßten Erkenntniß meines Leibes, kann ich nie verstehn, woher seine Bewegungen kommen. In der letztern Erkenntnißart erscheint nun der Leib ganz und gar als Objekt der ersten Klasse, dem Gesetz der Kausalität unterworfen, das aber bei jeder willkührlichen Bewegung aufgehoben wird, was für uns, sofern wir in dieser Erkenntnißart bleiben, ein ewiges Wunder bleibt.
[Am Rand:] Auflösung: zwischen dem Willen und seiner Erscheinung, wie wir sie bei jedem Akt wahrnehmen, ist keine Relation nach dem Satz vom Grund; denn diese ist nur zwischen Vorstellungen, d. i. Objekten: jene Verbindung hingegen ist die zwischen Ding an sich und Erscheinung. Erklärlich ist aber immer nur die Relation zwischen Grund und Folge, als einziges Princip alles Erklärens.



Arthur Schopenhauer

Königl. Bibl. Nr. XX (Erstlingsmanuskripte).
Dresden 1814.

R R 5—S S 1:

Das Princip der Diversität, das, wodurch die Dinge verschieden sind, ist Zeit und Raum. Das dagegen, wodurch die Dinge (versteht sich einer Species) identisch sind, ist ihre Idee oder das Ding an sich. Sofern wir in Zeit und Raum befangen sind, erscheint dieses letztere uns immer als ein Wunder, und ist das Unerklärliche, indem alle Erklärung immer weiter nichts ist als das Aufweisen der Verbindung der Dinge im trennenden Medio (Zeit und Raum) durch den Satz vom Grunde. Ein solches Wunder ist vorzüglich die Unfehlbarkeit der Naturgesetze, d. h. daß die Natur ihre Gesetze auch nicht ein einziges Mal vergißt. So z. B. daß, wenn es einmal Naturgesetz ist, daß beim Zusammentreffen gewisser Stoffe irgend ein chemischer Prozeß, Gasentwickelung, Verbrennung, Galvanische Polarität und dgl. vor sich gehe; nun auch, so oft jene Stoffe zusammentreffen, sei es durch Absicht, sei es durch Zufall (wo die Pünktlichkeit durch das Unerwartete überrascht), sei es heut oder vor tausend Jahren, sofort und ohne Zögern oder Rückhalt der bestimmte Proceß Statt hat. Vertiefen wir uns in die Betrachtung von Beispielen dieser Wahrheit und gelangen zur gebührenden Verwunderung darüber, so wird es uns sehr klar, daß Zeit und Raum nicht den Dingen an sich zukommen, sondern nur Formen unsrer Anschauung sind, und daß jene unsre Verwunderung über die Unfehlbarkeit der Naturgesetze eigentlich der gleicht, die ein Kind oder Wilder haben mag, der zum ersten Mal durch ein Glas mit vielen Facetten etwa eine Blume betrachtet und über die vollkommne Aehnlichkeit der unzähligen Blumen, die er sieht, erstaunt. Hiebei sind nun aber zwei Dinge zu merken, die ungleich tiefer liegen und bei denen ein Abgrund von Betrachtung sich öffnet.

1) Nach Aufhebung der Diversität der Individuen, welche einzig darin liegt, daß wir sie in Zeit und Raum anschauen, giebt es noch eine Diversität, die nicht darin liegt, und welche ich deshalb die transscendentale Diversität nennen möchte: dies ist die Diversität der Species selbst: man kann auch sagen die Diversität der Ideen. Alles Kupfer, in unzähligen Stücken und Individuen, bleibt freilich Kupfer und zeigt pünktlich zu aller Zeit die Qualitäten des Kupfers; so alles Zink bleibt Zink: aber daß Zink nie Kupfer ist, das ist eine ganz andre Art von Diversität: und ist nicht der Zeit und dem Raume zuzuschreiben. Nun vollends weitere Begriffe genommen: alles Metall bleibt immer Metall, und benimmt sich überall als solches: aber das Wasser ist nie Metall. Wo soll man sagen daß die transscendentale Diversität anfängt? Das Gemeinsame aller Species ist, daß sie Materie sind in verschiedenen Zuständen, in welche diese wieder nur durch Zeit, Raum, Kausalität gelangen kann.

2) Der Begriff begreift alle in Zeit und Raum zerstreuten Individuen der Species, und trifft also mit der Idee der Species, dem Ding an sich zusammen, obgleich er von diesem ganz verschieden ist. Die Idee, das Ding an sich, ist, was in allen jenen einzelnen Dingen sich darstellt, durch Zeit und Raum zersplittert. Der Begriff dagegen ist die Vorstellung von einer Vorstellung, ist aus allen Individuen abstrahirt. Der Begriff ist nur für die Vernunft. Die Idee oder Ding an sich muß als ein Wille angesehn werden, von dem die Körper die Objektität sind, ist also gar keine Vorstellung, sondern eben Ding an sich. Daß aber trotz dieser großen Verschiedenheit, trotz diesem Mangel alles Zusammenhangs dennoch Begriff und Idee zusammentreffen, dies ist, was ich Uebereinstimmung der Natur mit der Vernunft nenne und höchst unerklärlich finde.

3) Eine dritte aus beiden vorhergehenden Betrachtungen erwachsende ist diese: Die Begriffe können immer allgemeiner werden, bis zum ens; klüger, bis Objekt und Subjekt. Aber gilt dasselbe von den Ideen? wo nicht; wo ist die Gränze? Zink ist nicht Kupfer: aber beide Metall: Ich kann im Grunde so wenig vom Begriff Zink als vom Begriff Metall einen adäquaten Repräsentanten stellen; denn das Stück Zink, das ich wähle, hat bestimmte Größe und Form, die dem Begriff nicht zukommt.
Ists am besten so zu sagen: Idee ist das in vielen Individuen Identische, das übrig bleibt, nachdem bloß diejenige Diversität aufgehoben ist, welche den Formen der Erscheinung der Idee, der Zeit und dem Raum, zuzuschreiben ist. Oder auch: Eine Idee giebt es nur von dem, was von Natur eine ihm wesentliche Form hat, d. h. von organischen Körpern und Krystallen. Aber Haß, Geiz, Neid, sind Ideen: der letztere Karakter kommt ihnen nicht zu, wohl aber der erstere.
Begriff wäre das, was mehr vereint, als Zeit und Raum trennen: nämlich auch die transscendentalen Diversitäten:

„Aus dieses Thales Gründen
Werd' ich den Ausgang finden?"

Reisebuch S. 141–147:

Die Frage ob es Gespenster gebe, bin ich geneigt zu bejahen. Doch mit der Bestimmung, daß diese Gespenster etwas Subjektives sind. Das ist aber die ganze reale Außenwelt gleichfalls. Die Gespenster sind jedoch individuell-subjektiv, d. h. nicht im Zusammenhang der Erfahrung, welcher die Vorstellung Aller ist, vorhanden, denn sonst wären sie eben keine Gespenster, sondern sie sind nur im Kopfe eines Einzigen, daher sie auch nur von Einem gesehn oder gehört zu werden pflegen. In diesem Kopfe aber unterscheiden

sie sich von allen andern Phantasmen und Gedanken, die er haben mag, sehr merklich: nämlich wie in der realen Außenwelt alle Dinge nach den Gesetzen des Raums, der Zeit und der Kausalität in Verbindung stehn und ihre Stellen einander bestimmen; so stehn auch alle individuell-subjektiven Vorstellungen, in jedem Kopfe, in einem gesetzmäßigen Zusammenhang, dem gemäß ihre Stellen bestimmt sind: alle Gedanken, und Phantasmen treten, wenn nicht durch äußere Einwirkung erregt, ein und aus gemäß dem Gesetz des Erkenntnißgrundes, welches dem allgemeineren Gesetz der Ideen-Association untergeordnet ist, dem zu folge nämlich 1. Gründe und Folgen, 2. Aehnliches, und 3. Gleichzeitiges oder im Raum Benachbartes einander herbeiruft, oder endlich nach dem Gesetz der Motivation, wenn willkürlich dieses oder jenes Bild, oder Gedanke hervorgerufen wird. Das Phantasma aber, welches gespenstiger Natur ist, hat sowenig eine gesetzmäßige Stelle in diesem nothwendigen Zusammenhang des innern Gedankenlaufs als im Zusammenhang der äußern Erfahrung. Weil das Individuum den gesetzmäßigen Verlauf seines bloß subjektiven Denkens und Vorstellens viel besser und vollständiger überblickt, als den Zusammenhang der äußern Erfahrung, so ist ihm gleich offenbar, daß das sich darstellende Gespenst nicht zum gesetzmäßig zusammenhangenden Gedankenlauf gehört, und nicht gemäß demselben eingetreten ist: daher versetzt das Individuum sogleich das Gespenst in die äußere Erfahrung, weil deren Zusammenhang ihm nicht so unmittelbar und übersehbar gegeben ist. Aber nun giebt sich das Gespenst alsbald zu erkennen als nicht im Zusammenhang der äußern Erfahrung stehend, indem es allemal entweder als Wirkung ohne Ursach, oder als Ursach ohne Wirkung sich darstellt. Dadurch erregt es [,] aber erst hinterher, wenn dies erkannt ist, das Grausen. — Soweit halte

ich die Gespenster für real. — Durch welchen Einfluß aber so ein allem Gesetz zuwider eintretendes Phantasma in den Kopf des Individuums kommt, das wird wohl erst verstanden werden, wenn der animalische Magnetismus aufgeklärt ist. — Wenn man vielen Erzählungen glauben darf, so kann ein sehr Kranker oder Sterbender so dem Naturlauf zuwider auf einen Andern einwirken. Auch mag unser eigner Tod uns auf gleiche Weise von unserm unerkennbaren Selbst angekündigt werden.
Diese Gespenstertheorie würde populär, folglich bildlich ausgedrückt, sich so darstellen lassen: Geister erscheinen: aber nur Geistern: mit den Augen des Leibes werden sie nicht gesehn noch mit dessen Ohren gehört, eben weil sie Geister sind und nicht zur materiellen Welt gehören. Da nun aber eben die materiellen Bedingungen der sinnlichen Wahrnehmung es sind, vermöge deren wir eine Gegenwart mit Andern gemeinschaftlich haben; so folgt, daß die dem Einen erscheinenden Geister keineswegs auch vom Andern, der dabei steht, gesehn werden; sondern allein für ihn da sind, so gut wie seine eignen Gedanken.

Adversaria S. 9:

Aufgeschrieben und gedruckt zu werden, um wirklich ein Theil der Litteratur einer Nation zu seyn und Jahrhunderte zu bestehn, verdienen nur die Gedanken, welche ein ganz außerordentliches Individuum und auch dieses nur in ganz außerordentlichen Augenblicken zu denken fähig war. Denn nur solche sind Gedanken, welche die Menschheit nur ein Mal und vielleicht nie wieder aus sich entwickeln konnte, und die daher verdienten festgehalten und aufbewahrt zu werden.
Thatsachen und ihre nächste Verbindung kann beinahe Jeder und der Fähige zu jeder Zeit aufschreiben. Aber zu eigentlichen

Geisteswerken, zu Gedanken, die als solche und an sich dauernden Werth haben, ist der gewöhnliche Mensch nie, und das Genie nur in seltnen Augenblicken fähig. Daher ist jedes seynsollende Geisteswerk mißlungen und dem Untergange bestimmt, wenn der Autor nur die normalen Geisteskräfte hatte, und auch, wenn gleich weniger und später, wenn er es als fort laufende Arbeit schrieb, an die er gieng, wie er jedes Mal war, sich hinsetzend mit dem Gedanken: „nun will ich schreiben".[1])

Denn da schreibt er bloß aus der Erinnerung und zwar aus einer ganz allgemeinen von vielen verschiedenzeitigen Anschauungen abstrahirten Erinnerung: bloße Begriffe sind ihm gegenwärtig: — hingegen im begeisterten Moment schreibt er aus einer gegenwärtigen Anschauung, einem neuen frischen apperçu, vor welchem ihm die übrige Welt verschwindet. Alles andre Denken ist ein bloßes Hin- und Herwerfen schon abgeschlossener fertiger Begriffe, ein Trennen und Vereinigen derselben, grade wie in den Gleichungen algebraischer Größen: es ist wie dieses algebraische Rechnen ein bloßes Deutlichmachen dessen, was schon in der Aufgabe mit gegeben war, das Umwandeln des implicite Gegebenen in ein explicite Erkanntes: aber so kommt keine eigentlich neue Erkenntniß in die Welt: Eine solche entspringt allein aus der anschaulichen Auffassung der Dinge von irgend einer neuen Seite. Sie macht sich von selbst und nicht, wie das Denken, mittelst einer Anstrengung, die doch zuletzt vom Willen ausgeht: der bleibt dort ganz aus dem Spiel.

Spicilegia S. 223:

Nichts ist absolut zufällig, vielmehr Alles nothwendig, und daher spiegelt Alles sich in Allem. — Es wird irgendwo

---

[1]) It's very true and very good: but gives them too much insight into my doings.

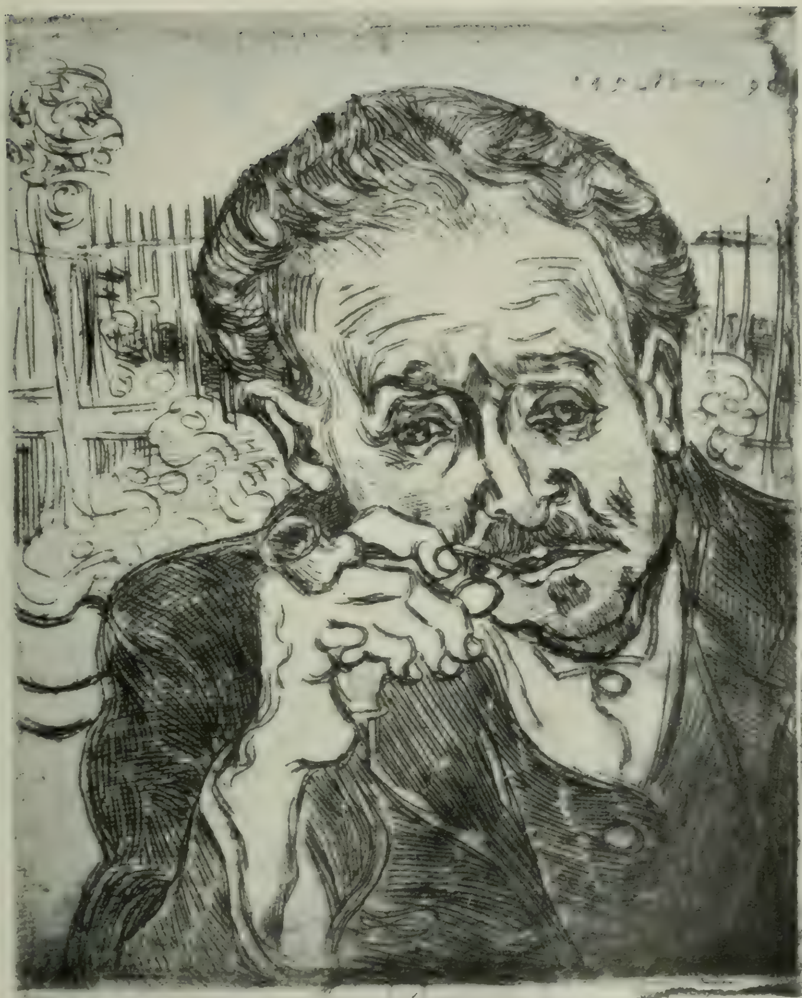
einen Planeten geben, von welchem aus gesehn, die Konstellationen der Fixsterne lauter schöne, mathematisch richtige und symmetrische Figuren bilden. Der Planet ist der Wohnsitz des Glücks.



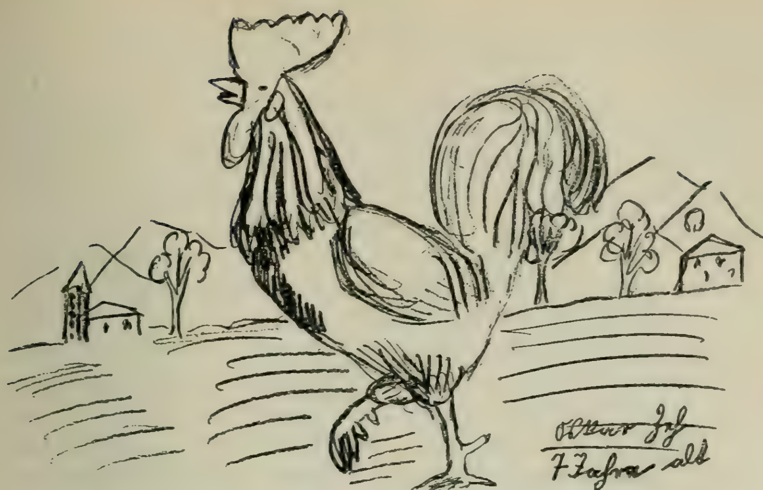
Faun und Bock. Griechisches Vasenbild
Aus Hausenstein's Nacktem Menschen in der Kunst. Große Ausgabe



Eugen Delacroix: Tigerkampf. Zeichnung
Aus Meier-Graefe's Delacroix



Vincent van Gogh: Porträt des Dr. Gachet
Einzige Radierung van Gogh's
Aus Meier-Graefe's Entwicklungsgeschichte. 2. Auflage



Kinderzeichnung. Aus „Von den Kleinen für die Großen"

ZEHN JAHRE VERLAGSARBEIT

Unser Verlag hat sich in den zehn Jahren seines Bestehens so entwickelt, daß es vielleicht nicht zu früh ist, wenn wir einmal Halt machen und den zurückgelegten Weg überschauen. Das ist der Zweck dieses Büchleins.

Bevor wir jedoch den Leser einladen, den nachfolgenden Katalog zu studieren, möchten wir ihm einen kleinen Führer durch unsere Verlagstätigkeit an die Hand geben und Einiges darüber sagen, weshalb wir gerade *diese* und nicht beliebige andere Bücher verlegt haben und wie die Kräfte, welche in diesen Büchern am Werk sind, ineinanderspielen, sich gegenseitig voraussetzend und bedingend.

Die beiden Hauptgruppen des Verlags sind Bildende Kunst und Schöne Literatur, denen sich Musik und Philosophie als kleinere Bezirke anschließen.

Kunst

Wir begannen 1904 mit den schmalen Heften der „Modernen Illustratoren“. HEINE und OBERLÄNDER, LAUTREC und BEARDSLEY, BALUSCHEK und MUNCH und Andere wurden da gewürdigt. Heute gibt es kaum einen Künstler von aktueller Bedeutung, dem unser Verlag nicht eine Darstellung gewidmet hätte.

Marées

Allem voran steht das dreibändige MARÉESWERK, mit dem Meier-Graefe diesem großen Künstler ein Monument errichtete, wie es kaum ein anderer Künstler der Gegenwart besitzt. Und Marées ist durchaus Künstler der Gegenwart, ja Künstler der Zukunft, insofern, als die von ihm erreichte Synthese von zugleich intimer und monumentaler Malerei für alle anderen noch durchaus eine Aufgabe der Zukunft ist. Neben diesem großen Toten haben die bedeutendsten lebenden Künstler in unserem Verlag ihre Stätte gefunden: Der Franzose RENOIR, der Deutsche LIEBERMANN, der Schweizer HODLER. Eine besondere Genugtuung ist es uns, die Hauptwerke des nun sechzigjährigen Hodler in einer großen Gravürenmappe zu vereinigen. Eine ausführliche Darstellung seines Werkes und seines Lebens aus der Feder von Ewald Bender wird sich anschließen. Auch eine Ausgabe seiner schönsten Zeichnungen ist geplant, zu der C. A. Loosli, der schweizer Vorkämpfer Hodlers, einen besonders auf das Persönliche eingehenden Text schreibt.

Hodler

Die neue Bewegung

Daneben hat sich die jüngste Bewegung in unserem Verlag rückhaltlos aussprechen können: Im „BLAUEN REITER“, in den Büchern von KANDINSKY. In MAX DERI, der bis vor kurzem an der Mannheimer Kunsthalle das Publikum zum Sehen erzog, ist dieser Bewegung ein Interpret erstanden, der ihre Wurzeln bis auf Courbet hinab verfolgt.

Mosaiken Gotik

Eine Reihe von Büchern schließt sich an, die es unternimmt, alte, scheinbar längst bekannte Kunst unter neuen Gesichtspunkten zu zeigen. Das Streben der Jüngsten nach Ausdruck



Das Parisurteil. Holzschnitt aus der ital. Renaissance
Aus Hausenstein's Nacktem Menschen in der Kunst
Große Ausgabe

und nach großer Monumentalkunst hat uns die Augen geöffnet für die Schönheit der MOSAIKEN, der MITTELALTERLICHEN MINIATUREN und des GOTISCHEN HOLZSCHNITTES. Über diese drei Gebiete brachten wir illustrierte Bücher von Kurth, Hieber und Worringer. Auch Italien sehen wir heute anders als die vorhergehende Generation, die in erster Linie das Klassische suchte, das Etruskische, Nordische, Gotische jedoch übersah. Jetzt hebt es Moeller van den Bruck in seiner ITALIENISCHEN SCHÖNHEIT kraftvoll hervor. Die entzückende Flächendekoration der GRIECHISCHEN VASENMALEREI behandelte Buschor. Das alles sind keine beliebigen Bücher über beliebige Kapitel der Kunstgeschichte, sondern wir glauben, auch mit ihnen gerade der Kunst der Gegenwart zu dienen.

Vasenbilder

Die Franzosen

Eine besondere Reihe in unserem Verlag bilden die Bücher über die erlauchten Meister der französischen Kunst. Von POUSSIN bis BONNARD liegen hier unsere Einzeldarstellungen vor oder werden in allernächster Zeit vorliegen. Über Poussin schreibt Walter Friedländer, über die graphischen Meister des ROKOKO schrieb Hausenstein ein geistreiches, graziöses Buch. Zu DAUMIER DEM MALER führt uns das große Werk von Klossowski, zu DAUMIER DEM LITHOGRAPHEN die kleinere Studie von Bertels.

Meier-Graefe

MEIER-GRAEFE schreibt seine Bücher über Künstler als philosophischer FORSCHER, dem daran liegt, das Problem in dem Zusammenhang zwischen dem Menschentum seines Künstlers und der Kunst aufzudecken, — als HISTORIKER, um die entwicklungsgeschichtliche Stellung des Betrachteten zu fixieren — und nicht zuletzt als DICHTER, der mit seinem Helden wirken will. Das, was der Künstler für eine bestimmte Phase der Geschichte bedeutet, steht immer seiner Bedeutung für unsere Zeit, unser Empfinden, unsern Möglichkeiten gegenüber und jedes Argument, das eine Eigenschaft der betrachteten Persönlichkeit aufdeckt, enthält

gleichzeitig eine reale und wünschenswerte Beziehung unserer Zeit zu dem Helden oder seinen Zielen. Diese Betrachtung paßt nicht für jeden Gegenstand unserer reichen kunstwissenschaftlichen Literatur. Das Objekt, dem nur historische Bedeutung zukommt, fällt fort. Meier-Graefe hat sich immer nur an die



Monogrammist B S: Kinderakt. Kupferstich
Aus Hausenstein's Nacktem Menschen in der Kunst

Persönlichkeiten in der Kunst gehalten, die ihm als die größten erscheinen. Diese Schätzung der Größten war nicht immer im Einklang mit der Menge. Bei vielen hat er erst mit seiner Feder den sichern Nachweis der Größe erbracht. In Meier-Graefe's neuestem Werk, dem Delacroix, handelt es sich um den größten Künstler Frankreichs. Es gibt in französischer Sprache eine große Literatur über ihn. Doch fehlt uns bisher eine Geschichte der Entwicklung des universellen Menschen und seiner universellen Kunst und die Darstellung der ent-

scheidenden Gründe für seine noch heute unberührte Bedeutung. Der Name Delacroix erscheint in allen Büchern Meier-Graefes und zwar immer da, wo die wichtigsten sozialen und ästhetischen Probleme berührt werden. Sein Buch über Delacroix scheint uns die klarste Form, die sein Bekenntnis über Kunst bisher gefunden hat und dürfte gerade in der Unordnung der gegenwärtigen Kunstlage aufklärend wirken. Ausserdem wurden Corot und Courbet, Manet und Degas, Hogarth und Constable von dem Unermüdlichen knapper oder eingehender geschildert, ebenso Cézanne und Van Gogh.
Gogh wird uns zudem noch in den Erinnerungen seiner Schwester lebendig. Von Cézanne, Van Gogh und Gauguin brachten wir je 15 große Reproduktionen nach Hauptwerken in billigen Mappen in den Handel.
Unter den jüngeren Kunsthistorikern, welche sich nicht damit begnügen, immer neues und, wie kaum zu vermeiden, immer unwichtigeres Tatsachenmaterial herbeizuschaffen, hat sich

Worringer

neben Wilhelm Worringer, aus dessen „Formproblemen der Gotik" unser Almanach die grundlegenden einleitenden Kapitel bringt, in letzter Zeit Wilhelm Hausenstein bemerkbar gemacht.

Hausenstein

Sein großes Buch über den Nackten Menschen in der Kunst, das — nebenbei gesagt — allein schon als Bilderatlas reiche Schätze birgt, stellt u. a. die originelle Lösung eines alten Problems zur Diskussion. Max Deri sagt darüber: „Die große Schranke, die unüberwindliche Mauer stand unserer Erkenntnis dort entgegen, wo man der Frage ins Auge sah: Warum ändern sich die Stile? Woher kommen die Anlässe zu gerade diesen Änderungen? Mit der ‚produktiven Synthese' war nichts gelöst. Die Mystik des Schaffenden, die Metaphysik der Einzelseele gab ein schönes Wort, doch wissenschaftlich nichtssagend, nur den Schwarmgeistern genügend. Also, wenn Michelangelo als Kind gestorben wäre,



René Beeh: Reiter. Zeichnung
Vignette aus Meier-Graefe's Entwicklungsgeschichte

wäre die Hochrenaissance nicht, oder anders gekommen? Jeder fühlte hier ein überpersönlich Treibendes, ein allgemein, nicht individuell Verpflichtetes. — Hausenstein hat diesem Problem die Zunge gelöst. Noch stürmt es und drängt es bisweilen, noch überstürzen sich manchmal die Antworten, noch widersprechen einander vielleicht hier und dort zwei Behauptungen. Doch das Problem ist im Wesen erschaut und die Kernfrage ist bereits beantwortet: Durch die Verbindung der Stilfragen mit den Gesellschaftsfragen; durch die SOZIOLOGIE DER KUNST. — Wohl nicht alle Stiländerungen, wohl aber die Mehrzahl von ihnen scheinen soziologisch bedingt, scheinen ein Sekundäres hinter den Veränderungen des Gemeinschaftslebens. Natürlich ist auch hier die Problem-Lösung auf dem einen engeren Gebiete nichts als eine Hinausschiebung der Probleme auf ein weiteres Gebiet. Aber das braucht uns Kunsthistoriker ja nicht zu kümmern. Worauf wieder die Änderungen des Gemeinschaftslebens zurückgehen, ist Frage der allgemeinen Soziologie. Die Kunstgeschichte aber geht einem neuen, Großes versprechenden Abschnitt entgegen. Hausenstein braucht nicht mehr, wie wir anderen, zu sagen: Diese Stile wechseln eben, sondern er zeigt, wie sie mit bestimmten sozialen gesellschaftlichen Veränderungen gewechselt HABEN, wechseln MÜSSEN und also auch wechseln WERDEN."

M 80 und M 1.80 In kostspieligen Mappenwerken für den Bilderschmuck des Reichen und in billigen Bänden, — in kleiner beschränkter Auflage und in Zehntausenden von Abzügen schickt der Verlag seine Werke hinaus, jedem Anspruch zu dienen suchend, soweit er nur auf wirklich Wertvolles sich richtet. So druckten wir LAUTREC'S elf entzückende Lithographien „Elles" faksimilegetreu für achtzig Mark, und 130 Tierdarstellungen aller Zeiten in Reinhard Piper's „TIER IN DER KUNST" für eine Mark achtzig Pfennige.

* * *



Harunobu: Weberin, der ihr kleiner Sohn die Zunge herausstreckt
Farbholzschnitt. Aus Kurth's Harunobu

Der Verlag beschränkt sich jedoch nicht nur darauf, Kunstwerke zu reproduzieren, die schließlich auch ohne ihn vorhanden wären, — obwohl die Werke unserer Größten erst recht eigent- Moderne Zeichner: Reinhardt, Kubin, Beckmannn



Max Beckmann, Liebespaar. Zeichnung

lich durch die nicht an den Ort gebundene Reproduktion in das allgemeine Bewußtsein übergehen und so ihre Wirkungen ins Unendliche vervielfältigen können. Er sucht auch als Auftraggeber die Produktion selbst anzuregen. So veranlaßten wir den noch wenig bekannten Münchner Maler Franz Reinhardt

zu seinen kraftvollen Simsonzeichnungen und luden Alfred Kubin ein, für uns Dostojewskis Doppelgänger, ein dem Künstler besonders wahlverwandtes Werk, mit sechzig Zeichnungen zu schmücken. Von beiden bringt unser Almanach Proben. Zu einem andern Werk Dostojewskis wird Max Beckmann Lithographien beisteuern. Maria Lahrs schnitt zu den Irischen Elfenmärchen phantasievolle Silhouetten.

Dürer, Rembrandt als Zeichner

Aus den Kämpfen der Meinungen, aus dem Streit des Tages kehren wir immer wieder zu den, diesem Streit entrückten Werten zurück. Heinrich Wölfflin gibt bei uns nächstens die schönsten Zeichnungen von Dürer heraus, Carl Neumann die von Rembrandt. Jeder Band wird etwa 80 Blätter großen Formats und eine Einführung umfassen. Die Bände werden nicht teuer sein. Neben den bereits vorhandenen Ausgaben der Gemälde und Stiche dieser Meister mußte auch unbedingt eine Ausgabe ihrer wichtigsten Handzeichnungen treten. Dabei ist es erfreulicherweise möglich, Handzeichnungen nahezu faksimilegetreu abzubilden, da weder, wie bei den Gemälden, die Farbe ausgeschaltet zu werden braucht, noch das Original eine allzustarke Verkleinerung sich gefallen lassen muß. Die Handzeichnungen sind sozusagen die Kammermusik der bildenden Kunst. Wir brauchen unser Haus nicht zu verlassen, um den Originalen ganz nahe zu sein.

* * *

Architektur

Den drei billigen Bänden über die Schöne deutsche Stadt haben wir ein zweibändiges Werk über das Deutsche Dorf zur Seite gestellt, von dem soeben der süddeutsche Teil erschienen ist. Diese fünf Bände zusammen bieten mit ihren nahezu 1000 Abbildungen ein schier unerschöpfliches Anschauungsmaterial der ländlichen und städtischen deutschen Bauweise. Vom einfachen Bauernhaus bis zum gotischen Dom ist hier

alles vertreten, was wir Deutsche gebaut haben. Ein Band über die TIROLER und einer über die SCHWEIZER Stadt wird sich nächstes Jahr anschließen. An bedeutenden Spezialwerken zur Architektur ist dann vor allem Otto Piper's grundlegende, in dritter Auflage erschienene, große „BURGENKUNDE“ zu nennen, sowie das reizende bilderreiche ROTHENBURGbuch Boegners.



Kubin: Vignette zum Doppelgänger

Schöne Literatur

Wir kommen nun zur zweiten Hauptgruppe des Verlags, der SCHÖNEN LITERATUR.

Wenn unser Verlag hier keinen der allerersten deutschen Dichter aufweisen kann, so liegt das daran, daß diese, als wir auf den Plan traten, meist schon mit einem der bestehenden großen Verlage in fester Verbindung standen. Für die schöne Literatur war ja damals weit besser gesorgt als für bildende Kunst. Es war nur natürlich, daß wir uns ein Gebiet suchten, wo wir noch besonders viel zu tun fanden und das dazu auch unsern persönlichen Neigungen besonders lag.

Dosto-
jewski

Nichtsdestoweniger haben wir die Gesamt-Ausgabe desjenigen Dichters bringen können, der nach einem Ausspruch Bierbaums neben Nietzsche der größte und der einzig wirklich ganz große Autor der modernen Literatur ist: Dostojewski. Es war uns in den ersten Jahren nicht ganz leicht, die 22bändige Gesamt-Ausgabe, die nächstens ihren Abschluß findet, durchzuführen. Man hatte Dostojewski neben Tolstoi lange Zeit vernachlässigt. Wie oft flog der Name Tolstoi durch die Zeitungen! Wie selten wurde Dostojewski genannt! Und doch sind wir mit Mereschkowski der Überzeugung, daß das Werk Dostojewskis größere Zukunftswerte in sich birgt. Er ist überhaupt ein Dichter der Zukunft. Wer hat das moderne Leben, seine grandiosen, heroischen, phantastischen Seiten, wer hat die Menschen unserer Zeit so darzustellen vermocht? Wer hat neben einer fast unübersehbaren Breite der Anschauung zugleich so in die mystischen Tiefen dringen können? Wir lieben durchaus nicht die Methode, zum Lob des einen die andern zu verkleinern und trotzdem muß gesagt werden, daß Ibsen neben Dostojewski, wie dies auch Paul Ernst ausführt, wie ein enger Doktrinär wirkt, Zola wie ein veralteter Roman-Schriftsteller. Strindberg, der mit Dostojewski den mystischen Zug teilt, ist ein viel zu spezieller Fall. Er spricht nur von sich selbst. Dostojewski ist ein Menschheitsdichter. Man hatte ihn lange für einen spezifisch russischen Dichter gehalten. Hat man aber die ersten Seiten seiner Bücher gelesen, so vergißt man, daß man in Rußland ist. Hermann Bahr spricht es in einem Essay aus, der zusammen mit einem Aufsatz von Mereschkowski als Einführung in Dostojewski bei uns erscheint. „Einer sagt dem anderen nach, Dostojewski sei, so groß er ist, doch zu sehr Russe, um unmittelbar auf uns wirken zu können. Jeder glaubt es seiner Bildung schuldig, das Totenhaus, den Raskolnikoff, allenfalls noch die Karama-

soff zu kennen, wird aber abgeschreckt durch irgend etwas Fremdes, grauenhaft anlockend Barbarisches, vor dem er lieber noch zur rechten Zeit flieht. Es scheint, daß in diesen Werken das Geheimnis einer Nation enthalten ist, das, wer ihr nicht angehört, ja doch niemals erfühlen wird. Dieser Meinung bin ich jetzt durchaus nicht mehr; ich fand, daß es unser aller Geheimnis ist. Auch auf mich hat er anfangs fremd gewirkt, ganz anders, als wir es von unseren Dichtern gewohnt sind. Ich blieb befremdet, solange ich ihn an dieser Gewohnheit maß. Ich war mit ihm vertraut, sobald ich nicht mehr an die Kunst dachte, sondern an mein Leben".

Wenn uns jemand fragen würde, welches Buch unseres Verlags er zuerst in die Hand nehmen solle, so würden wir ihm immer die Brüder Karamasoff von Dostojewski nennen. Er wird zuerst vor dem Umfang erschrecken, aber nach fünfzig Seiten wird er ihn vergessen. Bierbaum sagt mit Recht: „Wer auch nur EIN Buch Dostojewski kennt, weiß wie fesselnd, wie hinreißend dieser Koloß auch zuunterhalten weiß." Wer aber von Dostojewski BEQUEM einen Eindruck haben will, lese in dem Band „Aus dem Dunkel der Großstadt", die Humoreske: „Eine dumme Geschichte". Ein vom Liberalismus angekränkelter Minister will sich populär machen und besucht die Hochzeit eines seiner Kanzlisten. Sein Erscheinen erregt hier zunächst allgemeines Entsetzen. Später tuschelt man, der Herr Minister sei nicht mehr ganz nüchtern, da man sich auf eine andere Weise den exzentrischen Einfall nicht erklären kann und man amüsiert sich ungeniert weiter, ja vergißt den Ehrengast beinahe. Dieser trinkt aus Verzweiflung ungewohnt viel Champagner und wartet immer noch auf eine Gelegenheit, die Situation zu retten. Schließlich bewirft man ihn respektlos mit Brotkügelchen und der Minister fällt, nun wirklich betrunken, unter den Tisch. Man muß ihn auf dem Hochzeitsbett



Ernst Barlach: Der Mörder
Skizze zu einer Holzplastik

der Neuvermählten einquartieren, da ein anderes Bett nicht zur Verfügung steht und er nicht imstande ist, den Heimweg anzutreten. Am nächsten Morgen erfolgt die moralische Katastrophe. Er will in die Einsamkeit fliehen, aber er entschließt sich, doch lieber wieder der strenge Minister zu sein und — verzeiht seinem Kanzlisten großmütig den Vorfall.

Mereschkowski

Neben dem Riesen Dostojewski hat die gegenwärtige Schriftstellergeneration Rußlands einen schweren Stand. Ihre Kraft kann nur einen kleinen Bezirk seines Riesenreichs umspannen. Ihr bedeutendster Mann aber ist jedenfalls MERESCHKOWSKI, dessen Werke wir vor Erscheinen der russischen Ausgabe in deutscher Sprache bringen. Mereschkowski hat für unsern Almanach seine Erinnerungen niedergeschrieben. Nach dem berühmten „Leonardo" und dem künstlerisch sehr bedeutenden „Julian Apostata" — Gottfried Traub hat dies Bild des Kampfes antiker und christlicher Weltanschauung als sehr zeitgemäß empfohlen — erschien zuletzt von ihm der Roman „Alexander I.": die Schilderung der nachnapoleonischen Zeit und sozusagen die Fortsetzung von Tolstois „Krieg und Frieden". Daran anschließen wird sich ein Essay-Band „Ewige

Gefährten", der Aufsätze über Cervantes, Montaigne, Flaubert, Goethe, Dostojewski, Shakespeare und andere enthält. Was wir an Essays von Mereschkowski kennen (man lese etwa seinen Band „Der Anmarsch des Pöbels"), hat uns gezeigt, daß Mereschkowskis Analysen großer Persönlichkeiten scharf und klar sind, wie sie sonst kaum geschrieben werden.

* * *

France

Kein größerer Gegensatz ist denkbar zu Dostojewski als ANATOLE FRANCE. Kann uns Dostojewski durch seine Wildheit erschrecken, so ist bei France alles gezähmt und kultiviert. Er ist wohl der kultivierteste Geist der Gegenwart. Für alle Leidenschaft hat er ein skeptisches Lächeln, aber merkwürdig: er wirkt dabei nicht kühl, sondern ihm steht eine herzliche Innigkeit zu Gebote. France wird nächstens 70 Jahre. Man hat bei seinen Büchern den Eindruck: Er ist immer ein lächelnder Greis gewesen. Man lese seine „Thais", die Geschichte von der sittenlosen antiken Tänzerin, zu deren Bekehrung ein alter Einsiedler die ägyptische Wüste verläßt. Thais wird Nonne, Paphnucius jedoch, der Einsiedler, büßt alle seine Heiligkeit ein, ein rasendes Liebesfeuer ergreift ihn und er blamiert sich unsterblich. Doch das ist nur das Gerüst der Handlung. Man lese die geistvollen Unterhaltungen beim Gastmahl, die Erzählung des christlichen Sklaven und freue sich an den verdrehten Einsiedlern. Wenn uns der Umfang der Dostojewski-Werke zunächst befremdet, so ist France dafür um so knapper. In schmalen Bänden gibt er den Extrakt eines ganzen Zeitalters, — so das 18. Jahrhundert in der „Bratküche zur Königin Pedauque". „Aus dieser Schöpfung Anatole Frances steigt frei und leicht der Geist gallischer Anmut empor, ein lachender Besieger der Gewalten, an deren Bekämpfung sich deutscher Ernst verblutet" schrieb das „Berliner Tagblatt" darüber.

Balzac Von Balzac brachten wir die Ergötzlichen Geschichten, die er „in den Abteien des guten Lebens gesammelt und zur Freude pantagruelischer Kumpane an den Tag gebracht hat", in der Übersetzung von Paul Wiegler, dem bekannten Vermittler französischer Literatur, der auch in unserer Sammlung „Fruchtschale" einen feinen Band über das französische Theater der Vergangenheit veröffentlicht hat. In den „Ergötzlichen Geschichten" erweist sich Balzac als legitimer Erbe Boccaccios. Sie sprudeln über von Lebenskraft und Erfindungsgabe, dabei sind sie keineswegs nur ergötzlich. In der Geschichte vom Succubus z. B. hat dieser Humor einen großartigen dämonischen Zug.

Morgenstern Von deutschen Dichtern haben wir uns besonders des zarten und tiefen Lyrikers Christian Morgenstern angenommen, von dem man im allgemeinen nur den skurrilen Humor kennt. (Auch dieser ist in unserm Verlag vertreten, und zwar mit dem „Horatius Travestitus".) Wer in unserem Almanach des Dichters Autobiographische Notiz liest, wird merken, daß Morgenstern einer der Sucher unserer Zeit ist, deren metaphysisches Bedürfnis sich nicht mit ein paar monistischen Redensarten einschläfern läßt. Schon aus den humoristischen Werken Morgensterns war zu spüren, daß dieser Humor Tiefe hat. Das sollte eigentlich neugierig machen, auch den Ernst dieses Mannes kennen zu lernen. Wir bemerken noch, daß sich eine Aphorismensammlung des Dichters in Vorbereitung befindet: Ein Bändchen für „Selbstdenker", um einen Ausdruck Lichtenbergs zu gebrauchen.

Lyriker Den Freund gehaltvoller, ursprünglicher und erlebter Lyrik (auf ein paar hundert Gedichtbände, die gedruckt werden, kommt davon kaum einer) weisen wir hin auf Wilhelm Michels „Zuschauer", auf Margarete Susmans „Neue Gedichte", auf Hugo Eicks „Nordische Landschaft" und die Bände von Kurt Piper.



Ägyptisch (etwa 600 v. Chr.): Sitzender Hund
Aus Piper's Tier in der Kunst

Ein Erzähler-Talent, von dem wir uns viel versprechen, ist Margarete Siebert, die bei uns drei Bücher erscheinen ließ: „Rahel Hake", „Aus dem Leben des jungen Martin Wiegelandt" und „Maria Stuart in Schottland". Es tut uns leid, für eine Probe aus einem dieser Bücher hier keinen Platz zu haben. Besonders auf den zuletzt genannten historischen Roman legen wir großen Wert. Historische Romane pflegen Mißtrauen zu begegnen; zu oft ist die Darstellungskraft dem großen Stoff nicht gewachsen. Margarete Siebert unternimmt eine neue Lösung des Problems; sie wählt als Stoff ein Leben, das in Wirklichkeit künstlerisch großartiger verlief, als menschliche Erfindungskraft nur ausdenken kann und erzählt es mit allen Mitteln einer glänzend entwickelten Darstellungskunst. So läßt sie ihre großen Gestalten ganz in der ihnen eignen Empfindungs- und Handlungssphäre. Dadurch werden ihre Gestalten überraschend lebendig. Königin Maria Stuart selbst, sie, die interessant und doch nicht erklärt vor dem Gemüt jedes Deutschen steht; ihr wilder verräterischer Adel, ihre treulosen Minister, ihre beiden Gatten, der bübische Darnley und der verwegene Bothwell, ihre Hofdamen, John Knox, der



Max Pechstein: Die Badende

Margarete Siebert

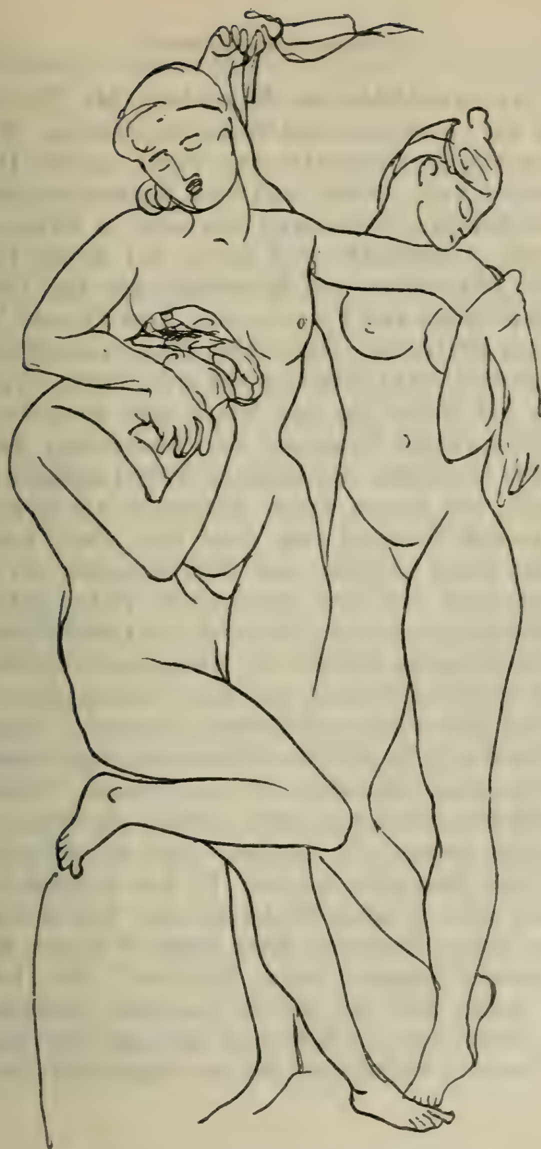
schottische Reformator, das ganze wilde Geschlecht kommt, wie um nochmals seine Kämpfe zu streiten und seine skrupellosen Taten zu begehen.

* * *

Georg Queri

Eine originelle Figur ist Georg Queri. Er kennt in Oberbayern jeden Menschen und schildert Land und Volk, wie es leibt und lebt. Und nicht wie einer der üblichen Salon-Dialektdichter, sondern wie ein Künstler. Er ist ein ganz ursprüngliches Talent, dabei von keiner artistischen Kultur beleckt. Er kennt das bayerische Volkstum durch und durch und hat ganze Schubladen voll Liedern, Schnurren und Schnadahüpfeln gesammelt. Seine Aufgabe sieht er gerade darin, den bayerischen Volksstamm von dem unechten Kostüm zu befreien, in das ihn die übliche Romanschriftstellerei der Heimatkunst und im Gefolge derer die Witzblätter gesteckt haben. Deshalb hat er in zwei starken Bänden „Bauernerotik und Bauernfehme" und „Kraftbayrisch: ein Wörterbuch der erotischen und skatologischen Redensarten der Altbayern", die nur als Privatdrucke verbreitet werden konnten, die Überlieferung wissenschaftlich gesammelt. Das letztere Werk wurde auf Antrag des Münchner Staatsanwalts beschlagnahmt, jedoch auf Grund der Gutachten von Thoma, Ganghofer, M. G. Conrad und anderen freigegeben. Auch die Berufung des Staatsanwalts zum Reichsgericht wurde verworfen. So kann es denn ungehindert seinen Platz in den Bibliotheken der Gelehrten und Liebhaber einnehmen, und auch der Gelehrteste wird bei der Lektüre sich eines heiteren Auflachens nicht schämen.
Die zwei Schnurren unseres Almanachs mögen zeigen, wie sich dem Autor die volkstümlichen Überlieferungen unter der Hand zu kleinen Kunstwerken runden.

* * *



Rodin: Drei Frauen. Zeichnung

Die Fruchtschale In unserer neunzehnbändigen Sammlung der „Fruchtschale“ dominieren die Tagebücher und Bekenntnisschriften. Wir haben diese Sammlung in Taschenformat, deren großer Druck sich sehr angenehm liest, soeben von Paul Renner neu ausstatten lassen. Bie Bände präsentieren sich jetzt in ihrem farbigen Einband sehr vorteilhaft und laden mit ihrem bequemen Format zum Mitnehmen auf Spaziergängen ein. Hier finden **Vauvenargues** wir die Aphorismen von Vauvenargues, dem Freund Voltaires und Vorläufer Nietzsches. Sein heller Geist, seine Philosophie des Lebensmutes wirkt stählend und erfrischend. Wie lapidar wirkt solch ein Satz: „In der Natur gibt es keine Widersprüche.“ Der zweite Franzose der Sammlung ist Nicolas **Chamfort** Chamfort, der zu seinen Aphorismen höchst amüsante Anekdoten gesellt, von denen unser Almanach ein paar Proben bringt. Friedrich Schlegel sagt über ihn: „Sein köstlichster Nachlaß sind seine Einfälle und Bemerkungen zur Lebensweisheit, ein Buch voll von gediegenem Witz, tiefem Sinn, zarter Fühlbarkeit, von reifer Vernunft und fester Männlichkeit und von interessanten Spuren der lebendigsten Leidenschaftlichkeit und dabei auserlesen und von vollendetem Ausdruck; ohne Vergleich das höchste und erste seiner Art.“ Des Genfers **Amiel** Henri Fréderic Amiels Tagebücher führen uns einen leisen stillen Menschen vor, einen Menschen des Zuschauens, Fühlens, Zergliederns, Nachinnenlebens; ganz anders die Prosaschriften **Whitman** Walt Whitmans, dessen „Grashalme“ auch in Deutschland viel bewundert und übersetzt wurden. Er hat wirklich den Satz „In der Natur gibt es keine Widersprüche“ tief in sich erlebt. Er ist selbst Natur. Hermann Bahr nennt Wagner, Whitman und Dostojewski „unsere letzten Künstler“. Wir können es verstehen, wenn sich der hilflos suchende problematische Mensch der Gegenwart an Whitman hält und hier, angesteckt von seiner Unerschütterlichkeit, sich geborgen fühlt. Die „Hilfe“

schrieb: Whitman ist einer der großen ethischen Erneuerer der Menschheit.

Mystiker und Aphari-stiker

Von Deutschen sind hier die Menschen HEINRICH SUSO, JAKOB BÖHME, FRIEDRICH SCHLEGEL, AUGUST VON PLATEN, ADALBERT STIFTER und JEAN PAUL in eigenen Bänden zu Wort gekommen. Wir sagen absichtlich „die Menschen", denn diese sprechen hier in Tagebüchern, Bekenntnissen und Aphorismen. Wenn man die Bände liest, hat man das Gefühl, Menschen gegenüberzustehen.

Schopen-hauer

Auch die SCHOPENHAUERSCHE Philosophie ist in erster Linie Ausdruck einer großartigen Menschlichkeit. Selbst wem das „SYSTEM" in seiner mächtigen Architektonik fremd bleibt, der MENSCH Schopenhauer muß ihn fesseln. Die große Deussensche Gesamtausgabe von SCHOPENHAUERS Werken steht im Mittelpunkt der philosophischen Abteilung unseres Verlags. Es ist unser besonderer Stolz, daß wir aus jahrelanger persönlicher Beschäftigung mit dem Philosophen die Anregung zu dieser Gesamtausgabe geben konnten, die eben auch ein PERSÖNLICHES Bedürfnis befriedigen sollte. Nachdem Grisebachs Ausgabe in Reclams Universalbibliothek erschienen war, glaubte man allgemein, daß dieser Herausgeber kaum mehr etwas zu tun übrig gelassen habe. Die Ausgabe war ja auch wirklich seinerzeit die vollständigste. Trotzdem war diese Vollständigkeit nur eine sehr relative. Grisebach selbst hat ja an einer, allerdings ziemlich versteckten, Stelle darauf hingewiesen. Von unserer Ausgabe nun werden ungefähr sechs Bände bisher völlig unbekanntes Material enthalten, und zwar sind das nicht, wie dies etwa bei unsern Klassikern kaum mehr anders möglich wäre, bedeutungslose Schnitzel, sondern geradezu Hauptwerke. So z. B. die zwei Bände der VORLESUNGEN von denen ein Beurteiler sagt, daß sie von jetzt an wohl der meist benutzte Zugang zu Schopen-

hauers Philosophie überhaupt sein würden. In zwei weiteren Bänden bringt die Ausgabe alles, was Schopenhauer vor Erscheinen der Welt als Wille und Vorstellung an philosophischen Erkenntnissen niedergeschrieben hat. Es sind dies die Papiere, von denen er selbst bemerkt, daß sie den Gärungsprozess seines Denkens enthielten. Diesem nachzuspüren, das allmähliche Hervortreten der grundlegenden Gedanken Schopenhauers mitzuerleben, ist gewiß ein unvergleichlicher Genuß. Schließlich bringen wir auch noch die späteren Manuskriptbücher Schopenhauers vollständig und in der genauen Reihenfolge ihrer Niederschrift. Welche ungehobenen Schätze diese Manuskriptbücher noch bergen, mögen die paar Proben unseres Almanachs zeigen.

Buddho

Neben der Schopenhauer-Ausgabe stehen die Veröffentlichungen Karl Eugen Neumanns aus der Buddistischen Literatur, von denen behauptet wurde, daß auch Schopenhauer an ihnen seine Freude gehabt hätte. Er mußte bekanntlich die ihm so geistesverwandte indische Philosophie aus noch ganz unzulänglichen Hilfsmitteln kennen lernen.

Al-Raschid-Bey

Wie die tiefsten Erkenntnisse der indischen und Schopenhauerschen Philosophie auf einen Menschen unserer Zeit wirken, zeigt Omar al Raschid Beys (des Gatten der Helene Böhlau) Buch „Das hohe Ziel der Erkenntnis“. Unser Almanach bringt hierüber einen Brief von Hans Thoma.

* * *

Musik

Über Musik veröffentlichte der Verlag bisher sieben Bücher. Die Klassiker Beethoven und Brahms behandeln zwei Werke von W. A. Thomas-San-Galli, der nicht nur ein feiner Kopf, ein selbständiger Forscher, sondern auch ein tüchtiger praktischer Musiker ist. Beethoven und Brahms scheinen all-



Beethoven. Zeichnung von Lyser

bekannt und doch, sie sind nur „populär". Unsere Beziehungen zu diesen beiden zu vertiefen, suchen die Bücher von Thomas-San-Galli.

Mahler Aber auch hier wollen wir in erster Linie der Gegenwart dienen und haben uns deshalb zum Vorkämpfer für Gustav Mahler, Max Reger, Anton Bruckner und Arnold Schönberg gemacht. Heute ist der Name Gustav Mahler in aller Mund. Es ist uns aber eine besondere Befriedigung, unsere beiden Bücher über ihn zu einer Zeit gebracht zu haben, als man seine Symphonien wohl beschimpfte, aber nicht aufführte; und so konnten wir noch dem lebenden Künstler eine Freude machen. Man stößt sich an den wilden Kontrasten seiner Kunst, die so naiv sein kann wie Schubert und so zerrissen und fratzenhaft wie Berlioz. Man spiele den langsamen Satz seiner ersten Symphonie. Da hat man beides. Nicht umsonst war Mahler ein Kind unserer Zeit, nicht umsonst war, wie er uns sagte, Dostojewski sein Lieblingsdichter. Wir glauben, das Naive, das Deutsche war seine Sehnsucht. Und die tiefsten erschütterndsten Werke werden aus Sehnsucht geboren. —

Doch wir wollen nicht in pedantischer Weise zu jedem unserer Bücher ein Sprüchlein aufsagen. Trotzdem da noch solche gar nicht verächtlichen Dinge wären wie Steinitzers großer Bilderatlas des Alpinismus, Preisendanz „Liebe der Günderode" Schlössers Platen und Anderes mehr. Das würde auch für den Leser zu langweilig und vor all den Titeln und Namen wüßte er nicht, wo anfangen. Uns liegt aber vor allem daran, den Leser, soweit er es noch nicht getan hat, zu irgend einem Anfangen freundlichst zu nötigen und deshalb setzten wir ihm so viele Proben vor. Er hat hier eine ganze Bibliothek in nuce. Bequemer kann mans ihm nicht machen.



Folgen des Symposions
Aus Buschor's Griechischer Vasenmalerei



Im Zirkus. Kinderzeichnung

KUNST

BAUER, CURT: Aesthetik des Lichts. *Mit 13 Tafeln. 231 Seiten. Geh. M. 4.50, gebd. M. 6.—.*

Aus dem Inhalt: Die Tragödie der Zeit. — Die Sinne im Kreislauf der Elemente. — Licht und Farben: Allgemeines. — Das Licht im Seelenleben: Lichtsinn und Vorstellungen. — Die Stimmung der Seele: Stimmung durch Kontrastfarben. — Der Formensinn: Das Streben zur Form.

BERTELS, FRANCISCO GOYA u. HONORÉ DAUMIER: s. u. Illustratoren, Klassische.

BREDT, Dr. E. W.: Sittliche oder unsittliche Kunst? *Eine historische Revision. Mit 76 Bildern. 40. Tausend. 122 Seiten. Geh. M. 1.80, gebd. M. 2.80.*

BRUEGEL (Bauern-Bruegel) s. u. Illustratoren, Klassische.

BUSCHOR, Griechische Vasenmalerei, s. u. Illustratoren, Klassische.

CÉZANNE-MAPPE. *15 Folioblätter auf Karton gelegt. Preis in Mappe M. 5.—.*

Inhalt: Selbstbildnis. — Stilleben mit Weinflasche. — Die Badenden. — Berglandschaft. — Tulpen. — Bildnis der Gattin des Künstlers I. — Weiblicher Akt vor dem Spiegel. — Landstrasse. — Der Raucher. — Stilleben

mit Äpfeln und Primeln. — Der Bahndurchstich. — Bildnis der Gattin des Künstlers II. — Weibliches Brustbild. — Die Allee. — Selbstbildnis mit Turban.

CÉZANNE, s. u. Meier-Graefe, Julius.

COROT, s. u. Meier-Graefe, Julius.

COURBET, s. u. Meier-Graefe, Julius.

CRANACH, s. u. Illustratoren, Klassische.

DAUMIER, HONORÉ von Erich Klossowski. *Mit 134 Abbildungen und 4 Lichtdrucktafeln. 233 Seiten. 2. Auflage Gebd. M 30.—. Blätter für Bücherfreunde: „Das monumentale Werk Klossowskis, das für jeden Kunstfreund ein Ereignis sein wird, lässt zum erstenmal die ganze Größe Daumiers erkennen. Es ist eine der besten Künstlermonographien der letzten Jahre".*

DAUMIER, s. auch u. Illustratoren, Klassische.

DEGAS, s. u. Meier-Graefe, Julius.

DERI, Dr. Max: Die Neue Malerei. *Impressionismus, Pointillismus, Futuristen, die großen Übergangsmeister, Kubismus, Expressionismus, Absolute Malerei. Mit etwa 30 Abbildungen nach Courbet, Manet, Liebermann, Cézanne, van Gogh, Hodler, Matisse, Pechstein, Kandinsky, Signac, Barlach u. a. Geh. M 6.—, gebd. M 7.50. Erscheint Ende 1913.*

DEUTSCHE UND FRANZÖSISCHE KUNST. *Eine Auseinandersetzung deutscher Künstler. Galerieleiter, Sammler und Schriftsteller mit Beiträgen von Liebermann, Slevogt, Corinth, Gaul, Beckmann, Pechstein, Trübner, Kandinsky, Marc, Worringer, Hausenstein, Voll, Kessler, Cassirer, Pauli, Lichtwark, Osthaus u. a. 182 Seiten. Geh. M 1.80. Frankf. Ztg.: Wie die Broschüre der Zukunft einmal ein wertvolles Dokument über das Kunststreben unserer Zeit liefern wird, so vermag sie die Gegenwart in der lebendigsten und anschaulichsten Weise einzuführen in die Probleme, um die das Kunstschaffen der Zeit ringt.*

DOMS, Wilhelm, Grotesken. *Zwölf Radierungen in Mappe. 250 numerierte und vom Künstler signierte Exemplare auf englischem Kupferdruckpapier in Ganzleinenmappe M 30.—, 50 numerierte und vom Künstler signierte Exemplare auf Japan in Halbpergamentmappe M 50.—.*

ESSWEIN, s. u. Illustratoren, Moderne.

FIEDLER, KONRAD: Schriften über Kunst. *Herausgegeben von Hermann Konnerth. Erster Band. Inhalt:*
Konrad Fiedler von Hermann Konnerth. — Über die Beurteilung von Werken der bildenden Kunst. — Über Kunstinteressen und deren Förderung. — Moderner Naturalismus und künstlerische Wahrheit. — Der Ursprung der künstlerischen Tätigkeit. — Marées. 462 Seiten. Geh. M 6.—, gebd. M 8.50.
H. Wölfflin (Repertorium für Kunstwissenschaft): „Der unmittelbare Vorgänger Fiedlers ist Kant. Wie Kant als Erkenntnistheoretiker davon ausging, den Begriff der Erfahrung zu analysieren, so ist für Fiedlers Ästhetik Ausgangspunkt die Analyse des Begriffs der Sichtbarkeit. Und wie Kant dazu kam zu sagen: die Grundsätze, nach denen für uns Erfahrung möglich ist, sind zugleich die Gesetze der Natur, so gelangte Fiedler zu der These: Erst in der künstlerischen Form kann die Wirklichkeit von uns aufgefasst werden. Die Fiedlersche Ästhetik ist prinzipiell eine Ästhetik, die sich an den Künstler wendet, um zu erfahren, was Kunst ist, und nicht bloß den Betrachter fragt, was er von der Kunst für einen Eindruck empfangen habe".
Paul Fechter (Süddeutsche Monatshefte): „In der Wirrnis der Gegenwart gibt es nichts, was derart klärend zu wirken vermöchte wie das Erbe Konrad Fiedlers".
Der zweite Band erscheint Anfang 1914.

FRIEDLAENDER, Dr. Walter: siehe Poussin.

GAUGUIN-MAPPE. *15 Folioblätter auf Karton gelegt.*
Preis in Mappe M 5.—.
Inhalt: Selbstbildnis. — Contes Barbares. — Französische Landschaft. — Bildnis eines Mädchens. — Legende. — Bildnis eines tahitischen Mädchens. — Mädchen unter Bäumen. — Tahitierin mit Fächer. — Mädchen mit Fruchtschale. — Mädchen in der Hütte. — Jüngling zwischen zwei Mädchen. — Liegende Tahitierin. — Tahitische Landschaft. — Die Geburt Christi. — Badende Tahitierinnen.

VAN GOGH-MAPPE. *15 Folioblätter auf Karton gelegt.*
Preis in Mappe M 5.—.
Inhalt: Selbstbildnis mit Pfeife. — Bildnis des Dr. Gachet. — Der Stuhl. — Der Bahnübergang. — Der Baum. — Das Nacht-Café. — Die Frau am Herd. — Dorfecke. — Bildnis des Kunsthändlers Père Tangy. — Dorflandschaft im Sturm. — Sitzende Dame. — Die Ernte in der Provence. —

Junges Mädchen. — Landschaft mit Zypresse. — Selbstbildnis mit Widmung an Gauguin.
Berliner Börsen-Courier: „Die Mappe enthält 15 Blätter des genialen Meisters, dessen herbes stolzes Ringen nach der grossen Kunst aus jedem Blatte entgegenleuchtet. Keiner von den Modernen hat so in dem Leben der Schöpfung gestanden, hat so dem Pulsschlag des Wachsens und Werdens gelauscht und den menschlichen Rhythmus in der Natur erfasst wie van Gogh."

VAN GOGH. Persönliche Erinnerungen an. Von E. H. du Quesne-van Gogh. *Mit 24 Abbildungen. 4. Auflage. 84 Seiten. Gebd. M 3.—. 50 numerierte Exemplare auf Holländisch Bütten in Leder gebd. M 15.—.*
Die Zukunft: „Das Buch bringt, in schlichtester Darstellung, viele Einzelheiten, die uns den Künstler erst richtig sehen lehren. Die Kunstgeschichte zeigt dem Betrachter kaum noch eine Gestalt, deren Anblick so zu rühren vermöchte. Was aus Diesem geworden wäre, wenn er noch zwanzig Jahre, noch zehn nur gelebt hätte, ist nicht zu ermessen. Er sah, wie keiner je vor ihm gesehen hatte, und bleibt jedem, der ihn empfunden hat, als die Urform des Malergenies unvergesslich".

GOGH, Van s. auch u. Meier-Graefe, Julius.

GOYA, s. u. Illustratoren, Klassische.

HABERMANN, Hugo von, von Fritz von Ostini. *Mit 70 Abbildungen, darunter neun Tafeln in Lichtdruck und Tonätzung. 177 Seiten.*
Geh. M 20.—, gebd. M 24.—, Luxus-Ausgabe M 40.—.
Kölnische Zeitung: „Die reich ausgestattete Monographie bildet einen wertvollen Beitrag zur modernen Kunstgeschichte. Habermann ist in seiner Eigenart einer der interessantesten künstlerischen Persönlichkeiten des gegenwärtigen Deutschlands und insbesondere eine Charakterfigur der Münchner Kunst".

HARUNOBU, s. u. Illustratoren, Klassische.

HAUSENSTEIN, Dr. Wilhelm: Der nackte Mensch in der Kunst aller Zeiten und Völker. *Grosse Ausgabe. Mit mehr als 700 Abbildungen, darunter 70 Tafeln in Tonätzung, Gravüre und Farbendruck. Einbandzeichnung von Paul Renner. 675 Seiten. 6.—10. Tausend.*
Gebd. M 30.—. Auch in 25 Lieferungen à M 1.—.
Dr. Wilh. Lange (Berliner Börsen-Courier): „Wenn ein Buch ein Führer für Menschen sein kann, denen es heiliger Ernst um die Kunst ist, dann ist es dieses".

HAUSENSTEIN, Dr. Wilhelm: Der nackte Mensch in der Kunst aller Zeiten. *Abriss. Mit 150 Abbildungen. 10. Auflage. 215 Seiten. Gebd. M 3.—.*
Deutsche Malerzeitung; Die Mappe: „Ein Buch wie dieses sollte in keinem Induatelier fehlen; namentlich jungen Malern wird es eine reiche Fundgrube sein.



Vallotton: Badende Frauen. Holzschnitt
Vignette aus Hausenstein's Nacktem Menschen i. d. Kunst.

HAUSENSTEIN, BAUERN-BRUEGEL und ROKOKO, s. u. Illustratoren, Klassische.

HESSE, Rudolf: Spaß muß sein. *Achtzig Federzeichnungen. Gebd. M 5.—.*
Kunstchronik: „Endlich wieder ein wirklicher Humorist, wie wir lange keinen gehabt haben".

HIEBER, Miniaturen s. u. Illustratoren, Klassische.

HODLER-MAPPE: *43 Heliogravüren grossen Formats in Mappe nach den wichtigsten Werken des Meisters. Die Mappe erscheint in drei Ausgaben:*
1. Museums-Ausgabe. Jedes Blatt der Mappe vom Künstler eigenhändig signiert, gedruckt auf handgeschöpftes Bütten mit China-Einlage, vor der Schrift, Papierformat 50/65 cm. In besonders vornehm ausgestatteter Mappe. In 15 numerierten Exemplaren M 600.—.

2. Liebhaber-Ausgabe. Das Titelblatt vom Künstler eigenhändig signiert. Auf handgeschöpftem Bütten mit China-Einlage , vor der Schrift. Papierformat 50/65 cm. In Vorzugsmappe. In 30 Exemplaren M 300.—.
3. Allgemeine Ausgabe. Auf Kupferdruckpapier. Papierformat 45/55 cm. Halb-Pergamentmappe M 150.—.
Man verlange den Sonderprospekt mit ausführlichem Inhaltsverzeichnis.

HODLER, FERDINAND: *Zeichnungen. Herausgegeben und eingeleitet von C. A. Loosli. Etwa 50 Blatt in Lichtdruck. Papierformat 31/38. In Mappe. Zwei Ausgaben:*
1. Liebhaber-Ausgabe auf Japan in Halbpergament-Mappe. 30 Exemplare. Etwa M 100.—.
2. Allgemeine Ausgabe. Leinenmappe. Etwa M 60.—.
Erscheint Herbst 1914. Man verlange den Sonderprospekt.

HODLER, FERDINAND. Von Dr. Ewald Bender. *Zusammenfassende Darstellung der Entwicklung des Meisters. Mit etwa 100 Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen (Die in den beiden vorher genannten Publikationen bereits abgebildeten Werke werden hier nicht wiederholt). Gebunden mit Zeichnung von Hodler auf dem Einband M 30.—. Erscheint Ende 1914.*

HOEBER, Dr. Fritz: Griechische Vasen. *Mit 78 Abbildungen nach Vasengemälden und Gefässformen, darunter vier Farbentafeln. 140 Seiten. Gebd. M 4.—. Vergriffen.*

HOGARTH, s. u. Illustratoren, Klassische.

Illustratoren, Klassische:

Band I. FRANCISCO GOYA von Dr. Kurt Bertels. *Mit 53 Abbildungen nach Gemälden, Zeichnungen und Kupferstichen. 140 Seiten. Gebd. M 4.—.*

Hannoverscher Courier: „Goya wird in der phänomenalen Größe seiner Radierungen von dem großen Publikum noch gar nicht genügend erkannt. Der Hauptwert der Publikation liegt daher wohl in der Tatsache, daß hier auch dem Kunstfreund, der fernab von Museen und Sammlungen zu leben hat und zudem nicht über die Mittel zur Anschaffung der teuren Goya-Werke verfügt, Gelegenheit geboten ist, sich mit Goya vertraut zu machen. Er wird bald zu der Einsicht gelangt sein, daß die giganteske Gewalt der bedeutendsten Goya-Zyklen noch niemals überboten worden ist".



Aus Rudolf Hesse's: Spaß muß sein

Band II. WILLIAM HOGARTH von Julius Meier-Graefe. *Mit 47 Abbildungen nach Gemälden, Zeichnungen und Kupferstichen. 115 Seiten. Gebd. M 4.—.*

Der Tag: „Es ist das beste, was bisher über den Meister gesagt wurde".

Band III. LUKAS CRANACH von Dr. Wilhelm Worringer. *Mit 63 Abbildungen nach Gemälden, Zeichnungen, Kupferstichen und Holzschnitten. 128 Seiten. Gebd. M 4.—.*

„Ein überaus geistvolles und feinsinniges Buch, von verblüffender Plastik und Schlichtheit der Diktion, ungemein klar im Aufbau und von bezwingender Sicherheit in der Durchführung. Und dabei so gar nicht „kunsthistorisch" in dem Sinne, wie es bei einem Buche über Cranach eigentlich zu erwarten wäre." Monatshefte für Kunstwissenschaft.

Band IV. HONORÉ DAUMIER als Lithograph von Dr. Kurt Bertels. *Mit 70 Abbildungen. 150 Seiten. Gebd. M 4.—.*

Blätter für Bücherfreunde": „Das Buch behandelt Daumier als Lithographen, als den genialen Karikaturisten, den leidenschaftlichen Mitstreiter im Kampf des Tages. Der Zeichner Daumier hat eine Geschichte seiner Zeit geschrieben, wie sie großzügiger, packender und eindringlicher nicht gedacht werden kann. Und noch größer als der geschichtliche ist der rein künstlerische Wert dieses gigantischen Lebenswerks. Der Text berücksichtigt beide, die historischen und künstlerischen Elemente, in gleicher Weise. Die Abbildungen geben eine reiche Auswahl der schönsten Blätter aus allen Schaffensperioden und allen Stoffkreisen".

Band V. GRIECHISCHE VASENMALEREI von Ernst Buschor. *Mit 150 Abbildungen. 213 Seiten. Gebd. M 5.—.*

Die griechische Malerei ist restlos und unwiderbringlich verloren. Aber die Zeichenkunst, besonders der älteren Zeit, ist in einer Fülle köstlicher Werke originalster Fassung, in den Vasenbildern, erhalten. Unsere „Griechische Vasenmalerei" unternimmt es zum erstenmal, ihre Entwicklung von den primitivsten Anfängen bis zu den Ausläufern aufzuzeigen; kein anderer Zweig der griechischen Kunstwelt ist so geeignet, die Mannigfaltigkeit und Unerschöpflichkeit des Begriffes „Griechisch" darzutun als die Vasenmalerei in ihren historischen und landschaftlichen Variationen. Das Buch enthält 150 Abbildungen, die fast ausschliesslich Prachtstücke der verschiedenen Zeiten und Richtungen in sorgfältigster Auswahl und stilgetreuer Wiedergabe reproduzieren.



Ferd. Hodler: Zeichnung zum Aufbruch der Jenenser Studenten 1813
Aus den Hodler-Zeichnungen. Verkleinert



Watteau: Bon jour
Aus Hausenstein's Rokoko

Band VI. DER BAUERN-BRUEGEL von Dr. W. Hausenstein *Mit 66 Abbildungen nach Gemälden, Kupferstichen und Zeichnungen. 143 Seiten. Gebd. M. 4.—*
Hannoverscher Courier": „Es ist das erste ernsthafte und geistvolle Werk, das wir über Bruegel in deutscher Sprache besitzen. Wir folgen Hausenstein um so williger, als er über dem Allgemeinen das Besondere, über dem Kollektiven das Persönliche nicht vergißt, und vor allem seinem Werke durch helle Disposition und scharfen Stil eine phänomenale Klarheit gegeben hat".

Band VII. SUZUKI HARUNOBU von Dr. Julius Kurth. *Mit 53 Abbildungen nach japanischen Originalen. 123 Seiten. Gebd. M 4.—.*
Münchener Post": „Die Monographie hat weit darüber hinaus, daß sie uns das Leben und die künstlerische Eigenart des anmutigsten der japanischen Holzschnittkünstler vorführt, einen ganz besonderen Wert: Dr. J. Kurth spricht nicht nur als Kunstkenner, sondern vor allem auch als gründlicher Kenner des japanischen Lebens, dessen Spiegelungen in Kunst und Dichtung uns noch nie zuvor mit so tiefgründiger Wissenschaft aufgezeigt wurden wie hier".

Band VIII. ROKOKO von Dr. Wilhelm Hausenstein. *Französische und deutsche Illustratoren des achtzehnten Jahrhunderts. Mit 90 Abbildungen nach Kupferstichen, Radierungen und Zeichnungen. 141 Seiten. Gebd. M 4.—.*
Monatshefte für Kunstwissenschaft": „Das Buch ist eine Geschichte der französischen und deutschen Illustratoren des 18. Jahrhunderts. Der Nachdruck liegt auf dem rein biographischen Teil. Die Biographien sind mit Witz erzählt, mit amüsanten Anekdötchen gespickt und mit geistreichen Pointen garniert. Die Illustrationen sind sehr gut".

Band IX. DIE ALTDEUTSCHE BUCHILLUSTRATION von Dr. Wilhelm Worringer *Mit 105 Abbildungen nach Holzschnitten. 152 Seiten. Gebd. mit handkoloriertem Holzschnitt auf dem Deckel M 7.—.*
Pester Lloyd": „Worringer rückt das Problem der gotischen oder mittelalterlichen Buchillustration in ein neues Licht. Der Stoff ist nicht so begrenzt, wie es bei oberflächlicher Betrachtung scheint; er umfaßt einen nicht unwichtigen Teil des Werkes Dürers und Holbeins. Und was Worringer über Dürer ausführt, zählt zu den besten Seiten moderner Kunstpsychologie. Seit Heinrich Wölfflins Dürerwerk ist in diesem Stoffkreis nichts Wichtigeres gesagt worden.

Band X. DIE MINIATUREN DES FRÜHEN MITTELALTERS von Dr. Hermann Hieber, *Mit 80 Abbildungen und 2 Farbentafeln. Mit handkoloriertem Einband. 147 Seiten. Gebd. M 6.—.*



Liebermann: Federzeichnung
Aus Karl Schefflers's Liebermann

Neue freie Presse", Wien: „Wer mit dem Namen Miniatur die Vorstellung von etwas Zierlichem, ja Kleinlichem verbindet, wird hier eine starke Überraschung erleben. Diese Miniaturen sind von so wuchtiger Monumentalität, als ob es sich um Wandmalereien grössten Stils handelte. Ihr inneres Pathos berührt sich mit dem grössten, was die europäische Kunst hervorgebracht hat, mit Signorelli, Michelangelo, in der Gegenwart mit van Gogh und Hodler".

Illustratoren, Moderne von HERMANN ESSWEIN.

Band I. THOMAS THEODOR HEINE.

Band II. HANS BALUSCHEK.

Band III. HENRI DE TOULOUSE LAUTREC. *Zweite, vermehrte Auflage. Mit einem Beitrag von Alfred Walter Heymel über das graphische Werk Lautrecs.*

Band IV. EUGEN KIRCHNER.

Band V. ADOLF OBERLÄNDER.

Band VI. ERNST NEUMANN.

Band VII. EDVARD MUNCH.

Band VIII. AUBREY BEARDSLEY. *2. Auflage. Jeder Band mit vielen Abbildungen und einem Bildnis gebunden M 3.—.*
Band I—IV in einem Band gebunden M 15.—.

KANDINSKY: Klänge. *Gedichte in Prosa. Mit 40 Originalholzschnitten in Schwarzweiss und 12 mehrfarbigen. 300 numerierte und vom Verfasser signierte Exemplare. Einband vom Verfasser. Auf echt holländischem handgeschöpftem Bütten.* M 30.—.

KANDINSKY: Über das Geistige in der Kunst, *insbesondere in der Malerei. Dritte Auflage. Mit 8 Tafeln und 10 Originalholzschnitten. 125 Seiten.* Geh. M 3.—, gebd. M 4.—.
Deutsche Welt" (Dr. Walter Georgi): „Einen eifrigen theoretischen Verfechter hat der Expressionismus in dem Russen Kandinsky gefunden, der gewissermassen die „zehn Gebote" dieser Richtung in einer von hohem Idealismus und künstlerischem Feinsinn getragenen Schrift „Über das Geistige in der Kunst" niedergelegt hat".

KLOSSOWSKI, s. u. Daumier, Honoré.

KONNERTH, HERMANN: Die Kunsttheorie Conrad Fiedlers. *Eine Darlegung der Gesetzlichkeit der bildenden Kunst. Mit einem Anhang: Aus dem Nachlass Conrad Fiedlers. 168 Seiten. Geh. M 3.—, gebd. M 4.—.*
Monatshefte für Kunstwissenschaft": „Wer Adolf Hildebrands „Problem der Form" gelesen und wieder gelesen hatte und offen genug war, sich und anderen einzugestehen, daß er das inhaltsschwere Büchlein nicht oder doch nicht vollständig zu erfassen vermöge, der wünschte sich wohl einen gewissenhaften Führer durch die mitunter etwas dunklen Gedankengänge dieses Philosophen und Bildhauers. Einen Führer dieser Art haben wir jetzt in dem kleinen Werk erhalten, das Hermann Konnerth der Kunsttheorie Konrad Fiedlers gewidmet hat, und das weit mehr bietet, als der Titel verspricht".

KRÜGER, MAX: Über Bühne und bildende Kunst. *Mit 19 Abbildungen. 102 Seiten.* Geh. M 3.—.
„Saale-Zeitung" (Martin Feuchtwanger): „Krügers Buch hat ein Künstler geschrieben, der Bühnenpraxis und Verständnis für die Technik des Theaters hat und der wissenschaftlich geschult ist. Der ästhetische Teil und der historische Teil des Werkes sind mit erstaunlicher Gründlichkeit bearbeitet".

KURTH, Dr. JULIUS: Der japanische Holzschnitt. *Ein Abriss seiner Geschichte. Mit 75 Abbildungen und 100 Faksimiles von Signaturen. 121 Seiten.* Geb. M 3.—.
Kunstchronik": „Mit den zahlreichen, wohlgewählten Illustrationen, die auch technisch auf der Höhe stehen, und dem lebendig geschriebenen Text bildet das

Buch vielleicht die beste, wenn nicht die einzige kurz gefasste Einführung in die Kunst des japanischen Holzschnitts".

KURTH, Dr. JULIUS: Die Wandmosaiken von Ravenna. *Mit vier farbigen und vierzig schwarzen Tafeln. Zweite Auflage. 380 Seiten. Geh. M 12.—.*
Monatsschrift für kirchliche Kunst: „Wer von der hohen Wichtigkeit der ravennatischen Mosaiken für die kirchliche Kunst überzeugt ist und zugleich erfahren hat, mit welcher ästhetischen und konfessionellen Voreingenommenheit diese bedeutenden Kunstgebilde gemeinhin betrachtet und beurteilt worden sind, weiß den Wert dieses Buches gebührend zu schätzen. Es ist ein außerordentlich tüchtiges Werk und zugleich das erste, das über diesen Gegenstand in deutscher Sprache verfaßt worden ist".

KURTH, Dr. J.: siehe unter Sharaku.

KURTH, Dr. J.: Harunobu s. u. Illustratoren, Klassische.

LIEBERMANN, MAX. Von Karl Scheffler. *Mit einem Porträt nach einer photographischen Aufnahme und 40 Tafeln. 1. Auflage. 97 Textseiten. Geb. M 10.—, Luxus-Ausgabe M 40.—.*

LIEBERMANN, MAX. Von Karl Scheffler. *Zweite völlig umgearbeitete und erweiterte Auflage. Mit 100 Abbildungen nach Gemälden, Zeichnungen und Radierungen. 221 Seiten. Gebd. M 6.—.*
Frankfurter Zeitung": „Ein Buch über Liebermann, wie man es sich kaum besser wünschen mag".

MANET s. u. Meier-Graefe, Julius.

MARCUS, HUGO: Die ornamentale Schönheit der Landschaft und der Natur. *Als Beitrag zu einer allgemeinen Ästhetik der Landschaft und der Natur. 151 Seiten. Geh. M 4.—, gebd. M 5.50.*
Shikronik: „Ein grundgelehrtes Buch, das vielen die Augen öffnen wird und manchem, der bisher eine Landschaft schön fand, ohne sich über das Warum klar zu werden, den Anstoß zum Nachdenken geben und auch zur Lösung der Frage verhelfen wird."

MARÉES s. u. Meier-Graefe, Julius.

MEIER-GRAEFE, JULIUS: Der Fall Böcklin und die Lehre von den Einheiten. *271 Seiten. Geh. M 3.—, gebd. M 4.—.*

MEIER-GRAEFE, JULIUS: **Paul Cézanne.** *Mit 54 Abbildungen. 6. Tausend. 82 Seiten.* *Gebd. M 3.—.*

MEIER-GRAEFE, JULIUS: **Camille Corot.** *Mit 76 Abbildungen. 189 Seiten. 2. Auflage.* *Gebd. M 5.—.*
Berliner Börsencourier": „In seiner feinen, flüssigen Art führt uns Meier-Graefe in das Leben und Streben des Künstlers ein, zeigt uns seine verschiedenen Entwicklungsphasen, von der eigentümlich realistischen Epoche in Rom in den zwanziger Jahren über die Romantik zu der „besten Zeit" in den sechziger und siebziger Jahren".

MEIER-GRAEFE, JULIUS: **Corot und Courbet.** *Zweite Auflage. Mit 54 Abbildungen. 230 Seiten. Nahezu vergriffen. Erscheint nicht neu.* *Gebd. M 8.—.*

MEIER-GRAEFE, JULIUS: **Gustave Courbet.** *Mit 150 Abbildungen. Erscheint 1914.* *Gebunden M 30.—.*

MEIER-GRAEFE, J. et KLOSSOWKI, E.: **La collection Cheramy.** *Catalogue raisonné précédé d'études sur les maîtres principaux de la collection. Illustré de 127 Héliotypies et de 2 Héliogravures hors texte. Reproduktionen nach Werken von Constable, Gainsborough, Reynolds, Hoppner, Romney, Morland, Landseer, Bonington, Turner, Delacroix, David, Prudhon, Gros, Ingres, Chassériau, Géricault, Barye, Corot, Daumier u. A.*
Auf Kupferdruck M 60.—, 30 auf Van Geldern M 120.—, 10 auf Japan M 240.—.

MEIER-GRAEFE, Julius: **Edgar Degas.** *Mit 150 Abbildungen. Erscheint 1914.* *Gebunden M 30.—.*

MEIER-GRAEFE, JULIUS: **Eugène Delacroix.** *Beiträge zu einer Analyse. Mit 150 Abbildungen und dem Faksimile eines Briefes und des Testamentsentwurfes.*
Gebunden in Leinen, mit Zeichnung von Delacroix auf dem Deckel M 30.—

MEIER-GRAEFE, JULIUS: **Entwicklungsgeschichte der Modernen Kunst.** *Zweite neubearbeitete und ergänzte Auflage. Mit über 500 Abbildungen in Original-Lithographie, Holzschnitt, Heliogravüre, Lichtdruck, Netz- und Strichätzung nach Werken der Malerei und Plastik. Die Publikation erscheint zunächst in 10 Lieferungen zu je M 5.—. Bis Ende 1913.*



Lautrec: Das Pferd. Lithographie
Aus den Modernen Illustratoren

liegen 3 Lieferungen vor. Das Werk ist Herbst 1914 vollständig und wird dann in 3 Bänden zum Gesamtpreis von M 50.— abgegeben.
Bekanntlich ist die erste Auflage des Buches seit Langem vergriffen und die wenigen noch im Handel auftauchenden Exemplare werden teuer bezahlt. Die neue Ausgabe ist in allen Teilen überarbeitet und ergänzt, das Illustrationsmaterial ist nahezu verdoppelt worden. Auch die Besitzer der ersten Auflage werden also viel Neues finden.

MEIER-GRAEFE, JULIUS: Die großen Engländer. *Mit 66 Abbildungen. 197 Seiten. Geh. M 8.—, gebd. M 10.—.*
Inhalt: Portrait-Manufacturers. — Wilson und Gainsborough. — Turner. — Constable. — Whistler.
Das Interieur (Wien): „Meier-Graefe gibt in großen Zügen die Entwicklung der englischen Malerei vom Ende des 18. Jahrhunderts bis auf unsere Zeit. Die Darstellung ist glänzend, selbst in den feinsten und schwierigsten Auseinandersetzungen stählern fest und biegsam, mit treffenden Einfällen, klugen Beobachtungen und trefflichen Analysen förmlich überfrachtet und immer anregend“.

MEIER-GRAEFE, JULIUS: Vincent van Gogh. *Mit 50 Abbildungen und dem Faksimile eines Briefes. 6. Tausend. 80 Seiten. Gebd. M 3.—.*
Kölnische Volkszeitung: „Meier-Graefe gibt ein kurzes, klares Bild vom Werdegang des Künstlers und Menschen und zeigt, wie sehr beide miteinander verbunden sind. Zur Einführung in van Goghs Kunst und Leben ist, namentlich für weitere Kreise, das Buch als erstes zu nennen.“

MEIER-GRAEFE, JULIUS: Hogarth siehe unter Illustratoren, Klassische.

MEIER-GRAEFE, JULIUS: Impressionisten. *Mit einer Einleitung über den Wert der französischen Kunst und sechzig Abbildungen. 210 Seiten.*
Inhalt: Guys — Manet — van Gogh — Pissarro — Cézanne. Vergriffen. Erscheint so nicht neu.

MEIER-GRAEFE, JULIUS: Edouard Manet. *Mit 197 Abbildungen. 337 Seiten. Gebd. M 6.—.*
Berliner Börsencourier: „Meier-Graefes Buch über Manet ist nach Tschudis Werk die erste umfassendere deutsche Arbeit über den großen Franzosen. Der glänzende Stil, der alle Bücher Meier-Graefes so anziehend macht, die lebendigfrische Darstellung und die klare Entwicklungsbestimmung des „Werkes“ machen die Lektüre zu einem höchst anregenden Genuß.“

MEIER-GRAEFE, JULIUS: Hans von Marées. *Sein Leben und sein Werk. 1. Band: Biographie. 559 Seiten. 2. Band: Katalog mit mehr als 500 Abbildungen in Autotypie, Lichtdruck, Gravüre und Farbendruck. 620 Seiten. 3. Band: Briefe und Dokumente. 400 Seiten. 3 Bände M 75.—, 75 numerierte Exemplare, vom Autor signiert, Textbände auf van Geldern und alle Bände in Halbpergament gebunden M 200.—. Museums-Ausgabe: 30 Exemplare mit Beigabe dreier Mappen mit Photographien nach Zeichnungen, welche größtenteils im Werk selbst nicht abgebildet sind.*
Subskriptionspreis M 800.—. Vergriffen.
Zeitschrift für Bücherfreunde: „Meier-Graefe hat Marées in seinem dreibändigen Werk ein Denkmal gesetzt, wie es an Bedeutung und Umfang keinem der Künstler des XIX. Jahrhunderts bisher geworden. Dem Künstler und sich selbst.“

MEIER-GRAEFE, JULIUS: Hans von Marées. *Mit 60 meist ganzseitigen Abbildungen. Zweite Auflage. 102 Seiten. Gebd. M 5.—.*
Frankfurter Zeitung: „Julius Meier-Graefe hat seinem großem Marées-Werke ein Buch folgen lassen, das nun auch weiteren Kreisen es ermöglicht, von dem berufensten Führer geleitet und aus zahlreichen vortrefflichen Abbildungen lebendige Anschauung schöpfend, den Zugang zu der Kunst Hans v. Marées zu gewinnen.“

MEIER GRAEFE, JULIUS: Der junge Menzel. *Zweite Auflage, mit sehr vermehrten Abbildungen. 271 Seiten. Geh. M 8.—, gebd. M 10.—.*
Rheinisch-Westfälische Zeitung: Das stattliche Buch ist kein Kampfbuch wie der „Fall Böcklin“, es ist vielmehr eine höchst energische und scharfe kritische Analyse des Menzelschen Werkes, die notgedrungen dem jungen Menzel den Lorbeer ums Haupt flicht, während sie der Entwicklung des späteren Menzel ziemlich skeptisch gegenübersteht. Der Illustrator, der Zeichner und der Maler Menzel werden der Reihe nach betrachtet, und es ist köstlich zu lesen, wie der junge Illustrator der Kuglerschen „Geschichte Friedrich des Großen“ gewürdigt, charakterisiert und mit Worten der Liebe umwoben wird.

MEIER-GRAEFE, JULIUS: Auguste Renoir. *Mit 100 Abbildungen. 207 Seiten. 3. Auflage. gebd. M 5.—.*
Rheinisch-Westfälische Zeitung: „Man kann an Meier-Graefe nicht vorbei, wenn man sich über die Probleme der modernen Malerei klar werden will. Freund und Feind müssen sich mit seinen Monographien auseinandersetzen, wenn sie nicht mit verbundenen Augen kämpfen wollen. Denn er ist zurzeit vielleicht der feinste Kenner der modernen französischen Kunst, und seine

geistreich-graziöse Darstellung deckt sich mit dem Wesen dieser Malerei vollkommen.“

MENZEL, Der junge s. u. Meier-Graefe, Julius.

MICHEL, Wilhelm: Das Teuflische und Groteske in der Kunst. *Mit 97 Abbildungen. 10.—15. Tausend. 129 Seiten.*

Geh. M 1.80, gebd. M 2.80.

Urania, Wien: „Die Nachtseiten des Lebens: Verbrechen, Wahnsinn, Krieg, Gericht, Tod haben von jeher, ebenso wie alles Schöne, die größten Künstler zu bildlicher Darstellung gereizt. Auch der Spuk, das Grauen, die Schrecken des Jenseits und die Qualen der Hölle sind zu allen Zeiten Thema der bildenden Kunst gewesen. Das Buch enthält das Schönste und Bedeutsamste dieser Darstellungen in mustergültigen Abbildungen.“

MOELLER van den BRUCK: Die italienische Schönheit. *Mit 118 Abbildungen. 755 Seiten. Aus dem Inhalt: Schönheit. — Das Etruskische Erbe. — Das Rom der Cäsaren. — Der Kampf um Italien. — Der Sieg von Pisa. — Das Licht aus Assisi. — Der Kult von Siena. — Umbrische Erde, Toskanischer Geist. — Der Hof von Ferrara. — Die Kultur von Florenz. — Das Rom der Päpste.* *Geh. M 12.—, gebd. M 15.—.*

Jrs. Strzygowski, Wien: „Das Buch sollte Freunde der Kunst in die Ferien begleiten. Es regt zum Nachdenken in der Richtung an, in welcher Weise wir, übersättigt vom Naturalismus, suchend nach einem neuen Stil, einer neuen Schönheit, die ersehnte Kunst ähnlich, aber unabhängig von den Italienern finden könnten, jene Kunst, „die in den Formen nie gesehen und im Geiste doch urvorhanden ist.“

Prof. Dr. Ed. Heyck: Eine die Zeiten des Landes überspannende Kultur- und Entwicklungsgeschichte, an der Hand der Kunststil-Tatsachen und der Rassenhypothesen. Damit ist der Unterschied gegen Burckhardt gesagt. Burckhardt ist der wissenschaftliche Kenner und Stoffbeherrscher durch gewaltiges quellenmäßiges Lesen. Er ist der große Historiker, während für jenes Werk von M. v. d. B. das, was die Zuversicht der Historiker begrenzt, und Manches, was sie wissen, zu eigentümlichen Graden ausgeschaltet bleibt. Seine anschlußsicheren Quellen sind vielmehr die unmittelbar geschauten Tatsachen der Kunstgeschichte, die Künstler und die Denkmäler, und durch die echten Instinkte des selber künstlerischen Menschen, des Anti-Gelehrten, was natürlich nicht bedeutet des Ungelehrten, wird dieser Autor der Interpret dessen, was jene Denkmäler noch über das gewöhnliche Wissen von ihnen und hinter dieses zurück mitteilen, was sie für die Leute, die sie so wollten und so schufen, be-

weisen. — Ich hätte persönlich noch mancherlei anzumerken. Aber alles dies nimmt nichts davon, daß diese Entwicklungsgeschichte Italiens, die seine menschheitsgeschichtliche, geistige und künstlerische Bedeutung zusammenfaßt, zu den geistvollsten, inhaltswuchtigsten, in seiner Art wissensreichsten Büchern gehört, die in neuerer Zeit geschrieben worden sind.



Jost Ammann: Zu Reinecke Fuchs. 1570. Aus:

PIPER, Reinhard: Das Tier in der Kunst. *Mit 130 Abbildungen. 10. Tausend. 196 Seiten. Geh. M 1.80, gebd. M 2.80.*
Prometheus: „Der Gedanke der Zusammenstellung eines solchen Werkes ist sicherlich ein glücklicher. Glänzend aber ist die Art und Weise, wie derselbe verwirklicht worden ist. Mit Hilfe unserer heute so hochstehenden graphischen Technik sind wahrhaft musterhafte Illustrationen geschaffen worden. Man kann nur hoffen und wünschen, daß das Buch ein Volksbuch werden möge."

POUSSIN: Von Dr. Walter Friedlaender. *Mit gegen 100 Abbildungen nach Gemälden und Handzeichnungen. Geh. etwa M 15.—, gebd. etwa M 18.—.*
Erscheint Ende 1913.

REINHARDT, Franz: Simson. *43 Federzeichnungen. Mit dem Text des alten Testaments. Auf echt Bütten van Geldern, gebd. M 10.—, 30 Exemplare auf Japan mit Beigabe einer Lithographie, vom Künstler signiert, in Pergament gebunden M 30.—.*
Württembergische Zeitung (Dr. Hans Hildebrandt, Stuttgart): „Das Werk bietet den reinen Text des Alten Testaments in Luthers markiger Über

tragung. Den lapidaren Sätzen, deren Wucht aus der brutalen Offenheit wächst, mit der die Tatsachen ohne Gefühlskommentare aufgeführt werden, stehen Reinhardts geistesverwandte Improvisationen gegenüber. Ein Naturbursche hat sie mit Naturkraft geschaffen. Die Stärke dieses Künstlers liegt im elementaren Ausdruck. Je heftiger die innere Anteilnahme Reinhardts war, desto unmittelbarer die Wirkung. Am höchsten stehen jene Blätter, auf denen eine äußere oder innere Aktion ihre Entladung findet, die Blätter des Löwenkampfes, der Schlacht mit dem Eselskinnbacken, der Überwältigung Simsons."

REITER, Der blaue. Herausgeber: Kandinsky, Franz Marc. *Aufsätze über die neue Kunstbewegung. 120 Reproduktionen, 4 handkolorierte graphische Blätter. Bayerische, russische Volkskunst; primitive, römische, gotische Kunst; ägyptische Schattenfiguren, Kinderkunst. Kunst des XX. Jahrhunderts: Burljuk, Cézanne, Delaunay, Gauguin, Girieud, Greco, Kahler, Kandinsky, Kirchner, Kubin, Macke, Marc, Matisse, Picasso, Rousseau, Schönberg, van Gogh. Musikbeilagen: Lieder von Alban Berg, Arnold Schönberg, A. v. Webern. 131 Seiten. Allgemeine Ausgabe:*
Geh. M 10.—. gebd. M 14.—.
Luxus-Ausgabe: 50 numerierte Exemplare mit 2 von den Künstlern selbst kolorierten und handsignierten Holzschnitten. Gebd. M 30.—.
Museums-Ausgabe. 10 Exemplare mit einer Original-Zeichnung oder Aquarell eines der beteiligten Künstler unter Passepartout. M 100.—. Vergriffen.

RENOIR, August s. u. Meier-Graefe, Julius.

SCHEFFLER, Karl: Der Deutsche und seine Kunst. *Eine notgedrungene Streitschrift. 58 Seiten. Geh. M 1.—*

SCHEFFLER, Karl s. auch u. Liebermann, Max.

SHARAKU von Julius Kurth. *Mit dem wissenschaftlichen Katalog aller bekannten Arbeiten des Künstlers und mit 87 meist ganzseitigen Abbildungen, darunter drei Farbentafeln. 72 Seiten. Geh. M 15.—,*
gebd. in japanisches Material M 18.—.
50 Exemplare in japanisches Hirschfell gebd. M 45.—.
Neue Züricher Zeitung: „Sharaku, dem Daumier des japanischen Holzschnittes, hat Dr. J. Kurth eine ganz vortreffliche Monographie zuteil werden lassen. Die bisher dürftigen Notizen über das Leben des Künstlers werden durch die stilkritischen Untersuchungen Dr. Kurths merkwürdig belebt und erhellt. Es wird daraus klar, daß Sharaku ein Neuerer, ein Reformator war,

der seiner Zeit vorauslief und der dies mit Not, Elend und frühem Tode bezahlen mußte. Durch die Darstellung Dr. Kurths verstehen wir mit einem Male, daß die innere Entwickelung Sharakus sein Schicksal herbeiführen mußte. Und darin liegt der Wert dieses Buches".
Orientalisches Archiv": „Das Buch liest sich wie der lebenssprühende Roman einer gewaltigen und doch unglücklichen Künstlerseele".



Kandinsky. Holzschnitt. Aus den „Klängen"

STADELMANN, Dr. Heinrich: Psychopathologie und Kunst.
Ein Versuch. Mit acht Bildbeilagen nach Werken von Goya, Blake, Rops, Beardsley, Munch, Behmer, Doms, Kubin. 51 Seiten. Geh. M 1.80.

STEINITZER, Alfred u. MICHEL, Wilhelm: Der Krieg in Bildern.
Mit 91 Abbildungen auf 66 Tafeln, 124 Seiten. Gebd. M 5.—.
Inhalt: Entwicklung des Kriegswesens von Major a. D. Steinitzer. — Der Krieg in Bildern. — Kriegsbilder in Kunst und Dichtung von Wilhelm Michel.
Schweizerische Heereszeitung: „Das vornehm ausgestattete Buch bietet in authentischen Abbildungen Schlachtendarstellungen und Kriegsszenen von den alten Ägyptern bis zur letzten Gegenwart, nämlich bis zum mandschurischen Krieg und dem deutschen Hererofeldzug. Die Auswahl ist eine überaus sorgfältige, so daß ein Werk entstanden ist, das bleibenden Wert besitzt. Dem Bild

ebenbürtig ist der Text. Major Steinitzer gibt in gedrängter Knappheit die Entwicklung der Taktik. Wilhelm Michel erläutert den künstlerischen Wert der Bilder und gibt dem Leser zugleich einen Überblick über die Schilderung des Krieges in Literatur und Dichtung.“

SUCCO, Toyokuni siehe unter Toyokuni.

TOULOUSE-LAUTREC; ELLES: *Elf farbige Lithographien in Faksimile-Reproduktion. In Halbpergamentmappe. 250 Exemplare auf Bütten M 80.—.*
39 Exemplare auf Japan, mit zwei unveröffentlichten Skizzen M 120.—.
11 Exemplare mit Beigabe eines Blattes der französischen Original-Ausgabe M 200.—.

TOYOKUNI UND SEINE ZEIT von Friedrich Succo. *Erster Band. Mit 153 Abbildungen, über 200 Titeln in japanischer Schrift und 6 Farbentafeln. 256 Seiten. Geh. M 22.—, gebd. M 25.—.*
Der japanische Farben-Holzschnitt hat sein Leben merkwürdig schnell durchlaufen. Etwa 150 Jahre umfassen seine Anfänge, seine Höhen und seinen Verfall. Gerade das aber macht ihn dem Kunstsammler wie dem Kunsthistoriker interessant. Es gibt uns die Möglichkeit an einem einzelnen Künstler eine lange Reihe Entwicklungsstadien verfolgen zu können. In dieser Beziehung ist der interessanteste Künstler wohl Toyokuni I. Sein Leben und Schaffen beginnt in der Zeit der klassischen Kunst, es durchläuft alle Stadien der Dekadenze und endigt im Verfall. Es gibt kein besseres Beispiel für das Studium der Entstehung und Entwicklung der Dekadenze, als Toyokuni I.“.

VEREINIGUNG GRAPHISCHER KÜNSTLER, München. Originalholzschnitte in Aquarelldruck. *Inhalt: Georg Braumüller: Ende der Nachtschicht. — Karren-Gäule. Else Glöckner: Lampion. Alfred Braun: Der Pfahl. Margarete Braumüller-Havemann: Garben. — Herbst. Ernst Neumann: Feuerwerk. — Pensierosa. Lina Richter-Spieß: Spielzeug. Preis in Mappe M 30.—.*

WASIELEWSKI, Waldemar von: Arthur Volkmann. *Eine Einführung in sein Werk. Mit 26 Tafeln. 96 Seiten. Geb. M 4.—.*

WORRINGER, Dr. Wilhelm: Abstraktion und Einfühlung. *Ein Beitrag zur Stilpsychologie. 3. Auflage. 150 Seiten. Geh. M 3.—, gebd. M 4.—.*

Kölnische Zeitung: „Das überaus gehaltvolle Buch eröffnet überraschend weite Ausblicke auf die Menschheitsgeschichte und ist, ohne daß es der Autor will, von einem starken Stücke Poesie durchtränkt."
Kunstgeschichtliche Anzeigen: „Der Verfasser hat recht daran getan, die in erster Auflage als Dissertation erschienene Schrift auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen, da sie grundlegende Fragen der Ästhetik und Kunstwissenschaft mit seltener Klarheit und tiefem Eindringen in den Kern der Probleme behandelt."

WORRINGER, Dr. Wilhelm: Formprobleme der Gotik. *Mit 25 Tafeln. 2. Auflage. 127 Seiten. Geh. M 5.—, gebd. M 7.—.*
Aus dem Inhalt: Ästhetik und Kunsttheorie. — Kunstwissenschaft als Menschheitspsychologie. — Der primitive Mensch. — Der klassische Mensch. — Der orientalische Mensch. — Die geheime Gotik der frühen nordischen Ornamentik. — Die unendliche Melodie der nordischen Linie. — Von der Tierornamentik bis zu Holbein.
Literarischer Ratgeber für die Katholiken Deutschlands: „Im tiefsten Sinne zeitgemäß und programmatisch ist Worringers Buch über die Formprobleme der Gotik, das als das wertvollste Produkt kunsthistorischen und ästhetischen Denkens nicht nur in diesem Jahre, sondern für lange hinaus bezeichnet werden muß."

WORRINGER, Cranach u. Buchillustration s. Illustr., Klass.

ZERWECK, Hermann: Mein Gehölz. *Sechzehn Zeichnungen in Lichtdruck mit Einführung von Julius Baum. 180 numerierte Exemplare auf Kupferdruckpapier M 10.—*
10 numerierte Exemplare auf Japan M 25.—.
Inhalt: Mein Gehölz. — Im Laubwald. — Der alte Baum. — Waldsee. — Kiefern. — Ranken. — Am Waldrand. — Verlassenes Haus. — Bergstraße. — Blöcke. — Bergtannen. — Verwittertes Gestein. — Die Felsentore. — Einsamer Vogel. — In hohen Bergen. — Ausblick in die Ferne.





Van Gogh: Der Baum. Zeichnung
Umschlagzeichnung der Van Gogh-Mappe

SCHÖNE LITERATUR

ANDREJEW, Leonid: Die Geschichte von den sieben Gehenkten.
Mit dem Bildnis und der Selbstbiographie des Verfassers. Übertragung von Lully Wiebeck. Umschlag von Richard Winckel. 131 Seiten.
Geh. M 1.80, in Leinen M 2.80.
Fünf Terroristen — drei Männer und zwei Frauen — werden unmittelbar vor Ausführung eines Attentats verhaftet und zum Tode durch den Strang verurteilt. Zugleich mit ihnen ein Mörder, ein halb idiotischer Kutscher, und noch einer, ein verwegener Zigeuner, der im Gerichtssaal den Geruch eines wilden Tieres um sich verbreitet. Andrejew schildert nun die Tage, die diese Sieben vor der Urteilsvollstreckung in ihren Zellen verbringen und die in jedem eine furchtbare Veränderung hervorbringen. Wohl noch nie sind mit solcher

Meisterschaft die Grenzgefühle zwischen Leben und Tod aufgedeckt. Schließlich fahren die Verurteilten früh vor Tag mit der Bahn an den Ort der Urteilsvollstreckung. Das Urteil wird an je zweien zugleich vollstreckt. Die eine Frau geht zuletzt — allein.

BAHR, Hermann und MERESCHKOWSKI, Dmitri: Dostojewski. Zwei Essays. *Mit mehreren Porträts. 100 Seiten.*
Geheftet M 1.—, gebunden M 1.50.
Dieses Bändchen bildet die denkbar schönste Einführung in den Geist Dostojewskis. Hermann Bahr spricht davon, wie Dostojewski auf den nichtrussischen Leser wirkt. Er nennt ihn neben Richard Wagner den letzten ganz großen Künstler, den wir gehabt haben. Der Aufsatz von Mereschkowski ergänzt den von Hermann Bahr sehr glücklich, indem er vor allem die Persönlichkeit Dostojewski's anschaulich vor uns hinstellt und aus Briefen und Tagebüchern die Gestalt des Dichters greifbar vor uns aufbaut.

BALZAC: *Die Dreißig sehr drolligen und sehr kuriosen Geschichten genannt Contes drolatiques des weiland Honoratus Sieur de Balzac zum erstenmal treu und trutzig verdeutscht und unseren ehrwürdigen Kant= und cant=ianern hochrespektvoll zugeeignet von Doctor Benno Rüttenauer, mit schönen Bildern des Meisters Gustav Doré geschmückt und ausstaffiert. 2 Bände. 340 und 367 Seiten mit Vollbildern.*
Gebd. in Leder M 24.—, in Pergament M 50.—. Vergriffen.

BALZAC: *Ergötzliche Geschichten in den Abteien des guten Lebens gesammelt und zur Freude pantagruelischer Kumpane, nicht auch der Neidbolde, an Tag gebracht durch Herrn von Balzac. Verdeutscht durch Paul Wiegler. 480 Seiten. Geh. M 7.—, in Halbpergament gebd. M 9.—.*
150 Exemplare auf echt Bütten in zwei Schweinslederbände gebd. M 24.—.
Blätter für Bücherfreunde: „Die Novellen sind fast ohne Ausnahme im Sinne Meister Rabelais und Boccaccios geschrieben. Wer dies versteht, weiss genug. Das Werk ist so recht bestimmt, über Stunden der Verdrossenheit hinwegzuhelfen."

BENNDORF, Friedrich Kurt: Bou-Sâada. *Eine Wüstenfahrt. 52 Seiten mit Abbildungen. Geh. M 2.50.*

BENNDORF Friedrich Kurt: Gedichte. *Auswahl. 155 Seiten.*
Gebd. M 2.50.

BIERBAUM, Otto Julius: F. M. Dostojewski. *Ein Essay. Unentgeltlich.*

BÖTTICHER, Hans und R. J. M. SEEWALD: Die Schnupftabaksdose. *Stumpfsinn in Versen und Bildern. 49 Seiten.*
Geh. M 2.—, gebd. M 3.—.

DAVID J. J.: Gesammelte Werke. *Herausgegeben von Ernst Heilborn und Erich Schmidt. Neue billige Volksausgabe. 7 Bände*
gebd., in Kasette M 25.—, Einzelband M 4.—.

1. Gedichte. Das Höferecht. *Mit einem Vorwort von Erich Schmidt und einem Bildnis Davids von A. Hillischer. 227 Seiten.*

2. Die Wiedergeborenen. Hagars Sohn. *Schauspiel in 4 Akten.*

   Das Blut. *Roman. 393 Seiten.*

3. Probleme: *Erzählungen: Woran starb Sionida? — Die Schwachen. — Der Letzte. — Sonnenaufgang. — Die stille Margareth. — Ein Poet?*

   Ein Regentag. *Drama.* Frühschein. *Geschichten vom Ausgang des großen Krieges: Verstörte Zeit. — Der Bettelvogt. — Das Totenlied. — Frühschein. 420 Seiten.*

4. Vier Geschichten: *Das königliche Spiel. — Digitalis. — Schuß in der Nacht. — Das Wunder des heiligen Liberius.*

   Am Wege sterben. *Roman. 316 Seiten.*

5. Troika. *Roman.* Der Übergang. *Roman. 400 Seiten.*

6. Die Hanna. *Erzählungen aus Mähren: Cyrill Wallenta. — Ruzena Capek. — Die Hanna.* Fillippinas Kind. Das Ungeborene. Halluzinationen. *364 Seiten.*

7. Essays. *Mit einem Porträt. 434 Seiten. Aus dem Inhalt: Franz Grillparzer. — Henrik Ibsen. — Leo Tolstoi. — Emil Zola. — Paul Heyse. — C. F. Meyer. — O. E. Hartleben. — Lenbach. — Charlotte Wolter. — Sonnenthal. — Josef Kainz. — Ein neuer Messias. — Montsalvatsch in Mähren. — Italienische Briefe. — Aus Chiesa di Lavarone. — Aus Südtirol. — Wiener Waldstimmung.*

Einzelausgaben: Der Übergang; *Ein Roman. 226 Seiten.*
Geh. M 1.80, gebd. M 2.80.

Am Wege sterben. *Roman. 222 Seiten.* *Geh. M 3.—, gebd. M 4.—.*



Das Gewitter
Zeichnung von Paul Neu zu Queri's Weltlichen Gesängen des Egidius Pfanzelter von Polykarpszell

Gedichte, *133 Seiten.* *Geh. M 2.—, gebd. M 3.50.*
50 numerierte Exemplare auf holländisch Bütten. M 8.—.

R. Lothar in der „Vossischen Zeitung": „Vielleicht das Beste, was David hinterlassen hat, ist seine Lyrik. Sie ist aus Leid geboren, und wie aus hartem Fels der Quell, so springt hier aus dem Gestein der Sprache das Gefühl. Lieder der Straße, Lieder aus Volksweh und dem Leid der Elenden, Lieder der Nacht vor allem und aller nächtlichen Schauer. Dieser Mann, der seine Rauheit so gerne hervorkehrte, der nie ins Leben ging ohne Selbstironie als treue Begleiterin, der über alle Sentimentalität spottete und alles Weichliche haßte, hat die süßesten und tiefsten Töne gefunden für die Liebe zur Mutter, für die Liebe zum Kinde. Ein Liebesdichter war er freilich nie. Die Liebe war für ihn eine Kraftprobe des Temperaments, und so gleißt und glüht sie aus seinen prachtvollen Renaissancenovellen, mit denen er als Epiker debütierte. Da steht er knapp neben Conrad Ferdinand Meyer, mit dessen Stil der seine viel Ver-

wandtes hat. Er liebte es, seine Geschichten in Holz zu schneiden, in das härteste Holz mit gewollt ungefüger Faust. Die Sätze schoben sich aneinander, wie die Tafeln im Eisgang, wie die Platten einer Rüstung. Es klirrte und krachte. Und aus dieser ungestümen und schweren Sprache hob sich dann ein zartes Gefühl mit lichtem Schein. Auf diese erste Periode seiner epischen Kunst folgte dann als zweite Periode die Novellenreihe aus der Heimat, die Geschichten aus dem mährischen Flachland, der Hanna. Und als dritte Periode kann man dann die Wiener Romane bezeichnen, wo er auf der Höhe seines Schaffens stand. („Am Wege sterben". „Der Übergang"). Immer mehr rang er sich vom Pessimismus zur Lebensbejahung durch. Geschlechter gehen unter, am Wege sterben die zu Schwachen, das Alte sinkt vermorscht in Trümmer, und die Jugend schreitet in den neuen Tag."

DOMS, Wilhelm: Die Odyssee der Seele. *Tagebuchblätter. Mit Federzeichnungen des Verfassers. 516 Seiten. Gebd. M 6.—.*

DOSTOJEWSKI, F. M.: Sämtliche Werke. *Unter Mitarbeiterschaft von Dmitri Mereschkowski, Dmitri Philosophoff und anderen herausgegeben von Moeller van den Bruck. Neue wohlfeile Ausgabe.*
Jeder Band geh. M 3.—, in Leinen M 4.—, in Halbfranz M 7.—. Einband von Paul Renner.

1. 2. Rodion Raskolnikoff *(Schuld und Sühne). Roman in zwei Teilen. Mit einer Einleitung in die Ausgabe vom Herausgeber und einer Einleitung von Dmitri Mereschkowski. Übertragen von Michael Feofanoff. 452 und 450 Seiten.*

3. 4. Der Idiot. *Roman in zwei Bänden. 646 und 551 Seiten.*

5. 6. Die Dämonen. *Roman in zwei Teilen. Übertragen von E. K. Rahsin. Mit einer Einleitung von Moeller van den Bruck. 5. Tausend. 506 und 570 Seiten.*

7. 8. Der Jüngling. *Roman in zwei Teilen. Übertragen von E. K. Rahsin. Erscheint im Herbst 1914.*

9. 10. Die Brüder Karamasoff. *Roman in zwei Bänden. Mit einer Einleitung von Dmitri Mereschkowski. Übertragen von E. K. Rahsin. 733 und 879 Seiten.*

11. Erinnerungen. Tagebücher. *Erscheint 1914.*

12. Literarische Schriften. *Mit einer Einleitung von N. N. Strachoff. Übertragen von E. K. Rahsin. 365 Seiten.*

13. Politische Schriften. *511 Seiten.*
Inhalt: 1. Teil. Westeuropäisches: Gedanken über Europa. — Drei Ideen. — Die deutsche Weltfrage und anderes. — Die Lage Frankreichs. — Die katholische Verschwörung. — Österreichs gegenwärtige Gedanken. 2. Teil. Russisches: Vom russischen Volk. — Etwas über den Krieg. — Mein Paradox. — Foma Daniloff, der zu Tode gemarterte russische Held. —Eine der wichtigsten gegenwärtigen Fragen. — Ehemalige Landwirte - zukünftige Diplomaten. — Die klerikale Verschwörung in Russland. — Russische Finanzen. — Die Meinung eines geistreichen Bureaukraten über unsere Liberalen und Westler. — Die Judenfrage. 3. Teil. Orientalisch-Asiatisches: Idealisten oder Zyniker. — Früher oder später muß Konstantinopel doch uns gehören. — Der Krieg. — Lüge sucht sich durch Lüge zu erhalten. — Zur Orientfrage. — Die Asienfrage.

14. Arme Leute. Der Doppelgänger. *Zwei Romane. 500 Seiten.*

15. Helle Nächte. *Vier Novellen. 348 Seiten. Inhalt: Helle Nächte. — Das junge Weib. — Ein schwaches Herz. — Ein Roman in neun Briefen.*

16. Das Gut Stepantschikowo und seine Bewohner. *Aufzeichnungen eines Unbekannten. Humoristischer Roman. 395 Seiten.*

17. Onkelchens Traum und andere Humoresken. *606 Seiten.*
Inhalt: Onkelchens Traum. — Die fremde Frau und der Mann unter dem Bett. — Das Krokodil.

18. Aus einem Totenhause. *(Aufzeichnungen aus Dostojewskis sibirischer Verbannung.) 560 Seiten.*

19. Die Erniedrigten und Beleidigten. *Roman. 385 Seiten.*

20. Aus dem Dunkel der Großstadt. *Acht Novellen. 516 Seiten.*
Inhalt: Aus dem Dunkel der Großstadt. — Herr Prochartschin. — Polsunkoff. — Der ehrliche Dieb. — Eine dumme Geschichte. — Letzte Novellen: Die Kleine. — Bobock. — Der Traum eines lächerlichen Menschen.

21. Der Spieler, Der ewige Gatte. *Zwei Romane. 550 Seiten.*

22. Ein kleiner Held. *Vier Geschichten von Kindern. 385 Seiten.*
Inhalt: Ein kleiner Held. — Weihnacht und Hochzeit. — Njetotschka Neswanowa. — Der Bettelknabe.
Tolstoi: „Ich habe Dostojewski niemals gesehen und darum auch keinerlei Beziehung mit ihm gehabt; jedoch als er starb, habe ich verstanden, daß er der

Mensch war, der mir am nächsten stand, der mir am kostbarsten war und am notwendigsten".

Nietzsche: „Ich rechne irgend ein russisches Buch, vor allem Dostojewski, zu meinen größten Erleichterungen".

Mereschkowski: „Wenn wir mit dem ersten Teil des „Idiot", fünfzehn Kapitel auf zehn Druckbogen, zu Ende sind, so sind so viele Ereignisse geschehen, es haben sich so viele Abgründe menschlicher Leidenschaften aufgetan, daß es uns vorkommt, es seien seit dem Anfange des Romans Jahre vergangen — tatsächlich ist aber nur ein Tag vergangen, sogar nur 12 Stunden vom Morgen bis zum Abend. — Welch erquickende Frische, welche Befreiung in diesem Wehen des Sturmes. Wie im Leuchten des Blitzes, feierlich, furchtbar und fröhlich erscheint das Kleinste, Niedrigste, Alltäglichste, was im menschlichen Leben vorkommt".

Paul Ernst: „Dostowskis Romane wirkten auf die Generation, der ich angehöre, in den achtziger Jahren mit außerordentlicher Gewalt. Sie standen uns zum großen Teil nur in schlechten Übersetzungen zur Verfügung. Was hätten wir damals gegeben, wenn wir die Pipersche Ausgabe gehabt hätten. Den tiefsten Gehalt der Bücher verstanden wir noch nicht, erst heute, als Vierzigjähriger, kann ich ihn ganz erfassen. Ich griff mit einer gewissen Befürchtung zu den Bänden: denn mancher Dichter, welcher damals als ein ganz Großer erschien, hat sich sehr schnell als bloße Zeiterscheinung herausgestellt, wie der heute schon fast vergessene Zola oder der dem Vergessenwerden rasch entgegeneilende Ibsen.

Dostojewski ist viel größer als meine frühere Vorstellung von ihm, und ich glaube, daß er und Tolstoi zwei ganz Große sind, welche durch die Jahrtausende gehen".

Der Tag: „Die Gestalten Goethes, Dantes und Corneilles wandern nicht auf den Straßen von Berlin, Rom und Paris, und demnach stellen die drei Dichter ihre Völker dar. Zu diesen großen Dichtern muß man auch Dostojewski rechnen; was das russische Volk ist, was es der Welt zu geben hat, sagt er am besten."

J. J. David: „Wer sich mit der Gegenwart vertraut machen will, wer eine Ahnung dessen in sich aufnehmen möchte, was da brennend, qualmend in Schwaden und Dämpfen sich vorbereitet, der sollte immer und immer wieder nach Dostojewskis „Dämonen" greifen und sich mit ihnen zu erfüllen suchen."
Frankfurter Zeitung": „Über den russischen Charakter und seine politischen Äußerungen gibt kaum ein anderes russisches Buch so tiefe psychologische Aufschlüsse wie Dostojewskis großer politischer Roman „Dämonen".



A. Kubin: Vignette zu Dostojewski's Doppelgänger. Verkleinert

Illustrierte Dostojewski-Bände. Der Doppelgänger. *Mit 60 Bildern von* Alfred Kubin. *Einmalige Auflage in 800 numerierten Exemplaren. Geheftet M 20.—, gebunden in Ganzleinenband von Paul Renner M 24.—. Luxus-Ausgabe 50 Exemplare auf Japan gedruckt, vom Künstler signiert und in grünen Ganzlederband gebunden M 50.—.*
Im Anschluß an unsere Gesamt-Ausgabe Dostojewski's wollen wir einige Werke des Dichters in illustrierten Ausgaben größeren Formats bringen. Welcher Künstler könnte da besser den Anfang machen als Alfred Kubin. Ihm mußte besonders der „Doppelgänger", diese Mischung von Realistik und Phantastik, von Shakespearischem Humor und modernster Psychologie, liegen.

DÜLBERG, Franz: König Schrei. *Drama in 5 Aufzügen. Umschlag von Karl Soffel. 185 Seiten. Geh. M 2.—.*
20 numerierte Exemplare auf Büttenpapier mit der Unterschrift des Verfassers. M 10.—.

EICK, Hugo: Nordische Landschaft. *Gedichte. 54 Seiten.*
Geh. M 2.—, gebd. M 3.—.

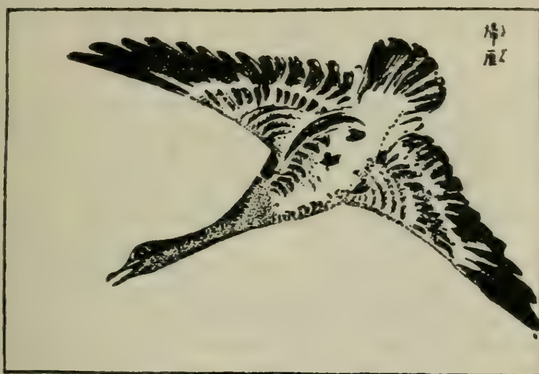
ESSWEIN, Hermann: Die Schrittmacher und anderes. *Umschlag von A. Braun. 98 Seiten. Geh. M 2.—, gebd. M 3.—.*
Inhalt: Die Schrittmacher. — Das Treppenhaus. — Die Automaten. — Das Wunderbare. — Wandas Begräbnis. — Alphonse Algophone, der Schellenkönig. — Der grüne Schmetterling.
In diesen sieben Erzählungen mischt sich das Tragische mit dem Grotesken. Wir miterleben die Katastrophe auf einer Radrennbahn, den Brand eines Automatenrestaurants, wir sehen die Tragik im Herzen eines Variétékünstlers, wir folgen dem Sarge einer Verlorenen. E. T. A. Hoffmanns skurriler Humor ist wieder auferstanden.

ESSWEIN, Hermann: August Strindberg. *Ein psychologischer Versuch. Mit einer Abbildung der Strindberg-Büste von Carl Eldh und einer Photographie aus dem Jahre 1904. 66 Seiten. Geh. M 2.—.*

FRANCE, Anatole: Auf dem weißen Felsen. *Roman. Deutsch von Gertrud Piper. 223 Seiten. Geh. M 3.—, gebd. M 4.50.*
Vossische Zeitung: „Unter den geistigen Führern des heutigen Frankreichs steht in ehrenvoller Frontstellung Anatole France. Nach den wundervollen satirischen Romanen: „Die Bratküche der Königin Pedauque“ und „die Insel der Pinguine“ liegt heute vielleicht die schönste und reifste Schöpfung des Meisters, sein kulturhistorisches Buch „Auf dem weißen Felsen“ vor uns. Anatole France, der hochgelehrte Kenner und Forscher der „Humaniora“ berichtet uns von dem Zusammenstoß der antiken Welt mit der neuen Macht der jungen Christenheit. Und er tut es weder als ein trockener Geschichtsschreiber, noch als sensationslüsterner Romancier, sondern als einer, der auf der Bank der Spötter sitzt, und dem die große Geste der Historie ebenso belächelnswert dünkt, wie die kleine Hilflosigkeit des Individuums. Das Buch gehört auch zu jenen ganz seltenen und köstlichen Geschenken, die man nur Feiertags zur Hand nehmen soll, um die wahre Festesfreude der Kunst aus ihnen zu schöpfen.“

FRANCE, Anatole: Die Bratküche zur Königin Pedauque. *Roman. Übersetzt und eingeleitet von Paul Wiegler. 3.—4. Tausend. 305 Seiten. Geh. M 4.—, gebd. M 6.—.*
Theod. Heuß i. d. „Hilfe“: „In der Bratküche gibt France das Bild eines Abbé, des guten Coignard, frivol und von echter kindlicher Frömmigkeit, derb, ein Dieb und dabei ein echter und hingebender Liebhaber der Wissenschaft. Die kurze Handlung spielt etwa um 1750 in Paris, der Zeit- und Lokalton sind aufs beste getroffen. Ein buntes Gemisch von Leuten dreht sich um den

Abbé, allen hat der Dichter den Hut etwas schief auf den Kopf gesetzt; das Buch bringt übergenug an Laune, Geist und Schönheit. Die Übertragung durch Paul Wiegler, einem der besten und tiefsten Kenner des französischen Schrifttums, scheint mir durchweg vorzüglich und von bewundernswerter künstlerischer Gewissenhaftigkeit.“



Heimkehrende Wildgans
Holzschnitt aus der Japanischen Lyrik

FRANCE, Anatole: Clio. *Historische Miniaturen. Deutsch von Wilhelm Stein. 145 Seiten. Geh. M 3.—, gebd. M 4.50.*
Inhalt: Der Sänger von Kyme. — Komm der Atrebate. — Farinata degli Uberti oder der Bürgerkrieg. — Der König trinkt. — La „Muiron“.
Königsberger Allgem. Ztg.: „Zwei außerordentlich kühne Wagnisse rahmen diesen Band meisterhafter Erzählungen ein. Keinen Geringeren als Homer unternimmt France in der Eingangsminiatur „Der Sänger von Kyme“ zu schildern. Mitten in die armseligste Alltäglichkeit, in die Nöte und Kleinlichkeiten des Lebens ist der göttliche Rhapsode hineingestellt. Unberührt, seiner Größe voll, geht er durch alles hinweg, bis die Erde unter seinen Füßen entweicht und er aus der unzulänglichen Heimat seines Leibes eingeht in die vollkommenere Heimstatt seiner Seele. — In „La Muiron“ sehen wir Napoleon bei der Überfahrt von Ägypten nach Frankreich Gespenstergeschichten erzählend. Während die gesamte Mannschaft vom Kapitän bis zum letzten Schiffsjungen ob den Gefahren, die ihnen von den

kreuzenden Engländern drohen, in fieberhafter Aufregung ist, sitzt der Korse gelassen da und nützt die Zeit der Untätigkeit dadurch, daß er seine Gedanken eine heikle Frage umspielen lässt, die mit seinem gegenwärtigen Tun — scheinbar — ohne jeden Berührungspunkt ist."

FRANCE, Anatole: Die Insel der Pinguine. *Deutsch von Paul Wiegler. Mit dem Bildnis des Autors nach der Radierung von Anders Zorn. Die Zeichnung des Titels und Einbandes von Richard Winckel. 391 Seiten.*
Geh. M 4.—, gebd. M 6.—.
Max. Harden i. d. „Zukunft": Braucht man zum Lob Anatole France heute noch etwas zu sagen? Sicher nicht. Sein stärkstes Werk: Die Insel der Pinguine, ist bei Piper & Co. erschienen, ein Werk reifsten Humors und kraftvoller Skepsis, das in ergötzlichen Bildern die ganze Kulturentwicklung zeigt. Paul Wiegler hat es sehr gut übersetzt.

FRANCE, Anatole: Thais. *Roman. Deutsch von Felix Vogt. 235 Seiten.*
Geh. M 3.—, gebd. M 4.50.
Das literarische Echo: „Thais", ein Roman von Anatole France, von Felix Vogt vortrefflich verdeutscht, die Geschichte eines frühchristlichen Abtes, den die Verlockungen des Teufels dem schönen Bilde einer alexandrinischen Kurtisane bis zum Wahnsinn unterwerfen, ist vielleicht die meisterlichste Leistung dieses adligen Skeptikers, dem die Vielfältigkeit des Weltbildes, das er sieht, die schöne Freiheit der Erscheinungen nicht lähmt, vielmehr sie nur reicher, blendender, blühender macht. France schildert in dem Roman, mit dem Glanze von Selbsterlebtem, Alexandria, die Stadt, wie sie in Wollust und Weltweisheit ihre feine, von dem Bewußtsein der Vergänglichkeit wie von einem Westwind überhauchte Pracht entfaltet, lächelnd über die Kunde von Vulkanen, die überall auf Erden tumultuarisch ausbrechen."

FREYMANN, Karl von: Der Tag des Volkes. *Ein Schauspiel aus der lettischen Revolution in 4 Akten. 122 Seiten. Geh. M 2.—. Vergriffen.*

FREYMANN, Karl von. (Masken — Francesca. —) Nach dem Neunten Thermidor. *Drei Einakter. Mit einem Bildnis und biographischem Vorwort. 95 Seiten. Geh. M 2.—.*

DIE FRUCHTSCHALE. Eine Sammlung. *19 Bände. Neue Ausgabe. Einband von Paul Renner. Jeder Band geh. M 1.80, gebd. M 2.80.*

1. Chinesische Lyrik *vom 12. Jahrhundert vor Christi bis zur Gegenwart. In deutscher Übersetzung, mit Einleitung und Anmerkungen von Hans Heilmann. 159 Seiten.*

2. **August Graf von Platen. Tagebücher.** *Im Auszuge herausgegeben von Erich Petzet. Mit Porträt, Abbildung des Grabmals und Faksimile der letzten beiden Tagebuchseiten. 400 Seiten.*
3. **Friedrich Schlegels Fragmente und Ideen.** *Herausgegeben von Franz Deibel. Mit dem Porträt Schlegels von Philipp Veit und dem Faksimile einer Briefseite. 290 Seiten.*



Die Liebesgötter entwaffnen Herkules
Aus den griechischen Liebesgedichten

4. **Henri Frédéric Amiel. Tagebücher.** *Deutsch von Dr. Rosa Schapire. Mit zwei Porträts und einem Faksimile. 362 Seiten.*
5. **Adalbert Stifter. Eine Selbstcharakteristik des Menschen und Künstlers.** *Ausgewählt und eingeleitet von Paul Joseph Harmuth. Mit einem Porträt und dem Faksimile eines Briefes. 260 Seiten.*
6. **Jörg Wickram. Der Goldfaden.** *Erneuert von Clemens Brentano. Mit den verkleinerten Originalholzschnitten. 272 Seiten.*
7. **Walt Whitman. Prosaschriften.** *In Auswahl übersetzt und eingeleitet von O. E. Lessing. Mit zwei Porträts und einem Faksimile. 191 S.*

8. **Jakob Böhme. Morgenröte im Aufgang. Von den drei Prinzipien. Vom dreifachen Leben.** *Herausgegeben und eingeleitet von Joseph Grabisch. Mit Porträts und Ansichten. Zweite Auflage. 280 S.*

9. **Nicolas Chamfort. Aphorismen und Anekdoten.** *Mit einem Essay von Hermann Eßwein und einem Porträt. Zweite Auflage. 227 S.*

10. **Liebesgedichte aus der griechischen Anthologie.** *Mit Benutzung älterer Übersetzungen herausgegeben von Dr. Otto Kiefer. Mit acht. Abbildungen nach antiken Bildwerken. 242 Seiten. Vergriffen.*

11. **Vauvenargues. Gedanken und Grundsätze.** *Mit einer Einführung von Ellen Key und einem Porträt. Übersetzt von Eugen Stöffler. 186 Seiten.*

12. **Irische Elfenmärchen.** *Übersetzt und eingeleitet von den Brüdern Grimm. Herausgegeben von Johannes Rutz. Mit Vignetten aus der zweiten englischen Ausgabe von 1834. 224 Seiten. Vergriffen.*

13. **Französisches Theater der Vergangenheit.** *Szenen und Abhandlungen von Scudéry—Corneille—Scarron—Molière—Lesage—Diderot—Rousseau—Mercier. Übertragen und eingeleitet von Paul Wiegler. Mit vielen Porträts, Rollenkupfern und Bühnenszenen nach alten Vorlagen. 275 Seiten.*

14. **Heinrich Suso.** *Eine Auswahl aus seinen deutschen Schriften. Mit der Einleitung von Joseph Görres zur Suso-Ausgabe von 1829. Herausgegeben von Wilhelm von Scholz. Mit Holzschnitten aus den ersten Drucken von Susos Schriften, Augsburg 1482 und 1512. 219 Seiten. Von diesem Buch wurden 30 Exemplare zum Preise von M 12.— auf van Geldern gedruckt, in Ganzpergament gebunden und vom Herausgeber numeriert und signiert.*

15. **Jean Paul als Denker.** *Gedanken aus seinen sämtlichen Werken. Eingeleitet und geordnet von Dr. S. Friedlaender. Mit zwei Porträts und einem Faksimile. 192 Seiten.*

16. **Die moderne Jesusdichtung.** *Eine Anthologie. Mit einer religiösen und literarischen Einleitung herausgegeben von Karl Röttger. 147 Seiten.*

17. **Japanische Lyrik aus vierzehn Jahrhunderten.** *Nach den Originalen übertragen von Dr. Julius Kurth. Mit 23 Abbildungen nach japanischen Holzschnitten. 138 Seiten. Von diesem Buche wurden 58 numerierte Exemplare auf echt kaiserlich Japan abgezogen und in japanische Rohseide gebunden. Preis M 12.—.*



Maria Lahrs: Der Kreuzweg
Silhouette zu den Irischen Elfenmärchen

18. Deutsche Weihnacht. *Spiel und Lied aus alter Zeit. Mit einer Einführung von Arthur Bonus und dreizehn Bildern nach alten Meistern. 266 Seiten.*

19. Der Deutsche in der Anekdote. *Eine Kulturgeschichte in vierhundert Anekdoten. Mit Porträts. Von Tony Kellen. Zweite Auflage. 372 S.*
Hannoverscher Courier: „Die von dem Verlag R. Piper & Co. in München herausgegebene zwanglose Sammlung interessanter und innerlich wertvoller Bücher, die kein anderes Programm hat als dies: Schönes darzubieten, kann von dem Bücherfreund nicht mehr übersehen werden."

GOURMONT, REMY DE: Ein jungfräuliches Herz. *Deutsch von Otto Flake. Titelzeichnung von G. d'Espagnat. 191 Seiten.*
Geh. M 3.—, in Leinen M 4.—.

GRIECHISCHE LIEBESGEDICHTE. *Mit Benutzung älterer Übersetzungen herausgegeben und eingeleitet von Dr. Otto Kiefer. Mit 16 Abbildungen nach antiken Bildwerken. 154 Seiten. Geh. M 3.—, gebd. M 4.—.*
Vorzugsausgabe: 100 Exemplare auf Bütten M 15.—.
Berliner Tageblatt: „Die eigenartige Sammlung soll eine Ergänzung zu bekannten Ausgaben sein und will den Leser mit Dichtern und Gedichten bekannt machen, die aus sogenannten moralischen Rücksichten in anderen Werken dieser Art keine Aufnahme gefunden haben. Es finden sich Perlen der griechischen Lyrik darunter, um die es wirklich schade wäre, wenn ihr leuchtender Glanz im finsteren Geheimfach der verbotenen Schriften verkümmern sollte."

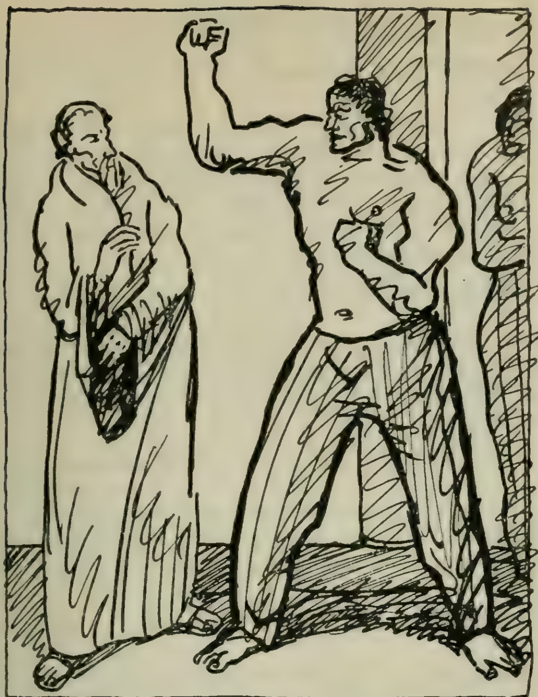
GRILLPARZER siehe unter Lessing, O. E.

GÜNDERODE, CAROLINE s. u. Preisendanz K.

GRIMM, Die Brüder: Irische Elfenmärchen. *Herausgegeben von Johannes Rutz. Mit vielen Silhouetten von Maria Lahrs. 220 Seiten.*
Gebd. M 4.—.
Hannoverscher Courier: „Ein Märchenbuch, gleich schön für Kinder und für Erwachsene, weil erfüllt von der reinen und naiven Seele eines Volkes, das zum Dichter ward."

HEYMANN, Walther: Der Springbrunnen. Gedichte. *112 Seiten.*
Geh. M 2.50, gebd. M 4.—.

HÖLDERLIN, Friedrich s. u. Michel, Wilhelm.



Reinhardt: Simson bedroht seinen Schwiegervater
Aus Reinhardt's Simson. Verkleinert

HOERHAMMER, Artur: Tragikomödien des Ich. *107 Seiten. Geh. M 2,50.*
Inhalt: „Er." (Aus dem Tagebuch eines Landschaftmalers) — Die Frage an die Nacht. (Ein Psychodrama) — Fluchtversuche: Moriturus. — Schwatzhaftigkeit eines Verschwiegenen. — Poetenfreuden. — Die Lächerlichen. Finale.

HOERHAMMER, Artur. Die verlorene Naivität. *197 Seiten. Geh. M 3.—.*

LESSING, Dr. O. E: Grillparzer und das neue Drama. *Eine Studie. 175 Seiten. Geh. M 4.—, gebd. M 5.—.*

LOTHAR, ERNST: Die Einsamen. *Novellen. 223 Seiten.*

Geh. M 3.—, gebd. M 4.—.

Inhalt: Das Licht. — Der gefesselte Weg. — Sabine. — Vom goldenen Hahn. — Die Brüder. — „Süsser, süsser Gott." — Im Jahre des Heils × × × ×. — Die Sanfte. — Traumopfer. — Die Audienz des Herrn Raimund Räuschl.

Die Zeit: „Man liest diese Novellen gern, mit ehrlicher Freude, mit angenehmer Überraschung über diesen Einklang von Jugend, formaler Treffsicherheit und thematischer Kunst."

LOTHAR, Ernst. Die Rast. *Gedichte. 72 Seiten.*

Geh. M 2.—, gebd. M 3.—.

Österreichische Frauenrundschau: „Eine sonnige Klarheit und männlich reife, reiche Güte ist in dem Buch dieses jungen Dichters, die fast glauben läßt, daß hier einer zu uns spricht, der die große Mittagswende des Lebens überschritten hat."

LOTHAR, Ernst: Der ruhige Hain. *Ein Gedichtbuch. 155 Seiten.*

Geh. M 2.—, gebd. M 3.—.

Österr. Rundschau: „Eine Seele schwingt in diesem Buche, eine Dichterseele. Stille Stunden, die uns gern in höhere Regionen und dünnere Luft tragen, finden in den reinen Rhythmen Ernst Lothars reichlichen Stoff zur Andacht."

MÄRTEN, Lu: Torso. *Das Buch eines Kindes. 311 Seiten.*

Geh. M 4.—, gebd. M 5.—.

Freiburger Volkszeitung: „Das Werk ist eines von jenen Büchern, die ganz für sich zu stehen scheinen, ohne Zusammenhänge und Beziehungen, wie aus einer fremden, noch ungeborenen Welt. Es ist wie ein Erschrecken beim Lesen, wie ein Erschauern vor etwas Unerhörtem, denn du hast, bald stärker, bald schwächer, die Empfindung, eine nackte Seele zu berühren".

MANN, Heinrich: Mnais und Ginevra. *75 Seiten.*

Geh. M 2.—, gebd. M 3.—.

50 Exemplare auf echt holländisch Bütten, in Ganzpergament gebunden und vom Verfasser signiert und numeriert M 10.—.

Hamburger Nachrichten: „Diese novellenartigen Gaben der Mannschen Muse sind phantastisch im Entwurf, blühend in der Sprache, überschwenglich in der Empfindung, voll sinnlicher Glut und dennoch keusch".

Berliner Tageblatt: „Die Liebesideale zweier Zeiten werden hier nebeneinander gestellt. Die Schilderung ist wie stets bei dem feinsinnigen Autor lebhaft fesselnd und die Sprache von großer Schönheit."

MEEBOLD, Alfred: Das Erwachen der Seele. *Ein Roman. 188 S. Geh. M 3.—, gebd. M 4.—.*

MEIER-GRAEFE, Julius: Nach Norden. *Eine Episode. 437 Seiten. Geh. M 4.—, gebd. M 6.—.*

Die Hilfe: „Meier-Gräfe nennt sein Werk mit Recht eine Episode. Ein Roman ist es nicht. Es ist die Schilderung einer Nordlandreise und der wenigen Menschen, in deren Gesellschaft der Schriftsteller sie unternommen hat. Da ist in erster Linie eine echte Berliner Parvenüfamilie, die mit frischem Humor und feiner Satire gezeichnet ist. Neben ihr ein schlesischer Großindustrieller, klar und sicher getroffen. Ein Hauslehrer, ein Leutnant, eine Marquise und der Dichter selbst. Sie alle geraten in den Bann einer Gräfin, dekadent und überkultiviert, aus der keiner klar wird. Die Beschreibungen der Landschaft, des Meeres und der Volksart sind ganz vortrefflich. Die Darstellung ist von prickelnder Lebendigkeit."

Berliner Börsen-Courier: „Die örtlichen Schilderungen, die Beschreibungen der Landschaft, des Meeres sind vielfach geradezu meisterhaft und werden mit höchster Befriedigung gelesen werden. Der Verfasser hat die nordischen Gegenden mit dem Auge des Dichters gesehen, und sein Wort malt sie uns lebendig und deutlich, wie es keines Künstlers Pinsel vermöchte".

Wiesbadener Zeitung: „Meisterhaft ist der Dialog; den Redenden vortrefflich angepaßt; an lustigen Einfällen, scharfen Beobachtungen und Bemerkungen über die Natur und die Menschen kein Mangel. Dieses Buch ersetzt mehrere Theaterabende."

MERESCHKOWSKI, Dmitri: Alexander I. *Historischer Roman. Übersetzt von Alexander Eliasberg. Mit einem Porträt Alexanders I. 535 Seiten. Geh. M 8.—, gebd. M 10.—, Luxusausgabe 100 Exemplare M 18.—.*

Die Zeit (Alex. v. Gleichen-Russwurm): „Mereschkowski hat dem historischen Roman den Zug ins Große neugegeben. Das Buch löst wieder eine sehr bedeutende Zeitspanne aus dem Ungefähr und rückt sie vor unser inneres Auge. Eine besonders merkwürdige Zeitspanne, denn die Wirkungen ihrer Geschehnisse, ihrer Träume, ihres Wollens und Nichtkönnens reichen bis tief in die Gegenwart und haben noch keine Lösung aller Dissonanzen gefunden. Wir erleben die Tragik eines ungeheuren Chaos, das sich zu einem übersichtlichen Gefüge ordnen will".

Jul. Meier-Graefe: „Mereschkowskis Werk ist die schönste literarische Frucht, die Rußland in dem so bedeutungsvollen Zentenarjahr 1912 beschert worden ist. Nach Tolstois „Krieg und Frieden" noch einen Roman des Jahres 1812 zu schreiben, war unmöglich. Mereschkowski hat sich dagegen die

lohnende Aufgabe gestellt, die Konsequenzen dieses Jahres für Rußland in seinem Werke aufzuzeigen."

MERESCHKOWSKI, DMITRI: Der Anmarsch des Pöbels. *Übersetzt von Harald Hoerschelmann. 131 S. Geh. M 2.50, gebd. M 3.50. Max. Harden: „Dmitri Mereschkowski braucht man heute nicht mehr zu rühmen. Sein „Lionardo" und seine meisterliche Analyse der von Tolstoi und Dostojewskij der Menschheit geschenkten Werke haben ihm auch in Deutschland die feinsten Geister gewonnen. Ende April wird (bei R. Piper & Co. in München) ein neues Buch von ihm veröffentlicht, dem er den Titel „Der Anmarsch des Pöbels" gegeben hat. Ein merkwürdiges Buch, das über die Krisis des russischen Geistes mehr und Überzeugenderes zu sagen weiß als ganze Leitartikelhaufen."*

MERESCHKOWSKI, Dmitri: Julianus Apostata. *Historischer Roman. Übersetzt von Alexander Eliasberg. 342 Seiten. Geh. M 3.—, gebd. M 4 —. 75 Exemplare auf holländisch Bütten, in Ganzleder M 16. –. Christliche Freiheit: „Der Roman enthält eine Fülle von Einzelbildern, die alle meisterhaft Zeit und Menschen beleuchten, und die Übersetzung ist so gut, daß sie nirgends den Eindruck schwächt."*

MERESCHKOWSKI, Dmitri: Leonardo da Vinci. *Historischer Roman. Übersetzt von Alexander Eliasberg. Mit Bildbeigaben. 18. Aufl. 694 Seiten. Geh. M 4.—, gebd. M 5.—. 75 Exemplare auf holländisch Bütten und in zwei Ganzlederbänden 24.—, (Luxus-Ausgabe vergriffen). Blätter für Bücherfreunde: „Mereschkowskis Leonardo ist längst als derjenige Roman anerkannt, in dem sich die vielleicht interessanteste Periode der neueren Geschichte, das Zeitalter der italienischen Renaissance, am packendsten und lebendigsten spiegelt."*

MERESCHKOWSKI, Zinaida Hippius, Dmitri Philosophoff: Der Zar und die Revolution. *Umschlagzeichnung von M. Dobuschinski. 205 Seiten. Geh. M 3.—, gebd. M 4.—.*

MERESCHKOWSKI, Dmitri: Ewige Gefährten. Essays. *Inhalt. Akropolis — Mark Aurel — Plinius der Jüngere — Calderon — Cervantes — Montaigne — Flaubert — Ibsen — Gontscharow — Turgenjew — Goethe. Mit Porträts in Lichtdruck. Zwei Bände, zusammen 500 Seiten. Preis für den Band etwa M 5.— geheftet, M 7.— gebunden. Erscheint im Herbst 1914.*



Steinlen: Katz und Maus
Aus Piper's Tier in der Kunst

MICHEL, Wilhelm: Friedrich Hölderlin. *Mit zwei Bildnissen des Dichters in Lichtdruck und zwei Faksimiles. 75 Seiten. 400 numerierte Exemplare M 8.—.*
30 Exemplare auf Bütten, in Leder gebunden und vom Autor signiert M 14.—.
Pester Lloyd: „Der vorliegende Hölderlinessay beweist eine neue gesteigerte Empfänglichkeit für das Wesen des Dichters und berührt im Dithyrambus des Vortrages eine Zone noch unerkannter Schönheiten. Schon in der Einleitung wird das unglückliche Schicksal dieses reinsten, jünglinghaften Dichters der Deutschen schön symbolisiert: „Wenn wir der Welt in Goethe den mythologischen Menschen des Abendlandes geschenkt haben, so haben wir ihr in Hölderlin das mythologische Opfer unseres Kulturkreises gegeben."

MICHEL, Wilhelm: Der Zuschauer. *Gedichte. 105 S. Geh. M 2.50.*

MORGENSTERN, Christian: Auf vielen Wegen. *Neue zusammengezogene Ausgabe von Auf vielen Wegen und Ich und die Welt. 82 Seiten. Geh. M 2.50, gebd. M 3.50.*

MORGENSTERN, Christian: Einkehr. *Gedichte. 99 Seiten. Geh. M 2.50, gebd. M 3.50.*

MORGENSTERN, Christian: Horatius travestitus. *Ein Studentenscherz. Mit einem Anhang: Aus dem Nachlaß des Horaz. Umschlagzeichnung von Karl Walser. 80 Seiten. Geh. M 2.—, gebd. M 3.—.*

MORGENSTERN, Christian: Ich und Du. *Sonette, Ritornelle, Lieder. 83 Seiten. Geh. M 2.50, gebd. M 3.50.*

MORGENSTERN, Christian: In Phantas Schloß. *Ein Zyklus humoristisch-phantastischer Dichtungen. 74 Seiten. Geh. M 1.50.*
Münchener Allgemeine Zeitung: „Die Kunst Morgensterns verlangt es, daß man ohne Sensationslust, in stiller Heiterkeit und Gelassenheit in ihren Garten trete, und sich dann mit Liebe und guten Augen in die Betrachtung all der Kräuter und Blumen vertiefe, die allda wachsen. Freilich, der Lohn ist alsdann ein köstlicher: Diesen Garten wird der Besucher verlassen mit reicherer Anschauung und einem gesteigerten Gefühl für viele stille Freuden, die dem Nachdenklichen auf dieser Erde gewährt werden."

MÜHSAM, Erich: Die Hochstapler. *Lustspiel in vier Aufzügen. 143 Seiten. Geh. M 2.—.*

MÜNCHNER ALMANACH. *Ein Sammelbuch neuer deutscher Dichtung. Herausgegeben von Karl Schloß. 330 Seiten. Kart. M 5.—.*
Mit Beiträgen von Oskar A. H. Schmitz, Leo Greiner, Wilhelm Worringer, Georg Fuchs, Wilhelm von Scholz, Franz Dülberg, Wilhelm Michel, Hermann Eßwein und Anderen.

PIPER, Kurt: Fegefeuer. *Gedichte. 80 Seiten. Geh. M 2.—.*

PIPER, Kurt: Tellurische Feuer. *Neue Gedichte. 118 Seiten. Geh. M 2.—.*

PIPER, Kurt: Künstlertypen und Kunstprobleme. *195 Seiten. Geh. M 3.—, gebd. M 4.—.*
Inhalt: Genius und Vorurteil. — Künstlertypen. — Peisithanatos der Romantiker (Ein Dialog und seine Folgen). — Plastik und Musik. — Oskar Wilde und sein Schicksal. — Lyrische Energien (Poesie und Langeweile). — Kunstgenuß und Kunstkritik.

PLATEN, August Graf von: *Ein Bild seines geistigen Entwicklungsganges und seines dichterischen Schaffens von* Rudolf Schlösser *a. o. Professor an der Universität Jena. Erster Band. 1796—1826. 765 Seiten. Zweiter Band. 1826 bis 1835. 572 Seiten. Geh. M 28.—, gebd. M 34.—. Nach 1. Januar 1914 Geh. M 36.—, gebd. M 42.—.*
Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen: „Unter den neueren Platen-Forschern nimmt Rudolf Schlösser einen der ersten Plätze ein. Bewundernswert ist die souveräne Beherrschung des Stoffes, die Klarheit der Anordnung, der Riesenfleiß, mit dem das schier endlose Material verarbeitet ist."



Die alt' Heindlin und der Herr Bezirksamtmann
Aus Queris Weltlichen Gesängen

PLATEN, August Graf von: Tagebücher s. u. Fruchtschale.

PORTE, Wilhelm: Die Mäcenatin. *Ein Künstlerroman. Mit dem Bildnis des Verfassers von Artur Volkmann und einem Vorwort von Waldemar von Wasielewski. 313 Seiten. Geh. M 3.50, in Leinen M 5.—.*
Bund: „Der Roman spielt in Rom in dem Kreis von Künstlern, die durch das hohe Vorbild Hans von Marées den entscheidenden Einfluß erfuhren und in den Gesprächen, die die spannende Handlung begleiten, sind die Anschauungen dieses Kreises in lebendiger Fülle niedergelegt. Die Handlung selbst zeigt uns die Entwicklung einer Künstlerliebe und Künstlerehe, die sich nach schweren Kämpfen und Konflikten mit den Mächten der Außen- und der Innenwelt zur Klarheit durchringt."

PREISENDANZ, Karl: Die Liebe der Günderode. *Friedrich Creuzers Briefe an Caroline von Günderode. Mit 2 Lichtdruckporträts und 2 Faksimiles. 338 Seiten. Geh. M 7.—, gebd. M 9.—.*
Hamburger Nachrichten: „Der Roman Friedrich Creuzers und der Karoline von Günderode war einer der schicksalsschwersten. Seinen wirklichen Verlauf kennen zu lernen, ermöglichen die Briefe. Es sind nur Creuzers Briefe, die uns hier vorliegen, von Carolinens Antworten ist eine einzige erhalten. Bedeutungs- und ahnungsvoll genug heißt es darin: „Liebe mich auch immer, Geliebter. Laß keine Zeit, kein Verhältnis zwischen uns treten. Den Verlust deiner Liebe könnte ich nicht ertragen." Sie hat in Wahrheit diesen Verlust nicht ertragen; als sie erkennen mußte, daß Creuzer um des ehelichen Friedens willen entschlossen war, sich völlig von ihr zu trennen, ging sie in den Tod. Sie war erst 26 Jahre alt, als das Schicksal ihr so Mut

und Kraft zu weiterem Leben genommen hatte und sich das Wort an ihr erfüllte, das sie selber ein paar Jahre früher schon auf sich gedichtet hatte: Teil ich mein Leben doch mit unterirdischen Schatten. Meiner Jugend Kraft schlürfen sie gierig mir aus."

QUERI, Georg: Bauernerotik und Bauernfehme in Oberbayern.
Privatdruck. 272 Seiten. 900 numerierte Exemplare. Gebd. M 18.—.
50 Exemplare auf Bütten, in Pergament gebunden
und vom Autor signiert M 32.—.
Ludwig Thoma im „März:" „Im ersten Teile eine Sammlung von Liedern und Versen, die in ihrer saftigen Derbheit Zeugnis ablegen von der prachtvollen Fröhlichkeit des altbayerischen Stammes. Im zweiten Teile hat der Verfasser eine lückenlose Geschichte des Haberfeldtreibens gegeben. Das Buch ist in diesem Teile von großem, kulturhistorischem Werte, unentbehrlich für jeden, der sich eine intime Kenntnis unseres Oberlandes verschaffen will."

QUERI, Georg: Der wöchentliche Beobachter von Polykarpszell.
Inhalt: Geschichten aus einer kleinen Redaktion. Mit einem Porträt des Verfassers von Karl Arnold und alten Barock-Vignetten. Umschlag von Paul Neu. 152 Seiten. Geh. M 2.—, gebd. M 3.—.
Inhalt: Der Warzentod. — Die Feuerwehr. — Gablhofer oder Bismarck? — Die Wunder von Polykarpszell. — Kathrein. — Der Hausierer. — Der Volkstrachtenverein. — Kirchweihprügel. — Der Scherer von Dietramszell.
Münchner Illustr. Zeitung: „Das Buch birgt eine Fülle des kostbarsten, lebensfrischesten Humors und wird sicherlich in Bayern und dem benachbarten Österreich in keinem Hause fehlen."

QUERI, Georg: Die weltlichen Gesänge des Egidius Pfanzelter von Polykarpszell. *Umschlag, Vorsatz und Bilder von Paul Neu. 14. Tausend. 104 Seiten. In farbigem Umschlag;*
M 1.—, gebd. mit buntem Vorsatzpapier M 2.—.
100 Exemplare mit der Hand koloriert, auf echt Bütten, in Ganzpergament, vom Autor signiert. M 12.—.
Der Bücherwurm: „Wer eine Ahnung bekommen will vom wirklichen bayrischen Bauern, so wie ihn Ludwig Thoma gesehen hat, der soll seine Roman-Bauern-Romane zu Hause lassen und dafür das kleine Buch von Queri mit den teilweise köstlichen Zeichnungen von Paul Neu mitnehmen. Wem da kein Licht aufgeht, dem ist nicht zu helfen."

QUERI, Georg: Bayerischer Kalender auf das Jahr 1913. *Mit vielen Bildern von Paul Neu. 90 Seiten. Geh. M 2.—, gebd. M 3.—.*
Die Lese: „Queris Kalender gibt Ernst und Scherz, Volkstümliches und Kulturgeschichtliches zu einem ausdrucksvollen Ganzen vereinigt. Und wenn man konstatiert, daß Queri einer der besten Kenner bayerischen Volkstums ist, liegt in diesem Wort zugleich das beste Lob, das man seinem Kalender mitgeben kann. Die zahlreichen Bilder von Paul Neu vereinen Realismus mit Situationshumor in glücklicher Art und bilden die einzig mögliche Ergänzung des Querischen Textes."

QUERI, Georg: Kraftbayrisch. *Ein Wörterbuch der erotischen und skatologischen Redensarten der Altbayern. Mit Belegen aus dem Volkslied, der bäuerlichen Erzählung und dem Volkswitz. 224 Seiten. Privatdruck. 900 numerierte Exemplare. M 18.—.*
Ludwig Thoma: „Ein Wörterbuch der erotischen Redensarten halte ich zur vollständigen Kenntnis eines Volkstums für äußerst wertvoll. Wenn aber, wie im Altbayerischen, gerade auf diesem Gebiete sich erst ganz der unerschöpfliche Witz, die gesündeste Kraft eines prachtvollen deutschen Volksstammes zeigt, dann ist eine solche Sammlung notwendig, ihr Fehlen hieße ein wichtiges Element übersehen".

QUERI, Georg: Die Schnurren des Rochus Mang, Baders, Meßners und Leichenbeschauers zu Fröttmannsau. *Dem Volksmund nacherzählt. Dritte vermehrte Auflage. Mit Bildern von Karl Arnold. 110 Seiten. Geh. M 2.—, gebd. M 3.—.*

QUERI, Georg: Der schöne Soldatengesang vom tapfern Kolumbus. *Mit 70 handkolorierten bunten Bildern von Paul Neu. Geh. M 3.—, gebd. M 4.—.*

RÜCKERT-Auswahl: Haus und Welt. *Herausgegeben von Stephan List. Mit Bildbeigaben. Einbandzeichnung von Paul Renner. 242 Seiten. Geh. M 1.80, gebd. M 3.—.*
Frankfurter Zeitung: „Unter dem Titel „Haus und Welt" gibt Stephan List eine „Rückert-Auswahl" heraus, die alle Verehrer des verstorbenen Dichters gewiß mit Freude begrüßen werden, da sie hier das Schönste aus seinen Werken in einem geschmackvollen Bande vereinigt finden".

RUSSISCHE LYRIK DER GEGENWART. *Deutsch von Alexander Eliasberg. Mit einer Einleitung und vier Bildnissen. 124 Seiten. Geh. M 2.—, gebd. M 3.—.*

SAVITS, JOCZA: Das Naturtheater. *Eine Studie. Mit 6 Abbildungen. Mit besonderer Berücksichtigung der Naturtheater in Thale am Harz und in Hertenstein bei Luzern. 44 Seiten. Geh. M 1.—.*

SCHEFFER, THASSILO VON: Neue Gedichte. *74 Seiten. Einband von E. R. Weiß. Gebd. M 3.—.*

SCHLÖSSER, RUDOLF s. u. Platen, August Graf von.

SCHLOSS, KARL: Gedichte. *110 Seiten. Geh. M 2.—, gebd. M 3.50.*

SCHOENFLIES, DORA: Rolf. *Eine Erzählung. 142 Seiten. Geh. M 2.50, gebd. M 3.50.*
Wiesbadener Zeitung: „Dora Schönflies versenkt sich mit feinem Verständnis für kindliche Seelenvorgänge in den Entwicklungsgang eines schwächlichen Knaben, dessen ganze Jugend das Wort „Nerven" verdüstert. Das feinempfundene Werkchen sei allen empfohlen, die sich für die Kinderseele interessieren".

SEIDEL, WILLY: Der schöne Tag. Gedichte. *Titelzeichnung von Schneider-Franken. 139 Seiten. Geh. M 2.50, gebd. M 4.—.*

SERVAES, FRANZ: Jungfer Ambrosia. *Ein Lustspiel in vier Akten. 194 Seiten. Geh. M 2.—.*

SIEBERT, MARGARETE: Aus dem Leben des jungen Martin Wigelandt. *Roman. 171 Seiten. Geh. M 2.40, gebd. M 3.60.*
Tägliche Rundschau: „Die knappe Darstellungsart, die sauber behandelte Sprache, das unbedenkliche Einflechten des scheinbar Nichtigen, der ruhige objektive Ton, das alles sind Vorzüge, die sich bei Durchschnittsromanen nicht zu finden pflegen".
Neue freie Presse: „‚Aus dem Leben des jungen Martin Wigelandt' . . . erzählt von der Entwicklung eines Literaturästheten zum reifen Mann, und zwar in einer überaus sympathischen, klaren und gefestigten Weise. Es ist ein sehr herzliches und menschlich reiches Buch . . . . . . Durch das ganze Buch klingt wie ein Grundton eine schöne Menschlichkeit, die sich manchmal auch in bemerkenswerten Einsichten und Erkenntnissen kundgibt, namentlich dort, wo es sich um das Wesen der Ehe, der verheirateten Frau und der Mütterlichkeit handelt. Keine sprühenden und glitzernden Apercus und Pointen, sondern Worte, die durch ihre innere Echtheit starken Eindruck machen".



Der Zeppelin umkreist die Münchner Bavaria
Kinderzeichnung aus „Was Kinder sagen und fragen"

SIEBERT, MARGARETE: Maria Stuart in Schottland. *Nach der Bekundung ihrer Zeit. Ein Roman. 473 Seiten.*
Geh. M 6.—, gebd. M 8.—.

Die Hilfe: „Das Buch gibt eine ausführliche und sachliche Schilderung der kurzen Jahre, die Maria Stuart regierte. Von dem Hintergrunde der Ereignisse hebt sich die Gestalt der jungen Königin allmählich klar und lebendig ab. Diese Maria Stuart ist Herrscherin ihrer Geburt und ihren Gaben nach; aber ihr heißes Temperament läßt sie versinken in der Gewalt dunkler Mächte. Was dann vor uns steht, ist nur das Weib, das ihrer Liebesleidenschaft Land, Leben und Gewissen opfert. Mit sicherer Hand ist dies Bild gemalt".

SIEBERT, MARGARETE: Rahel Hake. *Ein Roman. 383 Seiten.*
Geh. M 5.—, gebd. M 7.—.

Dresdner Anzeiger: „Hier wird nicht mit dem üblichen Gefühlsüberschwang geschildert, sondern vom Standpunkt einer gereiften, überlegenen Frauenerkenntnis aus, die sich wohl bewußt ist, daß ein sich Durchkämpfen von alten zu neueren Anschauungen bezüglich des Verhältnisses der Geschlechter nicht ohne tiefe Wunden abgeht".

Vossische Zeitung: „Wärme und Tiefe der Empfindung, ein nicht eben gewöhnlicher Gedankenreichtum und die Fähigkeit, das Interesse des Lesers an der an Handlung armen, aber durch psychologische Feinheiten fesselnden Lektüre bis zur Spannung zu steigern. . ."

Berliner Tageblatt: „Das Buch ist eine Hoffnung auf die Zukunft und ein Versprechen für die Gegenwart".

STRINDBERG, AUGUST s. u. Esswein, Hermann.

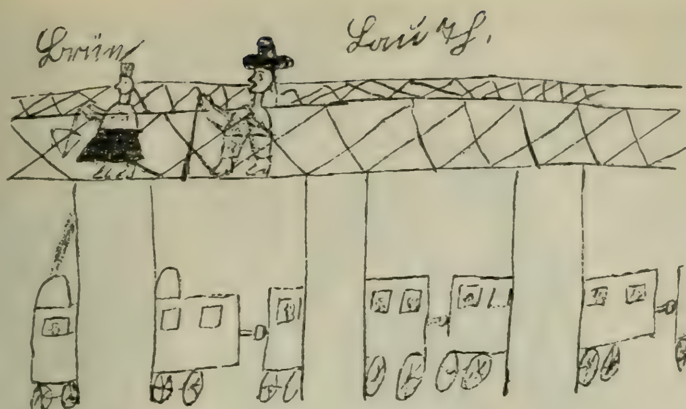
SUSMAN, MARGARETE: Neue Gedichte. *95 Seiten.*
Geh. M 2.50, gebd. M 4.—.

TRAUBEL, HORACE: Weckrufe. *Kommunistische Gesänge. Deutsch von O. E. Lessing. Mit einem Bildnis. 188 Seiten. Geh. M 2.50.*

VON DEN KLEINEN FÜR DIE GROSSEN. *Kinderaussprüche, gesammelt von einer Großmama. Mit Zeichnungen von Nikolaus, Oskar und Fritz, darunter vier Farbentafeln. 104 Seiten. Geh. M 2.—, gebd. M 3.—.*

WASIELEWSKI, WALDEMAR VON: Der Regenbogen. *Gedichte. 244 Seiten. Geh. M 3.—, gebd. M 4.—.*

WAS KINDER SAGEN UND FRAGEN. *Mit 26 Zeichnungen von ihnen selbst. Gesammelt von einer Großmama. 6.—9. Tausend. 79 Seiten.*
Geh. M 2.—, gebd. M 3.—.



Der Bahnübergang. Kinderzeichnung

Lese: „Der unabsichtliche und unfreiwillige Humor bleibt wohl immer der liebenswerteste. In dieser Meinung bestärkt mich ein Buch, das ausschließlich Zeichnungen und Aussprüche von Kindern enthält, die zum Teil von einer so überwältigenden Komik sind, daß man sich eines lauten herzlichen Lachens nicht enthalten kann. Es nennt sich: „Von den Kleinen für die Großen“. Dieses Buch hat einen nicht weniger lustigen und unterhaltsamen Vorgänger, der im selben Verlag erschienen ist: „Was Kinder sagen und fragen“.

WITTMAACK, ADOLF: Hans Hinz Butenbrink. *Ein Roman. 192 Seiten. Geh. M 3.—, gebd. M 4.—.*

WITTMANN, W.: Die Studenten. *Roman. 352 Seiten. Geh. M 3.—, gebd. M 4.50.*





Hans Weiditz: Die Häßlichkeit des Leibes. 1532
Aus Worringer's Altdeutscher Buchillustration.

PHILOSOPHIE

DIE LETZTEN TAGE GOTAMO BUDDHOS. *Aus dem großen Verhör über die Erlöschung Mahaparinib-Banasuttam des Pāli-Kanons. Übersetzt von Karl Eugen Neumann. Mit 16 Einschaltbildern. 182 Seiten. Gebd. M. 6.—, 50 Exemplare auf Bütten und in Leder gebunden M. 18.—.*

DIE REDEN GOTAMO BUDDHOS. *Aus der Sammlung der Bruchstücke Suttanipato des Pāli-Kanons. Übersetzt von Karl Eugen Neumann. 410 Seiten. Gebd. in Leinen M. 20.—.*

DIE REDEN GOTAMO BUDDHOS. *Aus der längeren Sammlung Dighanikayo des Pāli-Kanons. Übersetzt von Karl Eugen Neumann. Zwei Bände. 346 und 522 Seiten. In drei Bänden. Bisher liegen vor:*
Bd. I. kart. M. 20.—, Halbfranz. M. 24.—,
Bd. II. kart. M. 25.—, Halbfranz. M. 30.—.
Der dritte Band erscheint Herbst 1914.

„Der Tag": „Den ganzen Fleiß eines Forscherlebens, aber auch die Sprachgewalt und formende Kraft einer ausnehmenden Begabung hat Karl Eugen Neumann daran gewendet, uns Deutschen die Fülle der buddhistischen Überlieferung zu erschließen. Eine gelehrte Verdolmetschung, insofern sämtliche Mittel der Gelehrsamkeit, nebst gründlicher, an Ort und Stelle erworbener Kenntnis, dem Unternehmen zugute gekommen; eine geistesechte, persönliche, künstlerische Übertragung, weil der liebevollen Hingabe auch die innere Sprache dieser Urkunden des Menschengeschlechtes, das über und zwischen den Worten Schwebende lautbar und lebendig geworden ist." Prof. Roman Woerner.

„Herm. Oldenberg in den „Südd. Monatsh.": Mit dringenderem Interesse als je verlangen in unsern Tagen viele danach, von Buddha und Buddhismus zu erfahren, das Bild des großen Lehrers so lebendig es nur sein kann, vor Augen zu sehen. Manche vielleicht Wohlmeinende, sicher Unberufene, beeifern sich, diesem Verlangen statt des Echten, Alten, selbstgeschaffene Phantasien darzubieten. Um so willkommener wird ein Buch sein, das wie das vorliegende ein Stück jenes vergangenen so unvergleichlich inhaltreichen und wirkungsvollen Daseins echt und wahr vor uns aufleben läßt."

KRISCHNAS WELLENGANG. *Ein indischer Mythos. In zwanzig Andachten aus dem Vischnupuranam übertragen von A. Paul. Mit einem Geleitwort von K. E. Neumann. 132 Seiten. Geh. M. 2.50, gebd. M. 3.50.*

RASCHID BEY, OMAR AL: Das hohe Ziel der Erkenntnis Aranada Upanishad. *Herausgegeben von Helene Böhlau al Raschid Bey. 173 Seiten. Geh. M. 6.—, gebd. M. 8.—.*
50 numerierte Exemplare auf echt Bütten M. 18.—.

„Hermann Hesse in den Propyläen": „Das hohe Ziel der Erkenntnis ist Erlösung, Wiederkehr zur Gottheit. Im wesentlichen enthält und lehrt das „Hohe Ziel" nichts anderes als die uralte Vedische Weisheit von Samsara und Nirvana, vom Trug der Erscheinungswelt und vom Heil im Göttlichen. Aber diese heilige Lehre des Ostens hat hier eine neue, persönliche, deutsche Form und Fassung gefunden, sie ist der Sprache in hartem Ringen abgekämpft und stellt darum nicht eine Verflüchtigung und Verwässerung, sondern eine Konzentration und erhöhte Form dar."

SCHOPENHAUER, ARTHUR: *Sämtliche Werke in vierzehn Bänden. Herausgegeben von Prof. Dr. Paul Deussen. Subskriptionspreis der Gesamtausgabe für jeden gehefteten Band M. 6.—, für den in Ganzleinen gebundenen*

M. 8.—, in Halbfranz-Bibliothekband M. 10.—. Der Einzelpreis eines jeden Bandes ist M. 2.— höher.

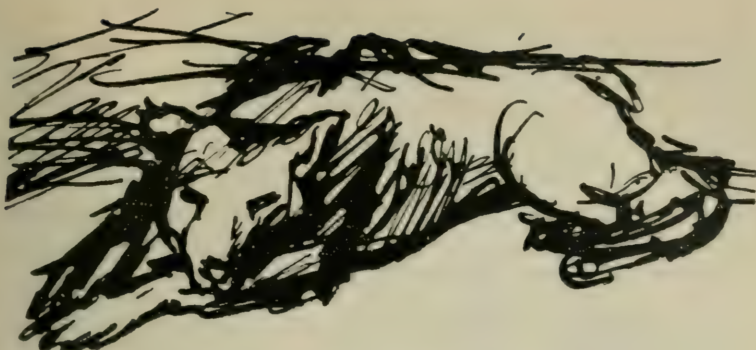
Für Bibliophilen erscheint eine Luxusausgabe in nur 200 numerierten Exemplaren. Sie wird auf feines holländisches Bütten gedruckt und in Maroquin gebunden. Der Preis des Bandes ist M. 28.—. Einzelbände dieser Luxusausgabe werden nicht abgegeben. Auf Wunsch wird der Name des Subskribenten in den ersten Band dieser Ausgabe eingedruckt.

Anlage der Ausgabe:

Bd. 1—2: Die Welt als Wille und Vorstellung.
Bd. 3: Über den Satz vom Grunde (Originaltext der Doktor-Dissertation von 1813 u. Ausgabe letzter Hand) — Über den Willen in der Natur — Die beiden Grundprobleme der Ethik.
Bd. 4—5: Parerga und Paralipomena.
Bd. 6: Kleine Schriften: Über das Sehn und die Farben — Theoria colorum — Balthasar Gracians Hand-Orakel und Kunst der Welt-Klugheit — Über die Verhunzung der deutschen Sprache u. a.
Bd. 7—8: Die Paralipomena des Nachlasses. (Vollständiger Abdruck der Manuskriptbücher in der chronologischen Reihenfolge.)
Bd. 9—10: Philosophische Vorlesungen.
Bd. 11—12: Die Genesis des philosophischen Systems. (Die unveröffentlichten Manuskripte Schopenhauers vor 1818.)
Bd. 13: Sämtliche erreichbaren Briefe Schopenhauers nebst den wichtigsten Briefen an ihn.
Bd. 14: Persönliche Dokumente (Wiedergabe aller erreichbaren Porträts Schopenhauers, seiner Familie und Freunde, Abbildungen seiner Wohnstätten, des Grabes, Handschrift-Faksimilia u. a.) — Index der Zitate — Gesamt-Fach- und Namen-Register — Verzeichnis der Subskribenten.

Die Bände 1, 2, 3, 4, 5, 9, 10 sind erschienen. Band 11—12 erscheint 1914. Im Jahre 1915 folgen die Bände 7 und 8. In 3 Jahren wird die Ausgabe vollständig vorliegen. Alles von Schopenhauer selbst veröffentlichte ist schon jetzt in dieser Editio definitiva vorhanden. Man verlange den Sonderprospekt.

AMIEL, BÖHME, CHAMFORT, JEAN PAUL, FRIEDRICH SCHLEGEL, VAUVENARGUES, WHITMAN siehe Fruchtschale, Schöne Literatur.



René Beeh, Algerischer Hund

ARCHITEKTUR * FREMDE LÄNDER

FRED W: Indische Reise. *Tagebuchblätter mit 73 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen. Einbandzeichnung von Richard Winckel. 214 Seiten. Geh. M. 4.—, gebd. M. 5.—.*

National-Zeitung: „Fred ist ein Mensch von feinem Geschmack und sehr zahlreichen Interessen. Er hat das Land als ein Globetrotter vornehmen Stils bereist, und seine Aufzeichnungen gelten den sozialen und religiösen Verhältnissen des indischen Reiches nicht minder wie seiner geschichtlichen Entwicklung und den mannigfachen Werken seiner Kunst, besonders seiner Architektur."

KOELLIKER, Oskar: Die erste Umseglung der Erde durch Fernando de Magallanes und Juan Sebastian del Cano 1519—1522. *Nach den Quellen dargestellt. Mit 32 Tafeln und Karten. 297 Seiten. Geh. M. 5.—, gebd. M. 7.—.*

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde: „Das trefflich ausgestattete Buch, das über die vielleicht bedeutendste aller Seefahrten aller Zeiten ein zusammenhängendes Bild gibt, verdient die vollste Beachtung. Die 32 Tafeln führen uns in diese ganze Welt der Kosmographen der ersten Hälfte der 16. Jahrhunderts auf das bequemste ein. Das Beste bleibt aber doch die Darstellung selber. Sie faßt die Tat des Magallanes nicht als isoliertes Ereignis,

sondern als wichtigstes Endglied in der Kette menschlicher Bemühungen um die allgemeine Erdgestalt."

MEEBOLD, Alfred: Indien. *Mit 25 Vollbildern nach Bleistiftskizzen des Verfassers. 332 Seiten. Geh. M. 5.—, in Leinen M. 7.—.*

PIPER, Otto; Burgenkunde. *Bauwesen und Geschichte der Burgen zunächst innerhalb des deutschen Sprachgebietes. Mit vielen eingedruckten Abbildungen. Dritte vielfach verbesserte Auflage. 827 Seiten.*
Geh. M. 34.—, gebd. M. 38.—.
40 Exemplare auf echt Bütten gedruckt und in altertümlichen Schweinslederband gebunden M. 60.—.
Archiv für Kultur-Geschichte: „Pipers Burgenkunde ist ohne Zweifel als das grundlegende Werk über diesen, schon von so vielen in größeren oder kleineren Teilen behandelten Stoff zu bezeichnen."

REBENSBURG, Dr. Heinrich: *Das deutsche Dorf. In zwei Bänden. Erster Band Süddeutschland. Mit 194 Abbildungen. 11.—20. Tausend. 200 Seiten. Kartoniert M. 1.80, gebd. M. 2.80.*
Der zweite Band über das norddeutsche Dorf erscheint 1914. Diese beiden Bände ergänzen das dreibändige Werk über Die deutsche Stadt und geben einen Bilderschatz der ländlichen Baukunst.

REIN, Dr. Berthold: Der Brunnen im Volksleben. *Mit 105 Abbildungen. 185 Seiten. Geh. M. 3.—, gebd. M. 4.—.*
Berliner Abendpost: „Für Freunde der Heimatkunde ist es ein Buch über volkstümliche Kunst, das über das engere Thema hinaus von Land und Leuten, Stadt und Landschaft viel zu erzählen weiß. Handwerker, Architekten und Kunstgewerbler können manche Anregung daraus schöpfen."

Rothenburg ob der Tauber von Toni Boegner. *Mit mehr als 150 Abbildungen nach Originalaufnahmen und alten Ansichten. 175 Seiten.*
Geh. M. 20.—, in vornehmem Ganzleinenband M. 25.—.
Deutsche Literaturzeitung: „Das gut ausgestattete Buch gibt in einem frisch und fließend geschriebenen Text einen Überblick über das Ganze der Stadt; sein Schwerpunkt aber liegt in den Abbildungen. Hier werden uns in reicher Fülle Ansichten der Stadt, des Taubertals, Kirchen und Häuser, Mauern und Tore, architektonische Einzelheiten, Skulpturen und Bilder vorgeführt."
Berliner Tageblatt: „Ein gut geschriebenes Buch, das mit Liebe und Verliebtheit von dieser alten Stadt erzählt. Es ist das ausführlichste Werk über

dies Städtchen, von dem schon sehr viel geschrieben worden ist. Sehr hübsch sind die Originalphotographien in Großquart, auf gutem Papier vortrefflich reproduziert. Die wunderschönen und selten reproduzierten Holzschnitte und Bildwerke des Tilmann Riemenschneider aus der St. Jakobskirche, Lithographien, alte Aquarelle, Seltenes, Eigenartiges, Wertvolles findet man in diesem großen Abbildungsmaterial.

DIE SCHÖNE DEUTSCHE STADT. *Band I. Süddeutschland von Julius Baum. Mit 193 Abbildungen. 30.—35. Tausend. 203 Seiten.*
Kart. M. 1,80, gebd. M. 2.80.

DIE SCHÖNE DEUTSCHE STADT. *Bd. II. Mitteldeutschland von Gustav Wolf mit 160 Abbildungen. 35.—45. Tausend. 177 Seiten.*
Kart. M. 1.80, gebd. M. 2.80.

DIE SCHÖNE DEUTSCHE STADT. *Band III. Norddeutschland von Gustav Wolf. Mit 200 Abbildungen. 11.—20. Tausend. 200 Seiten.*
Kartoniert M. 1.80, gebd. M. 2.80.

Casseler Tageblatt und Anzeiger. „An der Hand seines reichen, sorgfältig gewählten Anschauungsmaterials sagt der Verfasser des Textes Vortreffliches über die charaktervollen Schönheiten unserer Städte."

Hamburg. Correspondent: „Die Bände bieten das glänzendste Anschauungsmaterial. Jeder Deutsche sollte sie sich anschaffen."

Hannoverland: „Soviel sei heute gesagt, daß hier etwas geschaffen wird, was bei der immer mehr zunehmenden Ausdehnung und Bedeutung unseres Städtewesens nicht nur den für kommende Zeiten verantwortlichen Baukünstlern, sondern jedem mit künstlerischem Empfinden begabten Heimatfreunde ein unentbehrliches Handbuch sein wird."

Westermanns Monatshefte: „Der erste uns vorliegende Band: Mitteldeutschland macht uns mit seinen 160 Abbildungen Blatt für Blatt zu entzückten Mitentdeckern überraschender, oft kaum geahnter Herrlichkeiten."

STEINITZER, Alfred: Aus dem unbekannten Italien. *Mit 130 Eigenaufnahmen und zwei Kartenskizzen. 291 Seiten. Gebd. M. 4. 80.*

Deutsche Alpenzeitung: „Das unbekannte Italien!? So paradox auch der Titel klingt, der Inhalt des Buches rechtfertigt ihn vollauf. Der Autor führt uns abseits von der gewöhnlichen Heerstraße, in Gegenden, die noch im romantischen Schimmer vergangener Tage erglänzen. Es sind lauter Gebiete, die der Durchschnittsreisende in Italien kaum vom Hörensagen kennt. Die helle Freude des Verfassers an der schönen Landschaft, an dem gesunden ursprünglichen Volkstums flutet wie Sonnenschein durch dieses Buch."

STEINITZER, Alfred: Aus dem unbekannten Italien. Neue Folge. *Mit 140 Eigenaufnahmen und einer Kartenskizze. 304 Seiten.*
Geh. M. 5.—, gebd. M. 6.—.

STEINITZER, Alfred: Der Alpinismus in Bildern. *Mit 680 Bildern und 8 Farbentafeln. 482 Seiten. Einbandzeichnung von Ernst Platz.*
Geh. M. 18.—, gebd. M. 20.—.
Österreichische Alpenpost: „Für den Bergsteiger gibt es kein Werk, das soviel Anregung bietet, wie dieses Buch. Jedes der Bilder regt zum Nachdenken an oder weckt Erinnerungen an frohe Bergfahrten.“





Kubin: Vignette zum Doppelgänger

MUSIK

BEETHOVEN, Ludwig van, von W. A. Thomas-San-Galli. *Mit vielen Porträts, Notenbeispielen und Handschriftenfaksimiles. 5. Auflage. 448 Seiten. Geh. M 7.50, gebd. M 10.—.*
Kölner Tageblatt: „Das Buch des bekannten Beethoven-Forschers wird dazu berufen sein, das Volksbuch über Beethoven zu werden."

BRAHMS, Johannes von W. A. Thomas-San-Galli. *Mit vielen Abbildungen, Notenbeispielen und Faksimiles. 278 Seiten. Geh. M 6.—, gebd. M 8.—.*
Neue Hamburger Zeitung: „Es ist ein Buch voll Sachkenntnis und musikalischer Erfahrung. Dazu kommt, daß die Art der Darstellung gewandt, präzis, belehrend und nirgends trocken ist. Der Vorsatz, neben der „Handlichkeit" eine populäre Darstellung vom Werden, Wandern und Wirken des Brahms geben zu wollen, ist dem Verfasser bestens geglückt. Ein Eingehen auf die Schöpfungen des Meisters geschieht immer im passenden Anschlusse an die Darstellung des Lebens. Und zur schnellen Orientierung hilft dem Suchenden eine gut geführte systematische Übersicht der Werke."

BRUCKNER, Anton, Bausteine zu seiner Lebensgeschichte von Franz Graeflinger. *Mit vielen Porträts, Ansichten und Faksimiles. 160 Seiten. Geh. M 5.—, Gebd. M 7.—.*

Das Interieur: „Anton Bruckner ist unbestreitbar der größte Symphoniker seit Beethoven. Wie bei vielen unserer großen Künstler ist die Kenntnis der Persönlichkeit ein Schlüssel zum Verständnis des Werkes. Der Verfasser ist mit großem Fleiß und großer Liebe jahrelang allen Spuren nachgegangen, die zu dem Menschen Bruckner führen. Aus einer Menge kleiner Züge, aus Briefen und Äußerungen Bruckners selbst und seiner Freunde und all derer, die mit ihm in Beziehung waren, läßt er vor dem Leser das Bild eines der liebenswertesten, gütigsten und reichsten Menschen erstehen."

MAHLER, Gustav von Paul Stefan. Eine Studie über Persönlichkeit und Werk. *Mit einem Bildnis. 3. und 4. Auflage. 116 Seiten. Geh. M 2.50, gebd. M 3.50.*

Karlsruher Zeitung: „Paul Stefan ist ein begeisterter Vorkämpfer für Mahlers Kunst; sie ist ihm zum Erlebnis geworden und mit der Kraft des Überzeugten sucht und vermag er auch anderen den Künstler Mahler näher zu bringen. Seinen Darlegungen wohnt eine werbende Kraft inne, und wie er von hoher geistiger Warte aus eindringlich Mahlers Werk verficht, so fesselt er auch durch die anregende und anschauliche Art der Darstellung."

MAHLER, Gustav. *Ein Bild seiner Persönlichkeit in Widmungen, mit der Rodin-Büste in Lichtdruck und Beiträgen von Gerhart Hauptmann, Hugo von Hofmannsthal, Hermann Bahr, Artur Schnitzler, Richard Strauß, Max Reger, Paul Dukas, Bruno Walter, Georg Göhler, Julius Bittner, Anna Bahr-Mildenburg, Oscar Bie, Max Schillings. 95 Seiten. Geh. M 2.—. 70 numerierte Exemplare auf holländisch Bütten, in Seide gebd. M 20.—.*

MUSIKERPORTRÄTS, Drei: R. Wagner, von Renoir; M. Paganini, von Delacroix H. Berlioz, von Daumier. *Feinste Heliogravüren mit Chinaunterlage. Bildgröße 15×22 cm. Papiergröße 32×38 cm. Preis des Blattes M 3.—.*

REGER, Max von M. Hehemann *Eine Studie über moderne Musik. Mit einem Bildnis und vielen Notenbeispielen. 141 Seiten. Geh. M 3.—, gebd. M 4.—*

Hamburgischer Correspondent: „Max Reger, der Vielumstrittene, wird in einem schönen, klugen Buch von Max Hehemann behandelt. Ein Porträt des

Komponisten, viele Notenbeispiele und eine Beilage: das Lied Äolsharfe, schmücken das Buch, das ein zuverlässiger Wegweiser zu Regers Werken ist."

SCHÖNBERG, Arnold. *Mit Beiträgen von Alban Berg, Paris von Gütersloh, K. Horwitz, Heinrich Jalowetz, W. Kandinsky, Paul Königer, Karl Linke, Robert Neumann, Erwin Stein, Anton v. Webern, Egon Wellesz. Mit einem Porträt Schönbergs, fünf Reproduktionen nach seinen Bildern und vielen Notenbeispielen. 90 Seiten. Geh. M 3.—, gebd. M 4.—. Leipziger Neueste Nachrichten: „Die Broschüre, von Freunden und Schülern des Künstlers verfaßt, gibt eine Reihe anschaulicher Bilder davon, wie Schönberg als Mensch, Komponist, Maler, Theorielehrer auf begeisterte Anhänger im unmittelbaren Verkehr zu wirken vermag."*



Johannes Brahms

LUXUSAUSGABEN

erschienen von folgenden Werken:

HONORÉ DE BALZAC: *Ergötzliche Geschichten. Verdeutscht durch Paul Wingler. 150 Exemplare, auf echt Bütten in zwei Schweinslederbände gebunden M 24.—.*

DER BLAUE REITER: *Luxusausgabe, 50 Exemplare, in blaues Leder gebunden. Diese Ausgabe enthält zwei von den Künstlern selbst kolorierte und handsignierte Holzschnitte M 30.—, Museumsausgabe vergriffen.*

J. J. DAVID: Gedichte. *50 Exemplare, auf echt Bütten in blaues Leder gebunden M 8.—.*

GRIECHISCHE LIEBESGEDICHTE. *50 Exemplare auf Bütten in Seide gebunden M 15.—.*

KURTH: Sharaku. *50 numerierte Exemplare, Text auf Japan, Einband japanisches Hirschleder M 45.—.*

KURTH: Japanische Lyrik. *50 numerierte Exemplare auf Japan, gebunden in japanische Rohseide M 12.—.*

GUSTAV MAHLER: *Ein Bild seiner Persönlichkeit in Widmungen. 50 Exemplare auf holländisch Bütten, in Seide gebunden M 20.—.*

MANN: Mnais und Ginevra. *50 Exemplare auf echt van Geldern, in Ganzpergament gebunden, vom Autor signiert und numeriert M 10.—.*

MEIER-GRAEFE: La Collection Cheramy. *30 Exemplare auf van Geldern-Bütten M 120.—. 10 Exemplare auf Kaiserl. Japan M 240.—.*

MEIER-GRAEFE: Hans von Marées. *Museums-Ausgabe Nr. 1—30, mit 3 Mappen, enthaltend Faksimile-Reproduktionen der Handzeichnungen Marées, vergriffen.*

Luxusausgabe: 75 Exemplare, vom Autor signiert, und mit Nr. 31—105 numeriert. Die Textbände wurden auf Van Geldern gedruckt und wie Band II in Halbpergament gebunden. Außerdem erhalten die Besitzer dieser Ausgabe die Photographien der beiden Dreiflügelbilder der Schleißheimer Galerie: „Die Hesperiden“ und die „Werbung“, in der neuen, von Professor Hildebrand entworfenen Aufstellung, im Format 60 : 40 cm, aufgezogen auf Karton. M 200.—.

MERESCHKOWSKI: Leonardo da Vinci. *75 numerierte Exemplare auf holländisch Bütten in zwei dunkelblaue Ganzlederbende gebunden, vergriffen.*

MERESCHKOWSKI: Julian Apostata. *75 numerierte Exemplare auf holländisch Bütten, in blaues Leder gebunden M 16.—.*

MERESCHKOWSKI: Alexander I. *100 numerierte Exemplare auf holländisch Bütten, in Maroquin gebunden M 18.—.*

MICHEL: Hölderlin. *30 Exemplare auf echt Bütten in Saffianleder gebunden M 14.—.*

NEUMANN: Die letzten Tage Gotamo Buddhos. *50 Exemplare auf holländisch Bütten in Ganzleder M 18.—.*

OMAR AL RASCHID BEY: Das hohe Ziel der Erkenntnis. *50 Exemplare auf holländisch Bütten, in Ganzleder gebunden M 18.—.*

OSTINI: Hugo von Habermann, *50 numerierte Exemplare in Seide gebunden M 40.—.*

PIPER: Burgenkunde. *40 Exemplare auf holländisch Bütten, in Schweinsleder gebunden M 60.—.*

QUERI: Die Gesänge des Egidius Pfanzelter. *100 Exemplare auf echt Bütten, in Ganzpergament gebunden, vom Autor signiert und numeriert, die Bilder Paul Neus wurden in dieser Ausgabe mit der Hand koloriert M 12.—.*

QUERI: Bauernerotik und Bauernfehme. *50 Exemplare auf holländisch Bütten, in Schweinsleder gebunden und vom Autor signiert M 32.—.*

DU QUESNE-VAN GOGH: Erinnerungen an Vincent van Gogh. *50 Exemplare auf echt Bütten, in grünes Leder gebunden M 15.—.*

REINHARDT: Simson. *30 Exemplare auf Kaiserlich Japan, in Pergament gebunden, vom Künstler signiert. Diese Ausgabe enthält außerdem eine Original-Lithographie M 30.—.*

SCHOPENHAUER: Sämtliche Werke in 14 Bänden. *200 numerierte Exemplare auf holländisch Bütten, in schwarzes Maroquin gebunden. Auf Wunsch wird der Name des Subskribenten in den ersten Band dieser Ausgabe eingedruckt. Preis pro Band M 28.—.*

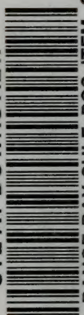
SUSO: Mystische Schriften. *30 Exemplare auf holländisch Bütten in Pergament gebunden und vom Herausgeber, Wilhelm von Scholz, signiert und numeriert.* *M. 12.—.*

TOULOUSE-LAUTREC: Elles. *Elf farbige Lithographien. 39 Exemplare auf Japan, mit zwei unveröffentlichten Skizzen* *M 120.—.*
11 Exemplare ebenso, außerdem mit Beigabe eines Blattes der französischen Originalausgabe *M 200.—.*

Der Verlag versendet auf Wunsch ausführliche, zumeist reich illustrierte Sonderprospekte über die meisten seiner Publikationen.



Königl. Universitätsdruckerei H. Stürtz A.G., Würzburg.


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 09 29 07 08 002 4